



Stadt in Verhandlung

1250 – 1530

STADT
GESCHICHTE
BASEL

CHRISTOPH MERIAN
VERLAG

Stadt in Verhandlung

Stadt in Verhandlung

Basel 1250–1530

Lucas Burkart
Benjamin Hitz
Claudia Modellmog

Herausgegeben
von Lucas Burkart

Inhalt

- 9 Geleitwort zur Stadt.Geschichte.Basel

Lucas Burkart

- 11 Einleitung: Ein Berberaffe im Latrinenturm

Claudia Modellmog

20 Glaube und Wissen

- 22 Expansion der Kirche und Verinnerlichung des Glaubens
34 Erschütterungen der Kirche, Schattenseiten des Glaubens
42 *Das Basler Konzil (Lucas Burkart)*
44 Wissensorte, Netzwerke und Kompetenzen
52 *Die «edlen Wilden» zwischen Neuer und Alter Welt (Lucas Burkart)*

Claudia Modellmog

58 Ressourcen für die Stadt. Anpassungen, Störungen und fragile Konstellationen

- 60 Wasser für die Stadt
68 Die Stadt im Land, das Land in der Stadt
74 Die gebaute Stadt und der städtische Boden
78 Störungen und Katastrophen
86 *Basler Rheinhochwasser:
Historische Berichte und hydraulische Modellierung (Oliver Wetter)*
89 Jenseits von Ressourcen

Claudia Modellmog

94 Haushalt, Unterhalt, Konsum. Lebensweisen zwischen Stadtpalast und Schulden

- 96 Mehr als ein Haus: Aristokratische Anwesen
103 Geschäft, Reputation und Erbe:
Dimensionen eines kaufmännischen Haushalts

- 109 Haushalte zwischen Behaglichkeit und Prekarität
- 110 *Heizung und Öfen in Basler Haushalten (Pia Kamber)*
- 118 Standesgemäss konsumieren

Claudia Modellmog

128 Orte, Räume, Lebensformen. Geselligkeit und Gesellschaft

- 130 Basler Stadträume (*Christoph Matt*)
- 134 Städtische Gesellschaften
- 143 Städtischer Raum als Arena – Wettkämpfe, Feste, Prozessionen
- 150 Räume für Differenzen – Zeiten der Ausgrenzung
- 154 *Ecclesia triumphans: Judentaufen und Mirakel
während des Basler Konzils (Andreas Berger)*

Benjamin Hitz

162 Hand-Werk und Lohn-Arbeit

- 164 Basel als Handwerksstadt
- 174 Omnipräsent und prekär: Textilarbeit
- 185 Kapital und Handwerk: Papier und Buchdruck
- 192 *Spuren des Konzils (Lucas Burkart)*
- 195 Zünfte und neue Arbeitsformen

Benjamin Hitz

200 Handel und Kapital

- 202 Handel
- 217 Münzen, Geld und Kapital
- 218 *Basler Münzen, Münzen in Basel (Benjamin Hitz)*
- 231 Handel gegen Handwerk?

Benjamin Hitz

236 Ordnung und Aufruhr

- 238 Die Stadt regieren
- 238 Ordnungen der Stadtbevölkerung
- 242 Machtkämpfe und die Ratsverfassung
- 249 Zwischen Marktplatz und Münsterhügel
- 250 *Herrschaft zwischen persönlichen Beziehungen und Territorium*
(Benjamin Hitz)
- 255 Die Stadt ordnen
- 265 Stadt und Land

Benjamin Hitz

272 Krieg und Frieden

- 274 Basels Stellung in Europa
- 283 Beziehungen pflegen
- 293 Stadt im Krieg
- 305 Der goldene Baselstab

Lucas Burkart

- 307 Fazit: Das Schillern der Stadt

313 Anhang

- 314 Literaturverzeichnis
- 325 Bildnachweis
- 327 Personenregister
- 329 Ortsregister
- 333 Autorinnen und Autoren
- 334 Dank

Geleitwort zur Stadt.Geschichte.Basel

Von den ersten Siedlungsspuren bis ins 21. Jahrhundert: Die neue Stadtgeschichte erzählt in neun Einzelbänden sowie einem Überblicksband die lange und bewegte Geschichte von Basel und seinen Bewohnerinnen und Bewohnern von den Anfängen bis zur Gegenwart.

Das Projekt Stadt.Geschichte.Basel ermöglichte Geschichtsschreibung unter ungewöhnlichen und kreativen Bedingungen. Konzipiert für ein breites Publikum, wurde die neue Gesamtdarstellung von professionellen Forschenden aus der Archäologie und den Geschichts- und Kulturwissenschaften verfasst. Sie entstand nah an der Forschung, ohne ein universitäres Projekt zu sein, getragen von staatlichen und privaten Geldgebern, entwickelt im Kontakt mit der Bevölkerung. Nicht zuletzt macht die neue Basler Geschichte als erste Kantonsgeschichte der Schweiz ihre Forschungsdaten unter <https://forschung.stadtgeschichtebasel.ch> langfristig frei zugänglich.

Die seit den 1980er-Jahren bestehende Idee, eine neue, zeitgemässe Geschichte Basels zu erarbeiten, griff der Verein Basler Geschichte 2011 zusammen mit dem Departement Geschichte der Universität Basel auf. Kurz zuvor hatten bereits verschiedene parlamentarische Vorstösse dasselbe Ansinnen formuliert. Der politische Wille folgte 2016 dieser Bewegung, indem der Grosse Rat des Kantons Basel-Stadt zwei Drittel der budgetierten Mittel sprach.

Ein Team von über fünfzig Forschenden und Mitwirkenden aus der ganzen Schweiz sowie aus Deutschland, Österreich, Frankreich und weiteren Ländern setzte das ambitionierte Projekt um. Die acht chronologisch angelegten Einzelbände, der neunte Band zum städtischen Raum sowie der Überblicksband waren in der Wahl ihrer thematischen Schwerpunkte wie auch in der Gestaltung ihrer Kapitelstruktur weitgehend autonom. Sie sollten den spezifischen Charakter ihres jeweiligen Zeitraums berücksichtigen und eigene Schwerpunkte setzen, ohne einem festgelegten Raster zu folgen. Wichtig war die Möglichkeit, neue Themen einzubringen, die in älteren Gesamtdarstellungen fehlen. Das Projekt setzte zudem Akzente in Hinblick auf die *Longue durée*, also epochenübergreifende Prozesse über alle Bände hinweg, sowie mit drei aktuellen Forschungsperspektiven aus der Archäologie und den Geschichtswissenschaften: «Verflechtung und Multilokalität», «Mensch und Nichtmensch», «Kontinuitäten und Diskontinuitäten».

Der Blick auf «Verflechtung und Multilokalität» eröffnet die Chance, die Stadt in ihren regionalen, überregionalen, internationalen und globalen Bezügen und Zusammenhängen zu verstehen. Die Frage nach dem Verhältnis von «Mensch und Nichtmensch» lässt die Stadt zum Raum werden, in dem Menschen, Tiere und Dinge koexistieren, sich aber auch konkurrenzieren und gegenseitig prägen. Die Frage nach «Kontinuitäten und Diskontinuitäten» verlangt schliesslich ein Nachdenken über epochale Zäsuren. Denn mit der Festlegung von Anfang und Ende wird auch der Gang der Erzählung bestimmt. So können wichtige Ereignisse oder Einschnitte wie zum Beispiel die Reformation, die Kantonstrennung oder die beiden Weltkriege als Beginn oder Abschluss einer Entwicklung begriffen werden. Daher wurde entschieden, die einzelnen Bände nicht durch scharfe Zäsuren voneinander abzugrenzen, sondern vielmehr beide Perspektiven – Beginn und Abschluss – durch zeitliche Überschneidungen präsent zu halten.

Aufgrund des grossen Engagements des Vereins, der Unterstützung durch die Regierung, die Universität, das Departement Geschichte und die Vindonissa-Professur des Departements Altertumswissenschaften sowie dank der grosszügigen Förderung durch den Grossen Rat des Kantons Basel-Stadt, verschiedene Stiftungen und Institutionen, Unternehmen und zahlreiche Einzelpersonen wurden die Voraussetzungen für die Erarbeitung einer neuen, umfassenden und zeitgemässen Darstellung der Geschichte Basels geschaffen. Dass diese schliesslich realisiert werden konnte, ist der ebenso kompetenten wie ungemein engagierten Arbeit aller Autorinnen, Autoren und Mitarbeitenden zu verdanken. Sie wurden dabei tatkräftig von den Herausgeberinnen und Herausgebern unterstützt, welche die inhaltliche Gesamtverantwortung für die einzelnen Bände trugen. Zusammen mit externen wissenschaftlichen Beraterinnen und Beratern brachten sie alle ihr Fachwissen, ihre Erfahrungen und Perspektiven samt einem hohen Mass an Engagement in das Projekt ein. Das Gleiche gilt für den Stiftungsrat, der mit grosser Verlässlichkeit dafür sorgte, dass die neue Stadtgeschichte gedeihen konnte. Nicht zuletzt gelang es dank der umsichtigen Arbeit der Projektleitung, das gleichermassen inhaltlich anspruchsvolle wie organisatorisch komplexe Projekt erfolgreich, termingerecht und in kollegialer Zusammenarbeit umzusetzen.

Zahlreiche Gedächtnisinstitutionen wie Archive, Bibliotheken, Museen und historische Vereine, darunter die Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, die Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt, das Kantonale Grundbuch- und Vermessungsamt, das Historische Museum Basel und viele andere mehr, haben in vielfältiger Art und Weise zum Gelingen des Projekts beigetragen. Das Büro icona basel entwickelte eine Formsprache, die aktuelle Lesegewohnheiten

mit klassischen Gestaltungsprinzipien verknüpft, und der Christoph Merian Verlag trug in bewährt hoher Qualität die gesamte Organisation der Buchproduktion.

Ihnen allen möchten wir für die gute Zusammenarbeit und die schönen Erfahrungen, die wir im Rahmen des Projekts Stadt.Geschichte.Basel machen durften, sehr herzlich danken.

Im Namen des Stiftungsrats

Regina Wecker

Im Namen der Herausgeberschaft

Susanna Burghartz, Martin Lengwiler

Im Namen der Projektleitung

Patrick Kury

Einleitung: Ein Berberaffe im Latrinenturm

Lucas Burkart

2020 wurde in einer archäologischen Grabung am St. Alban-Graben das Skelett eines Berberaffen aus dem 14. oder 15. Jahrhundert geborgen. Im weichen Sediment eines Latrinenturms hatten sich die Knochen zwischen Speiseresten, Hausrat und Bauschutt erhalten. Die Analyse legt nahe, dass dieser in Nordafrika heimische Affe in Basel als exotisches Haustier gehalten wurde.¹ Die Entdeckung ist aussergewöhnlich. In ganz Europa sind nur wenige vergleichbare Funde bekannt, und die schriftliche Überlieferung weiss von tierischen Affen in Basler Haushalten der Zeit nichts zu berichten. Selbst der Konzilssekretär und spätere Papst Enea Silvio Piccolomini, zu dessen päpstlicher Haushaltung in Rom solche Tiere zählten, erwähnt in seiner Beschreibung Basels nichts Derartiges.

Für die Geschichtsschreibung zu Basel im Spätmittelalter bot aber gerade Piccolominis Text lange Zeit die Vorlage. Insofern bietet der Berberaffe für den vorliegenden Band einen willkommenen Anlass, Fragen zur städtischen Geschichte zu stellen und Aspekte zu beleuchten, welche die Forschung bisher weniger beschäftigt haben. Wie mag das Tier von Afrika nach Basel gelangt sein? In welchem sozialen Milieu war es damals üblich, ein exotisches Haustier zu halten, und wozu? Schliesslich, welches historische Verhältnis von Menschen zur Natur zeigt sich im Schicksal des Berberaffen, der ja nicht nur als Haustier gehalten, sondern nach seinem Ableben in einer Latrine entsorgt worden ist? Der Fund des Affen im Latrinenturm regt dazu an, jüngere Ansätze der Forschung für eine Geschichte Basels fruchtbar zu machen und dabei bewährte Vorstellungen und Narrative der Epoche des Spätmittelalters kritisch zu reflektieren und zu erneuern.

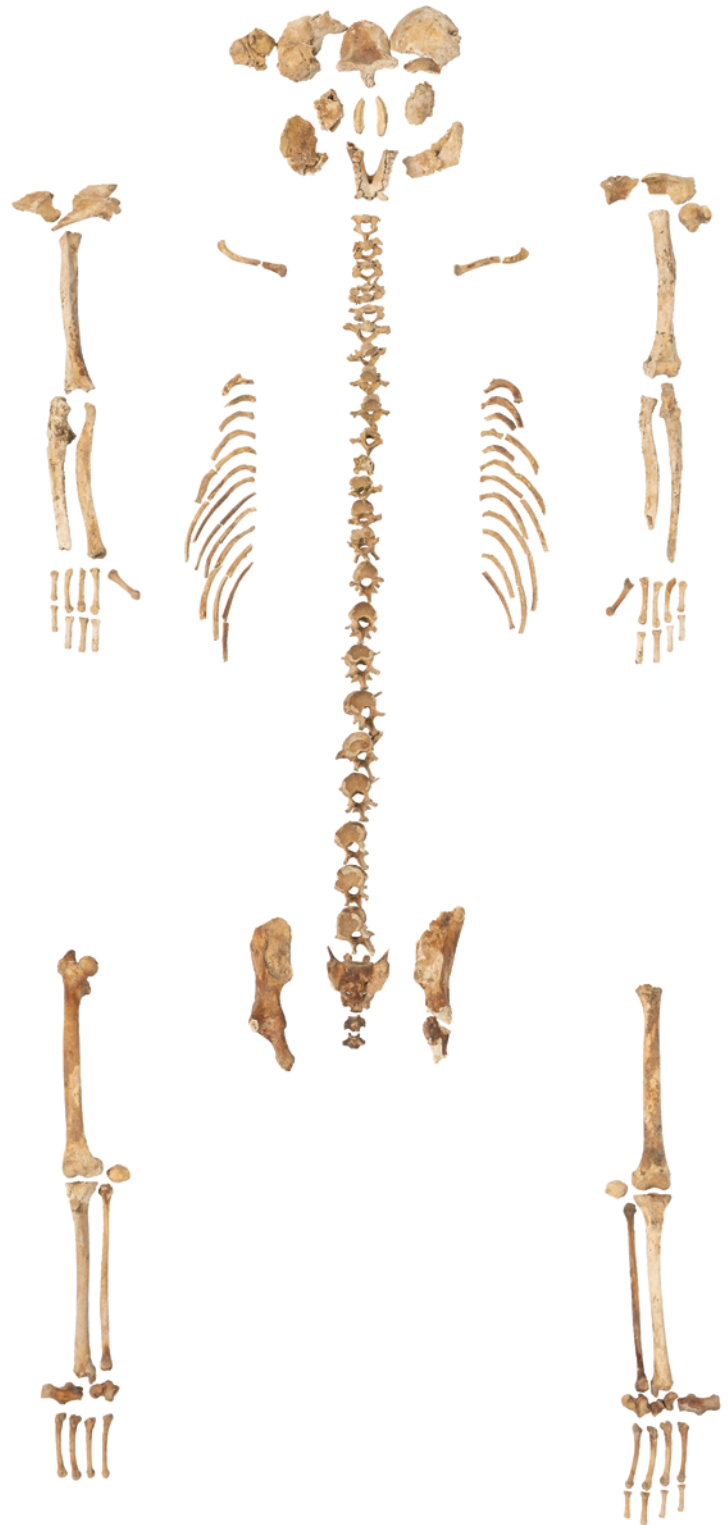
Diese Anliegen greift die hier vorgelegte Darstellung mit ihrem Titel «Stadt in Verhandlung» ebenso auf wie in ihrer Gliederung. Sie folgt keiner strengen Chronologie, sondern schafft in acht Kapiteln thematische Zugänge zur Basler Geschichte zwischen 1250 und 1530. Es wird damit die Vielfalt gesellschaftlicher Akteur:innen und geschichtswissenschaftlicher Perspektiven gegenüber der Vorstellung eines linearen Geschichtsverlaufs gestärkt. Für diese hat die ältere Forschung im Motiv der «Emanzipation» eine starke Erzählung gefunden. Dabei wurde Emanzipation durchaus vielfältig verstanden – politisch, religiös und wirtschaftlich –, jedoch zugleich mit Blick auf ein Erreichen vermeintlicher historischer

Ziele der Basler Geschichte verwendet: die Emanzipation des städtischen Rats von der Bischofsherrschaft, die punktuelle und vorübergehende Überwindung der städtischen Ökonomie aus den Beschränkungen zünftischer Wirtschaftsordnungen, der Beitritt Basels zur Eidgenossenschaft 1501 oder schliesslich die Emanzipation der Gläubigen von der römischen Kirche in der Reformation.

So richtig einzelne Beobachtungen auch heute noch sein mögen, liegt ihnen dennoch keine allgemeine Gültigkeit, lineare Entwicklung oder vermeintliche Zielorientierung der Geschichte zugrunde. Doch in exakt diesem Sinn verstand die ältere Forschung ›Emanzipation‹ und erhob sie zur ›grossen Erzählung‹ der Basler Geschichte, die sich ihrerseits passend in ein allgemeines Modernisierungsnarrativ einschrieb. Der vorliegende Band bricht bewusst mit dieser historiografischen Tradition auch durch eine thematische Gliederung, die andere Erzählungen nahelegt. In derartigen Neuausrichtungen verliert möglicherweise auch der Fund eines Berberaffen im Latrinenturm den Status einer Kuriosität und eröffnet Fragehorizonte, die nicht mehr ausserhalb, sondern im Zentrum der Darstellung zu liegen kommen.

Mit den Deutungsverschiebungen der jüngeren Forschung hat die Historiografie zu Basel Anteil an Tendenzen und Entwicklungen im Fach insgesamt. Dabei haben verschiedene Trends und Turns, Methoden und Theorien die Perspektiven bereichert. Zahlreiche Einzelstudien zur Stadtgeschichte, zu bischöflicher Herrschaft, zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, zur Geschlechter-, Kultur- und Objektgeschichte und zur Verflechtungsgeschichte haben Zugänge geschaffen, in denen sich das (Spät-)Mittelalter nicht nur in Basel neu beleuchten und untersuchen lässt. Für stadtgeschichtliche Untersuchungen haben sich Anregungen aus Nachbardisziplinen als besonders fruchtbar erwiesen. Neben den in Museen und Sammlungen verwahrten Kunstschatzen wurden vermehrt auch (Alltags-)Objekte als Teil der materiellen Kulturen des Spätmittelalters erforscht, an denen weite soziale Kreise teilhatten. Schliesslich fanden auch die zum Teil bereits länger bekannten Funde und Ergebnisse archäologischer Forschung Eingang in stadtgeschichtliche Untersuchungen. Für Basel gilt das in ausgeprägtem Masse.

Ein wesentliches Ergebnis dieser Entwicklung besteht darin, dass vermehrt neue Gruppen als im Geschichtsverlauf wesentliche Akteur:innen ausgemacht und beschrieben werden; damit geht eine Pluralisierung historischer Handlungs- und Interaktionsfelder einher, die intensiver untersucht werden. Insgesamt trägt dies zu einem differenzierteren Tableau von Ereignissen und Prozessen bei und verbessert das Verständnis des Zusammenwirkens von Handlung und Struktur in historischen Gesellschaften. Vermeintlich distinkte Bereiche, die als Dichotomien



1 Skelett eines Berberaffen, 15. Jahrhundert. — Die säuberliche Anordnung dieser im Basler Stadtgraben aufgefundenen Knochen ist trügerisch. Sie erlauben zwar, die sterblichen Überreste als diejenigen eines aus Nordafrika stammenden Berberaffen zu bestimmen. Über das Leben dieses Tiers lassen sie aber nur wenige und weitgehend ungesicherte Schlüsse zu. Sein Leben dürfte in weit weniger geordneten Bahnen verlaufen sein, als es die Präsentation der Knochen zu wissenschaftlichen Zwecken insinuiert. Als Ausgangspunkt, um die Geschichte Basels im Spätmittelalter neu zu erzählen, erweist sich dieser aussergewöhnliche Fund dennoch als geeignet.

lange Zeit historiografisches Erzählen dominiert haben, werden so durchlässiger und fluider. ‹Kirche und Stadt› wird zu ‹Kirche in der Stadt› und befreit sich dadurch vom Ballast weitgehend moderner Vorannahmen, die sowohl den Blick auf die Bedeutung von Kirche und Religion etwa für die städtische Ratspolitik verstellen, wie sie die wirtschaftlichen Interessen und Teilhabe etwa eines Frauenklosters im städtischen Immobilienmarkt übersehen. In diesem Sinn ist der Titel des vorliegenden Bandes ‹Stadt in Verhandlung› programmatisch zu verstehen; er möchte die Arrangements einer spätmittelalterlichen Stadtgesellschaft in ihren inneren wie äusseren Funktions- und Wirkungsweisen als Aushandlungsprozess in vielfältigen Bereichen, von unterschiedlichen Kräften und hoher Dynamik verstehen und darstellen.

Der Bandtitel ‹Stadt in Verhandlung› stellt eine Denkfigur bereit, welche verschiedene Perspektiven, widerläufige Entwicklungen, Ambivalenzen und allgemein die Offenheit historischer Prozesse betont. In den Kapiteln werden die divergierenden Kräfte innerhalb der städtischen Gesellschaft sowie in ihren Ausenbeziehungen als Handlungen und Strukturen beschrieben, die immer aufs Neue Gegenstand von Verhandlungsprozessen waren: ‹Stadt› wurde sozial, wirtschaftlich, religiös und politisch ver- und ausgehandelt. Der Zeitraum zwischen 1250 und 1530 zeichnet sich auch dadurch aus, dass sich die Gruppen derjenigen veränderten, die an diesen Verhandlungen teilhatten; neue Akteur:innen kamen hinzu, andere verloren ihre Bedeutung in diesen Prozessen.

Schliesslich lässt sich mit dem Titel auch die doppelte Natur des historischen Forschungsprozesses fassen: als Auseinandersetzung mit den aus dem Untersuchungszeitraum überlieferten Quellen sowie als Verhandlung mit der bereits vorliegenden Forschung. Beide Aspekte sind miteinander verbunden und müssen dennoch immer wieder voneinander geschieden werden, um einen eigenen, neuen Blick auf die Vergangenheit gewinnen zu können.

Der vorliegende Band verhandelt die Geschichte Basels zwischen 1250 und 1530 in acht thematisch aufgebauten Kapiteln. Wurde in älteren Darstellungen Kirche, Frömmigkeit und vorreformatorischer Glaube als gleichsam mittelalterliches Relikt häufig in einem separaten Kapitel behandelt, beginnt der vorliegende Band bewusst mit diesem Themenkomplex. Dabei wird auch das enge Band in Erinnerung gerufen, das im Mittelalter zwischen ‹Glaube und Wissen› bestand. Wissen als Tradition und Innovation war gleichermassen untrennbar mit der Kirche und ihren Einrichtungen verbunden. In Predigt und Seelsorge fand die christliche Kosmologie weite Verbreitung und durchdrang alle Lebensbereiche. Auch jenseits der Theologie prägte die kirchliche Ideologie Wissensbereiche religiös.

Dies gilt für neue Technologien in Agrarwirtschaft, Ökonomie und Energiegewinnung ebenso wie für die Begegnung der christlichen Mehrheitsgesellschaft mit anderen Religionen.

Vergleichbar präsent war für die städtische Gesellschaft die Frage nach Ressourcen, ihrer Beschaffung sowie entsprechender Regimes geteilter Nutzung. In dieser Perspektive endet die Stadt weder am Mauerring noch an der Bannmeile, sondern zeigt sich als tief in die lokalen Ökologien und transregionalen Güterströme eingebettet und mit diesen verflochten. Für Basel erweisen sich die Wasserläufe von Rhein, Wiese, Birs und Birsig bereits topografisch und damit auch mit Blick auf die urbanistische Entwicklung als besonders prägend. Zugleich blieb das Verhältnis zur Natur und ihren Ressourcen anfällig für Störungen und Katastrophen; Missernten, Erdbeben, Fluten, Brände und Seuchen bedrohten städtisches Leben häufig existenziell. Das Kapitel «Ressourcen für die Stadt» beleuchtet, wie solche Krisen nur in gemeinschaftlichen Regimes zu bewältigen waren, wie auch die Ausscheidungen des Stadtkörpers eine anhaltende Herausforderung für das Gemeinwesen darstellten.

Im Anschluss taucht die Darstellung in die kleinste Einheit städtischer Lebensformen ein: die Haushalte. Diese ebenso sozialen wie ökonomischen Formationen banden materielles und symbolisches Kapital gleichermassen. Dabei zeigt sich im Wohlstand eine weit geöffnete Schere. In «Haushalt, Unterhalt, Konsum» ist der Blick in die Häuser und ebenso auf deren Ausstattung gerichtet; neben der erhaltenen Bausubstanz geben archäologische Funde ein Bild vom städtischen Alltag, auch wenn der Grossteil der Überlieferung das Leben sozialer Eliten spiegelt. Im Haus wurden schliesslich auch Beziehungen zwischen den Geschlechtern und Generationen gelebt, wobei die Obrigkeit hierfür einen rechtlichen Rahmen vorgab. Schliesslich galt es für den Erhalt eines Hauses zu sorgen, wofür Eheschliessungen und Erbschaften die wichtigsten Instrumente darstellten.

Ihr stadträumliches Pendant finden die Haushalte in den «Orten der Stadt». Zunächst bestimmte die Topografie den Charakter der Siedlung; zweigeteilt durch den Rhein, verbunden durch die Rheinbrücke, seit 1392 auch politisch eine Einheit mit anhaltenden (feinen) Unterschieden. Zudem griff städtisches Leben bald über den Mauerring hinaus: die Vorstädte entstanden. Zur Stadt wurde der physische Raum aber erst durch Vergesellschaftung. Zünfte und Gesellschaften organisierten das Leben und bildeten mit ihren Trinkstuben städtische Orte aus. Für Feste, Prozessionen, Turniere und Wettkämpfe bot der Stadtraum die Bühne, auf der sich die städtische Gesellschaft inszenierte – für sich selbst ebenso wie für ein auswärtiges Publikum. Bei solchen Gelegenheiten wurde

aber nicht nur städtische Zusammengehörigkeit beschworen, sondern auch soziale Distinktion reproduziert und mancher Konflikt ausgetragen. In der physischen Stadt wurde schliesslich auch Raum für die ‹Anderen› geschaffen, teils durchlässig, teils klar markiert.

Die beiden folgenden Kapitel untersuchen die wirtschaftliche Grundlage und Entwicklung Basels im Spätmittelalter. Unter den Stichworten ‹Hand-Werk und Lohn-Arbeit› und ‹Handel und Kapital› behandeln sie allgemeine Phänomene wie die zunehmende Monetarisierung, die gesteigerte Arbeitsteilung oder die dynamische Entwicklung des Fernhandels. Diese bildeten den Rahmen für eine Analyse der städtischen Wirtschaft in ihren lokalen Ausprägungen und überregionalen Netzwerken. Wie jede Stadt wies auch Basel hoch diverse Formen des Wirtschaftens auf; sie reichten von Bettel und Tagelöhneri bis zu Hochfinanz und Handel, mit dem der Reichtum erwirtschaftet wurde, der Basel von anderen Städten unterschied. Flankiert von einer geschickten Wirtschaftspolitik wurde dieser Reichtum weiter vermehrt. Dies kam der Ansiedlung kapitalintensiver Wirtschaftszweige wie dem Buchdruck ebenso zugute, wie es Basel am Ende des 15. Jahrhunderts zum wichtigsten Finanzplatz am Oberrhein machte. Doch am Aufschwung der städtischen Wirtschaft partizipierten längst nicht alle – und schon gar nicht alle gleich. Die Entlohnung für Arbeit war oft gering, häufig musste der Lohn vor Gericht erstritten werden. Der wirtschaftliche Aufschwung verstärkte auch ökonomische Ungleichheit.

Den Band beschliessen zwei Kapitel zur sozialen, politischen und kriegerischen (Un-)Ordnung der Stadt und ihrer Einbettung in die überstädtischen Kontexte von Allianzen, Bündnissen, Konkurrenzen und Konflikten. Die Verdichtung, die eine Stadt in vielerlei Hinsicht darstellt, erfordert Ordnung, die stets aufs Neue zu schaffen ist, während sie tagtäglich infrage gestellt wird. ‹Ordnung und Aufruhr› sind die Pole, zwischen denen städtischer Alltag dauerhaft oszillierte. Normative Vorgaben, physische Gewalt und symbolische Kommunikation kollidierten dabei ebenso häufig, wie sie gemeinsam dazu beitrugen, Ordnung zu verhandeln. In diesen Prozess war die gesamte Bevölkerung involviert, waren doch zahlreiche Lebensbereiche von Ordnungsvorstellungen geprägt. Im Untersuchungszeitraum stellte aber nicht nur der Erhalt der Ordnung eine dauerhafte Herausforderung dar, sondern es wandelten sich auch die Zuständigkeiten. Gerade im Innern existierten lange Zeit verschiedene Machtpole, die stets in Bezug zum Bischof standen. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts kristallisierte sich zunehmend der Rat als derjenige Ort heraus, der in unterschiedlichen Lebensbereichen als Obrigkeit auftrat und Ordnungsanspruch erhob. Dies betraf zunehmend auch kirchliche Belange,

sodass Kirche und Stadt vermehrt im Gegensatz zueinander auftraten, dessen Kulminationspunkt in der Vertreibung des Bischofs als weltlicher Herr 1521 einerseits und der Reformation 1529 andererseits erreicht wurde.

Mit ›Krieg und Frieden‹ blickt der Band zum Schluss auf die politischen Aussenbeziehungen der Stadt. Dabei gelten auch für das Spätmittelalter kriegerische (Klein-)Konflikte als der Normalzustand, anders als es die westeuropäische Erfahrung heutiger Generationen nahelegt. Umgeben von zahlreichen politischen Akteuren – Reich, Habsburg, Eidgenossenschaft, Burgund und lokale Adels Herrschaften –, die selbst dynamischen Entwicklungsprozessen unterlagen, fusste die städtische Aussenpolitik auf einem Geflecht komplexer Bündnisse und Abkommen. Dessen Grundlage war bis 1521 das Bischofsrecht, mit dem der Bischof als weltlicher Fürst von Basel einst vom Kaiser ausgestattet worden war. Hinzu trat am Ende des 13. Jahrhunderts die ›Handfeste‹, mit welcher der städtische Rat als politischer Faktor Profil gewann. An den grossen kriegerischen Ereignissen des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts nahm Basel meist als Verbündeter eidgenössischer Orte teil: St. Jakob, Burgunderkriege oder Marignano. Krieg konnte aber nicht nur Leid, Schmerz und Tod bedeuten, sondern auch Triumph und Gewinn; er war bereits im Spätmittelalter ein lukratives Geschäft.

Die thematische Gliederung des Bandes betont nicht nur die Vielfalt an Akteur:innen, Lokalitäten, Perspektiven und Erfahrungen, sondern versucht, die untersuchten Aspekte in ihren Tiefendimensionen für die Stadt zu beleuchten. Um Fernand Braudels berühmte Metapher aufzurufen und sie zugleich zu modifizieren: Selbst die kriegerischen Ereignisse der Schlusskapitel werden in diesem Band weniger als Gekräusel auf dem Wellenkamm denn als Teil der tieferliegenden und langsameren Bewegungen des Wassers im Meer der Geschichte verstanden.² Insofern steht auch der Fund eines Berberaffen im Latrinenturm paradigmatisch für die in diesem Band eingenommene Forschungsperspektive auf die Geschichte Basels im Zeitraum zwischen 1250 und 1530. Antworten auf die Fragen, die mit dem Fund des Affen aufgeworfen sind, liegen in einer Darstellung, welche die städtische Gesellschaft eingebettet in vielfältige Bezugssysteme schildert, die nach innen und aussen gleichermaßen wirkten und historischen Eigenlogiken folgten. Damit lässt der vorliegende Band eine Sicht hinter sich, welche das Spätmittelalter darauf reduziert, den Kern späterer Entwicklungen in sich zu tragen.

Anmerkungen

1 Schernig Mráz; Allemann 2021.

2 Braudel 1992.

· M D X X V I ·



Claudia Modellmog

Glaube und Wissen

Basel erlebte im 13. Jahrhundert einen religiösen Aufbruch, den die neuen Orden armer Bettelbrüder anführten. Mit päpstlichem Segen mischten sie sich unter die Bewohnerschaft und suchten die neue Welt mit der göttlichen Ordnung zusammenzudenken – eine Welt, die grösser und komplizierter geworden war, verändert von Handelsgeschäften, neuen Techniken und Kontakten. Bildung sollte die Grundlage ihrer Seelsorge sein, die Predigt ihr wichtigstes Medium. Der Zulauf war gross. Doch das nächste Jahrhundert brachte Verunsicherung. Während sich Missernten häuften und die Pest nach Europa kam, stritten in Avignon residierende Päpste mit dem Basler Domkapitel um die Bischofswahlen. Schliesslich ergriff die Spaltung das Papsttum und damit die ganze Kirche. Zugleich mehrten sich die Rufe nach Reform. Die grossen Kirchenversammlungen erfüllten die Hoffnung auf Heilung nicht. Das Basler Konzil wurde zum Zeichen ihres Scheiterns. Der Stadt aber brachte das Konzil neue Impulse. Die zu Konzilszeiten aufgestockten Bibliotheken zogen Drucker und Humanisten an. Der Rat wagte die Gründung einer Universität: Weichenstellungen für Basels Zukunft.

Expansion der Kirche und Verinnerlichung des Glaubens

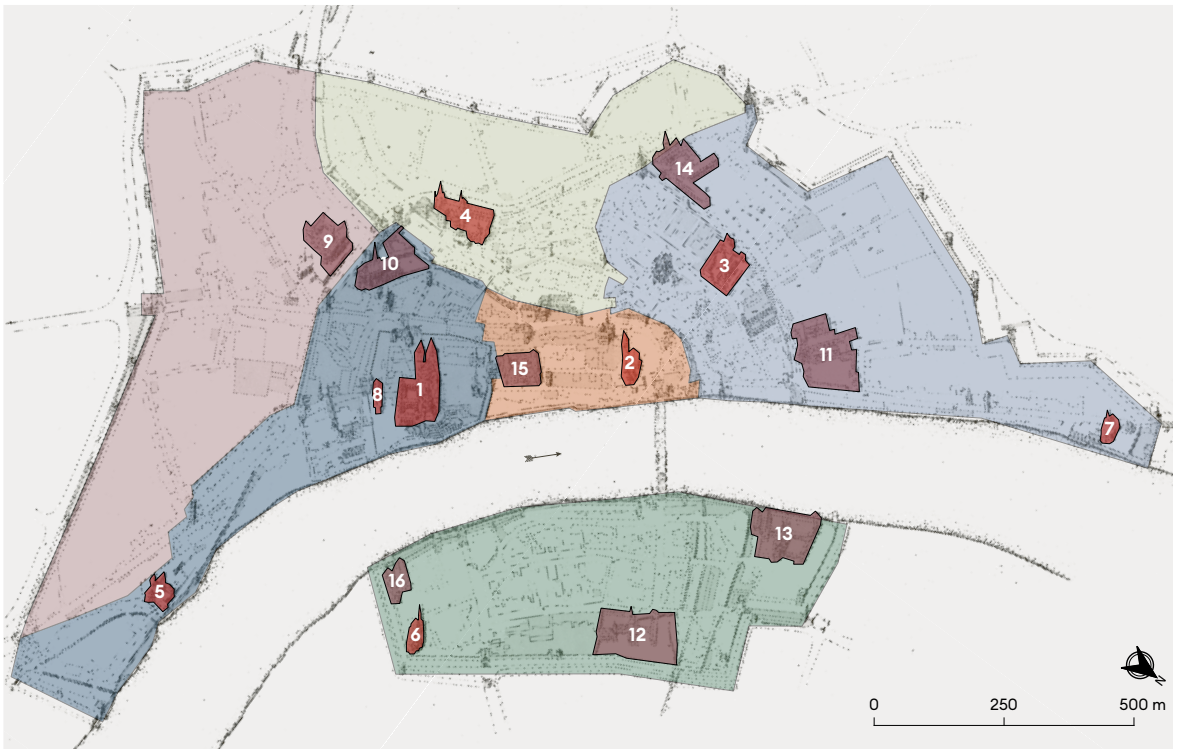
In den 1260er-Jahren begrüßte das Basler Dominikanerkloster einen neuen Bruder, der sich dort bald der Geschichtsschreibung zuwandte und all das notierte, was ihm wissenswert schien. Seinen Namen nannte er nicht, doch hielt er fest, im Jahr 1221 geboren und 1238 dem Orden der Dominikaner beigetreten zu sein. Die Forschung nennt ihn behelfsweise den Colmarer Dominikanerchronisten, denn 1278 wechselte er von Basel nach Colmar und half dort, eine neue Niederlassung seines Ordens aufzubauen. Er führte seine Aufzeichnungen bis zu seinem Lebensende um das Jahr 1305 weiter. Dazu gehörte eine knappe Abhandlung, in der er die Zustände im Elsass um 1200 mit seiner Gegenwart verglich. Und die schnitt eindeutig besser ab als die vergangene Zeit: Die Geistlichkeit habe an Zahl zugenommen und an Wissen. Sehr nützliche Werke seien seither verfasst worden: Grammatiken, Rechtskompendien, theologische Enzyklopädien. Viele Klöster für fromme Frauen seien entstanden. Basel und Strassburg seien nun besser gebaut, Wälder in fruchtbare Felder verwandelt, neue Tier- und Pflanzenarten eingeführt. Kaufleute und Handwerksmeister, die ihre Kunst beherrschten, seien keine Seltenheit mehr.¹

Die Vervielfältigung der Basler Kirchenlandschaft

Die Fortschrittserzählung des Chronisten passt zur Einschätzung der modernen Forschung. Das 13. Jahrhundert war eine Zeit mit steigenden Bevölkerungszahlen, Siedlungskonzentration in Dörfern und Städten, handwerklicher Spezialisierung und intensiviertem Handel, der sich bis in den Fernen Osten erstreckte. Auch die Kirche wuchs. Basel, in einem der Ballungsräume europäischer Urbanisierung gelegen, eine Bischofs- und Handelsstadt, erlebte damals einen regelrechten Boom von Klostergründungen. 1230 ist mit St. Maria Magdalena an den Steinen erstmals ein Frauenkloster in der Stadt dokumentiert, fünfzig Jahre später waren es vier. 1231 kamen die ersten Franziskaner, und 1233 lud Bischof Heinrich die Dominikaner in die Stadt ein, auf dass sie mit eifriger Seelsorge für das Heil der Bevölkerung wirkten.²

Zeitgleich wurde in der Stadt die Abgrenzung der Pfarrbezirke vorangetrieben.³ In der etablierten Kirchenorganisation bestimmte die Pfarrzugehörigkeit das Leben der Laien von der Taufe bis zum Begräbnis. Hier sollte man zur Beichte

Wichtigste Basler Kirchen und Pfarrsprengel um 1400



2 Die Karte verdeutlicht Grundzüge der Basler Sakraltopografie um 1400. Neben den hier gezeigten Orten sind weitere erwähnenswert: Wer heute vom Bahnhof SBB ins Zentrum spaziert, kommt zuerst an der St. Elisabethenkirche vorbei. Früher stand in dieser Zone, nahe beim Steinenkloster (9), eine kleine Kapelle, die um 1400 aber Zentralort für die St.-Ulrichs-Gemeinde war. Dazu gehörten neben der Bewohnerschaft der umliegenden Vorstädte auch die Leute aus Binningen und Bottmingen. Die eigentliche Pfarrkirche St. Ulrich (8) lag ausserhalb des Pfarrsprengels auf dem Münsterhügel und wurde vom Domkapitel besetzt. Auch der winzige Pfarrsprengel, den die Johanniter (7) St. Peter (3) abtrotzten, fehlt in der Darstellung. Auf den einstigen Klostergebäuden sind heute oft grössere Gebäude oder öffentliche Parks untergebracht – vom Kollegienhaus über die Claramatte bis zum Kasernenareal. Selbst in der Beseitigung, im Bruch, prägen die kirchlichen Institutionen des alten Basel also das neue mit.

Kirchsprengel

- St. Theodor
- St. Alban
- St. Leonhard
- St. Martin
- St. Peter
- St. Ulrich

Basler Kirchen mit Pfarrrechten

- 1 Münster (Pfarrrechte früh delegiert)
- 2 St. Martin
- 3 St. Peter
- 4 St. Leonhard
- 5 St. Alban
- 6 St. Theodor
- 7 St. Johann (Johanniter)
- 8 St. Ulrich

Basler Klostergründungen ab 1230

- 9 Steinenkloster
- 10 Barfüsser (Franziskaner)
- 11 Prediger (Dominikaner)
- 12 St. Clara (vorher Sackbrüder)
- 13 Klingental
- 14 Gnadental (vorher Barfüsser)
- 15 Augustiner-Eremiten
- 16 Kartause

gehen, zum sonntäglichen Gottesdienst und zu anderen hohen Festen, an denen die Arbeit zu ruhen hatte und die nicht in jeder Kirche dieselben waren. Jede Kirche in der Stadt, ob Pfarrkirche oder nicht, pflegte besondere Heiligenkulte, hatte eigene Reliquien, Altäre und Glockenklänge, Feiertage und Prozessionen. Als Heilsorte und Grossbauten schrieben sich die geistlichen Häuser in die mentale Landkarte der Bewohnerschaft ein. Das zeigt sich etwa an zeitgenössischen Lageangaben – von der St. Alban-Vorstadt über die Augustinergasse bis zum Quartier St. Johann.

Die Vervielfachung und Diversifikation der Basler Kirchenlandschaft im 13. Jahrhundert liess das Frömmigkeitsangebot weit über die Pfarrzugehörigkeit hinaus wachsen. Das blieb nicht folgenlos. Die Intensivierung der Frömmigkeit zählt zu den langfristig stabilen Signaturen der Zeit zwischen 1250 und 1530 und zu den Voraussetzungen der Reformation.

Die Stadt im Fokus der Seelsorge bei den Bettelorden

Die Wegbereiter intensivierter Frömmigkeit waren bis ins 14. Jahrhundert die sogenannten Bettelorden. Deren bekannteste, heute meist nach ihren Gründern Franziskus und Dominikus benannt, hiessen bei den Zeitgenossen Barfüsser (Franziskaner) und Prediger (Dominikaner). Auf die Ansammlung von Reichtum und Menschen in den Städten – den neuen Zentren der Sünde – reagierten sie mit einem Leben in freiwilliger Armut. Anders als das ältere Mönchtum lehnten sie anfänglich nicht nur individuellen, sondern auch gemeinschaftlichen Besitz ab und erarbeiteten oder erbettelten sich ihren Unterhalt. Ausgehend von den süd- und westeuropäischen Urbanisierungsräumen expandierten die neuen Orden in gezielten Kampagnen in die nordalpinen Regionen. Ihre Basler Konvente zählen zu den frühen Erfolgen dieser Mission. Die Dominikaner hatte der Basler Bischof sogar eingeladen. Ihm ging es vielleicht nicht nur um bessere Seelsorge, sondern auch um neue Bündnispartner. Die Bettelorden in Basel zu unterstützen, war womöglich auch ein Schachzug, mit dem der Bischof prokaiserlichen Parteibildungen etwas entgegensetzen wollte. Denn die Bettelorden waren direkt dem Papst unterstellt, Träger einer päpstlich sanktionierten Kirchenreform, die auf sittliche Erneuerung des Klerus ebenso abzielte wie auf die Bekämpfung von abweichenden Glaubensmeinungen, auf bessere Betreuung und Einbindung der Laien in die Kirche.⁴ Und sie standen in den Konflikten, die Kaiser Friedrich II. mit dem Papsttum austrug, fest an der Seite des Papstes. Friedrich indessen hatte den Baslern das Privileg zur eigenständi-

gen Wahl eines Rats erteilt, das er auf Druck des Bischofs allerdings hatte zurücknehmen müssen.⁵

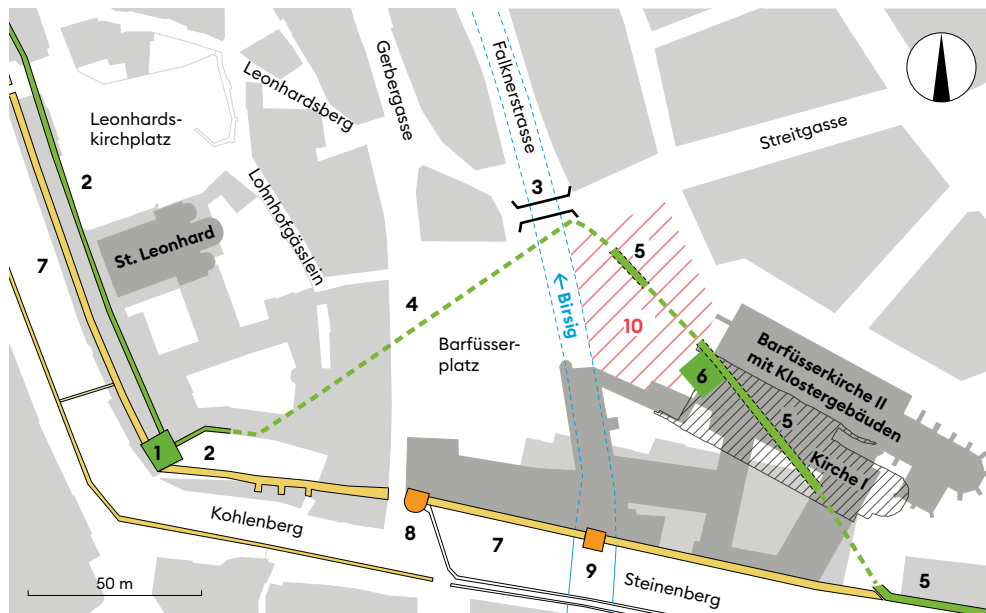
Die neuen Orden mögen situativ Verbündete des Basler Bischofs gewesen sein, strukturell waren sie auch eine Gefahr. Jeder Bischof war der oberste Wächter seiner Diözese. Im 13. Jahrhundert hatten die Päpste bereits erreicht, dass sie – und nicht mehr der König – die Einsetzung der Bischöfe vornahmen. Die Wahl der Domkapitel vor Ort konnten sie dabei übergehen. Mit den Bettelorden, die von Beginn an über eine sehr gute Verwaltung verfügten und dem Papst, nicht den Bischöfen, unterstellt waren, entstand nun eine gewichtige parallele Struktur kirchlicher Hierarchie neben der Bistumsgliederung – mit dem Papst an der Spitze beider Organisationsformen. Die neuen Orden stärkten das Papsttum einmal mehr.

Daraus resultierende Probleme wurden sehr schnell beim Recht auf die Seelsorge spürbar, die bis dahin die Bischöfe den Pfarrkirchen übertragen hatten. Die Bettelordenspriester hingegen hatten ihr Seelsorgemandat vom Papst. Dabei ging es nicht nur um die Erlaubnis zur Predigt, sondern auch um beträchtliche Einkünfte, von Spenden beim Gottesdienst über den Beichtpfennig bis hin zu Begräbniskosten. Ein Teil dieser Gebühren und Spenden floss nun an die Bettelorden, deren Laienfriedhöfe sich bald zu füllen begannen. Konflikte mit den älteren Basler Kirchen, welche die Pfarrrechte innehatten und Ausgleichszahlungen forderten, begleiteten deshalb den Erfolg der Bettelbrüder.⁶

Die Bettelorden ermöglichten sehr heterogenen Kreisen die Partizipation am Heilsweg. Noch im 13. Jahrhundert wurden alle Basler Frauenkonvente den sogenannten zweiten Orden der Franziskaner und Dominikaner angeschlossen und von den Basler Brüdern geistlich betreut. Schon um 1300 dominierten in den Konventen Männer und Frauen aus Basel selbst und dem nahen Umland, besonders dem Elsass. Die Aristokratie ging dabei voran; im Laufe des 14. Jahrhunderts stieg der stadtbürgerliche Anteil. Den Bettelordensschwestern wurde allerdings nicht zugestanden, was die Brüder für sich beanspruchten, die sich predigend unters Volk mischten. Für die Schwestern bedeutete der Eintritt in ein Kloster strikte Klausur. Allerdings betreuten die Brüder auch eine Anhängerschaft von sogenannten Beginen und Begarden; Menschen, die einzeln oder in Gruppen ein Leben in Busse und freiwilliger Armut führten, ohne sich mit klösterlichen Gelübden von der Welt abzusondern. Frauen wählten diese Lebensform – in Basel erstmals 1270 belegt – öfter als Männer. Bis ins 14. Jahrhundert entstanden mehr als zwanzig Beginenhäuser in der Stadt. Die Basler Franziskaner nahmen die ihnen zugewandten Beginen bald in einen eigens für sie geschaffenen Dritten Orden auf, jenen für die in Busse lebenden Laien.⁷

Unübersehbaren Ausdruck fand der Erfolg der Bettelorden in den grossen Kirchen, die sie errichteten.⁸ Solche Projekte waren nicht ohne Mithilfe der breiten Bevölkerung zu stemmen.⁹ Die Orden teilten diesen Erfolg denn auch wieder, indem sie ihre Kirchen für Versammlungen der Stadtgemeinde öffneten.¹⁰

Barfüsserkirche und Stadtmauer im 13. Jahrhundert



3 Im Jahr 1256 fand am Basler Barfüsserplatz, der erst seit der Reformation so heisst, eine Kirchweihe statt. Der Standort am Grossbasler Stadtfluss, dem Birsig, wo sich ein dicht besiedeltes Handwerkerquartier befand, war gerade eben in den neuen Mauerring der Stadt einbezogen und 1250 den Barfüsserbrüdern übergeben worden. In nur wenigen Jahren errichteten die Brüder eine Kirche mit 40 Meter langem Schiff und 25 Meter langem Chor. Schon zwanzig Jahre später folgte ein noch grösserer Neubau. Dafür wurde das Bodenniveau durch Kiesaufschüttung um zwei Meter angehoben und ein Chor errichtet, der jeden anderen in der weiteren Region an Höhe übertraf. Das bei den Bettelorden übliche Konzept der Hallenkirche, in dem Mittelschiff und Seitenschiffe als verbundene Räume aufgefasst wurden, eignete sich besonders gut für die Predigt vor grossen Menschenmengen. Auch damit kamen die Bettelorden den Bedürfnissen der Stadtgemeinde entgegen.

- 1 Lohnhof: Eckturm der Burkhardtschen Stadtmauer
- 2 Nachgewiesener Verlauf der Burkhardtschen Stadtmauer bei St. Leonhard
- 3 Birsigbrücke (Nennung 1299)
- 4 Burkhardtsche Stadtmauer vermutet
- 5 Burkhardtsche Stadtmauer nachgewiesen
- 6 Mutmasslicher Turm zur Burkhardtschen Stadtmauer
- 7 Innere Stadtmauer
- 8 Eselturm
- 9 Wasserturm
- 10 Situation des Friedhofs (nach 1250, 1285 vergrössert, 1528 aufgehoben)

Der Bau mächtiger Bettelordenskirchen markiert einen doppelten Wandel.¹¹ Zum einen war das Umherschweifen der Brüder Geschichte. Für die Orden wurden die Städte zu festen Zentren, während sie im Umland, das sie in eigens abgegrenzten Bezirken betreuten, nur sporadisch erschienen. Zum anderen verlangten die sakralen Grossbauten ebenso wie der seelsorgerische Impetus, dass viele Brüder zu Priestern geweiht wurden, denen sakramentale Handlungen erlaubt waren. Deshalb bauten die Orden, angeführt von den Dominikanern, spezielle Ausbildungssysteme auf. Eigens erstellte systematische Lehrbücher bereiteten im Heimatkonvent angehende Priesterbrüder gezielt auf die Seelsorge vor. Ausgewählte Brüder setzten die Ausbildung in Konventen fort, die als Schulungszentren für den ganzen Orden oder einzelne Ordensprovinzen dienten. Dort konnte man neben Theologie auch Geografie und Naturkunde, Astrologie und Medizin studieren. Das machte die Bettelorden auch für das aristokratische Milieu attraktiv, denn Bildung und Priesterweihe brachten gehobenen Status mit sich.

Für die Basler Dominikaner war das wichtigste Studienzentrum Köln. Die studierten Brüder kehrten als Ausbilder in den eigenen Konvent zurück oder halfen andernorts aus. Und mit den Brüdern wanderten Bücher. Was in den führenden theologischen Fakultäten in Paris, Oxford und Prag diskutiert wurde, war bald auch in den Bibliotheken der Basler Bettelordenskonvente nachzulesen.¹² Der Basler Predigerkonvent wurde damals selbst ein auf Theologie spezialisiertes Schulungszentrum, an dem auswärtige Brüder studierten.¹³ So verbanden die Ordensstrukturen städtische Zentralität mit weit ausgreifender Verflechtung.

Das Gotteswort für die städtische Gesellschaft

Die Grundausbildung bereitete die Bettelordensbrüder mit Bibelkenntnis, Schulung in Rhethorik und Didaktik auf die Seelsorge vor: das Abnehmen der Beichte, das Erteilen von Rat und Zuspruch. Besondere Ehre verschaffte die Erlaubnis zur Predigt. Kein anderes Medium erreichte in einer vorwiegend mündlich kommunizierenden Gesellschaft ein so grosses Publikum. Die Bettelordensprediger erläuterten dabei nicht nur einzelne Bibelstellen, sondern reflektierten über aktuelle gesellschaftliche Fragen: Warum stand einem Baumeister höherer Lohn zu als einem Gehilfen? Wie konnte Reichtum zur Sünde verleiten? Wieso vollbrachten auch eine Weberin oder ein Arzt unverzichtbare Werke? Worin bestanden die Pflichten der übergeordneten Stände – von Obrigkeiten und Klerus – bei Friedens- und Rechtswahrung?

Himmel, Hölle, Fegefeuer – die Lazaruspredigt des Nikolaus von Strassburg

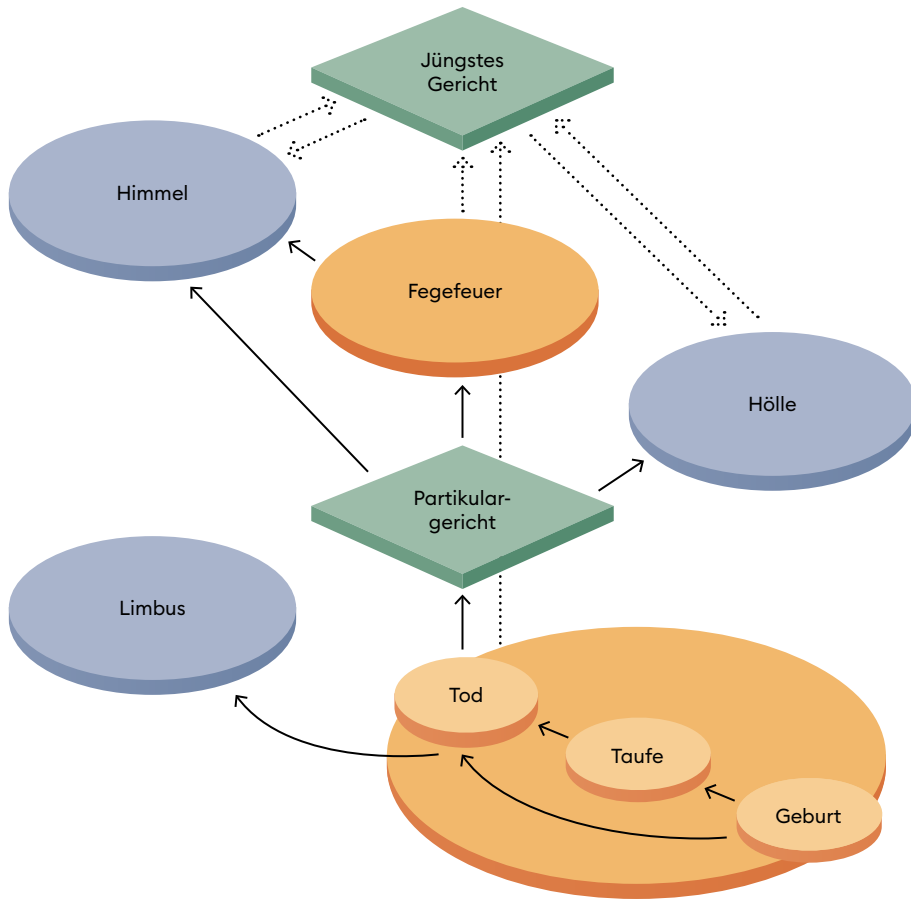
«Ich han ein wörtelin genomen uz dem evangelio von dem richen manne und von Lazaro», beginnt eine Predigt des Nikolaus von Strassburg. Ein reicher Mann, der in der Hölle brennt, erblickt in Abrahams Schoss den Lazarus und bittet, dieser möge den kleinen Finger mit Wasser benetzen und einen Tropfen auf seine Zunge fallen lassen. Unmöglich, erklärt ihm Abraham und erinnert daran, wie der reiche Mann einst kein Erbarmen mit dem armen Lazarus gezeigt hatte. Nikolaus erläutert die Geschichte: Ein Übermass an Speis und Trank bringe es mit sich, dass einer nicht mehr wisse, was er sage. Das sei dem Reichen geschehen. Nun fügt Nikolaus differenzierend hinzu: Nicht unrechter Erwerb von Gütern werde dem Reichen vorgeworfen; vielmehr habe er, als Lazarus bedürftig war, sein Gut zu Unrecht behalten: «Nu findet man niut geschriben, daz er einen pfennig unrehtes guotes hette, mer er behielt ez unreht.» Nikolaus bietet hier also eine differenzierte

Antwort auf die Beurteilung von Reichtum und einen Lösungsvorschlag zum Ausgleich sozialer Ungleichheit: die Ausübung von Barmherzigkeit.

Die soziale Dimension theologischer Erwägungen zeigt sich auch in den Jenseitsvorstellungen, die Nikolaus anspricht, aber nicht erläutert. Die Vorstellung vom Fegefeuer eröffnete für die Gläubigen die Möglichkeit, sich selbst, aber auch Verstorbene von der Sündenlast durch gute Werke zu befreien – sofern es nicht um Todsünden ging. Das Fegefeuer selbst wirkte reinigend, doch konnten zusätzlich gute Werke für die Verstorbenen deren Zeit im Fegefeuer verkürzen. Die guten Werke liessen sich an persönliche Überzeugungen und gesellschaftliche Bedürfnisse anpassen. So stiftete 1514 eine reiche Baslerin ein Stipendium für einen auszuwählenden Theologiestudenten, weil nichts wichtiger sei als Lehre und Unterweisung für das Seelenheil.¹⁴

Der Wortlaut der zahllosen Predigten, die in Basel zwischen 1250 und 1530 gehalten wurden, ist in aller Regel nicht überliefert. Einen Eindruck davon gibt die Lazaruspredigt des Nikolaus von Strassburg, obwohl sie als Lesepredigt für meditative Lektüre und Ausbildung gedacht war.¹⁵ Nikolaus, 1318 in Basel belegt, studierte in Paris, lehrte in Köln und erhielt schliesslich die Erlaubnis zur Predigt in der gesamten Ordensprovinz Teutonia, zu der Basel gehörte.¹⁶ Die Lazarusgeschichte bot dem Prediger Gelegenheit, über den Umgang mit Reichtum in der irdischen Gesellschaft und über die kirchliche Lehre vom Jenseits zu reflektieren. Denn die Lazarusgeschichte sprach von der Hölle und von Abrahams Schoss als Aufenthaltsorten der Seelen nach dem Tod. Nikolaus konnte das nicht einfach übernehmen, weil sich im 12. Jahrhundert die Vorstellung vom Fegefeuer massiv verbreitet hatte, für die der Bibeltext keine eindeutige Referenz lieferte. Also erläuterte er, Abrahams Schoss sei mit der Kreuzigung Christi zerbrochen. Auch das

Die kanonisierte Fegefeuerlehre



4 Jenseitskonzept der westlichen Kirche seit dem 13. Jahrhundert: Die Seelen ungetaufter Kinder würden ewig im Limbus verbleiben. Die Seele einer getauften Person wurde nach dem Tod ein erstes Mal einem Gericht unterzogen, das sie in den Himmel, die Hölle oder (am wahrscheinlichsten) ins Fegefeuer weisen würde. Ein zweites Gericht wartete am Jüngsten Tag, wenn sich nach der Auferstehung der Leiber die gesamte Menschheit vor Gott verantworten würde.

- Gerichtssituationen
- ewige Orte
- zeitliche Orte
- ständiges Geschehen
- Jüngstes Gericht



5 Emanuel Büchel, Der Erzengel Michael wägt die Seelen, 1768. — 1768 dokumentierte der Basler Zeichner Emanuel Büchel die Wandmalereien im Kreuzgang des Klosters Klingental. Dort befand sich unter anderem ein Totentanzzyklus, jenem ähnlich, der seit etwa 1440 bei der Predigerkirche auf der Aussenmauer des Laienfriedhofs an den unvermeidlichen Tod erinnerte. Dazu passte die hier abgebildete Wandmalerei, der das

Datum 1517 beigegeben ist und die den Erzengel Michael beim Wägen einer Seele zeigt. Die Szene bezieht sich wahrscheinlich auf das Partikulargericht nach dem Tod, weil die Auferstehung der Leiber fehlt, die beim Jüngsten Gericht folgen soll. Die Gerichtssituation vor dem inneren Auge, knien neben der Szene die Stifterinnen der Malerei, zwei Klingentaler Klosterfrauen. Zu deren wichtigsten Pflichten gehörte

ausser dem gemeinschaftlichen Stundengebet die hier ins Bild gesetzte persönliche Andacht in Gebet und Lektüre. Die Wandmalerei vermittelt das drohende Gericht und die geistliche Disziplin als Heilmittel an die Gemeinschaft der Klingentaler Schwestern. Zugleich fordert sie zum Gebet für die eigens mit dem Namen versehenen Stifterinnen auf, die zur Aufwertung des Kreuzgangs beigetragen haben.

Fegefeuer sei vergänglich und bestehe nur bis zum Tag des Jüngsten Gerichts. Ewig seien allein die Hölle und der Limbus für die ungetauften Kinder. «Viele sagen, die seien in einer Finsternis, doch das ist nicht wahr», betonte er. Angesichts der hohen Säuglingssterblichkeit eine tröstlich gemeinte Antwort, die aber die Gläubigen letztlich nicht beruhigen konnte.¹⁷

Nikolaus benannte die Qualen, welche die sündige Seele erwarteten, nur knapp als Beissen des Gewissens. Er betonte lieber die Chancen des irdischen Lebens und die Verheissung künftigen Lohns für gute Lebensführung. Waren gute Werke oder die «Minne zu Gott» verdienstvoller? Beides. Als Mensch gewordener Gottessohn habe Jesus mit lebenslangem Leiden einen unermesslichen Gnadenschatz erworben. Dort gelte es hineinzugreifen. Nikolaus versprach, nun in persönlicher Anrede: Gelingt es dir, dich daran zu knüpfen und zu heften mit Minne und Begierde, kann das jede Sünde gutmachen, die du je begangen hast und für die du hundert Jahre im Fegefeuer brennen müsstest. Dann wechselte er zum Wir, das ihn und sein Publikum vereinte: Das zu erreichen, helfe uns Gott. Amen. Der Prediger war ein Meister der Sprache.

Wie stark es Nikolaus darum ging, die Leiden Jesu seinem Publikum nahe-zubringen, zeigt sich daran, dass er dabei nicht das Kreuzigungsoffer anführte, sondern Leiden, die jeder Mensch kannte und nachfühlen konnte: Leiden an Kälte, an Hitze, an Müdigkeit und Kummer. Empathie und Gewissen – in der Betonung dieser subjektiven Zugänge zum Gottessohn zeigt sich Nikolaus als Mystiker. Er bot aber auch jenen Entlastung an, denen die Begabung, Neigung oder schlicht die Zeit zur Versenkung in die Gottesminne fehlten. Die guten Werke behielten ihr Recht, vom Kirchgang über Opfergaben und Almosenspenden bis zum Krankenbesuch. Verinnerlichung und Veräusserlichung des Glaubens standen ohnehin nicht im Gegensatz, sondern waren eng miteinander verbunden.

Mit allen Sinnen und jedem Mittel – auf der Suche nach Heil und Vergebung

Die Möglichkeit, für sich selbst und für andere, insbesondere auch für Verstorbene, mit guten Werken das Geschick der Seele günstig zu beeinflussen, lässt sich angesichts des drohenden Gottesgerichts als Entlastungsangebot verstehen, das bis in die Reformationszeit die alltägliche Frömmigkeit massgeblich bestimmte.¹⁸ Schon im 13. Jahrhundert sorgten nicht mehr nur Adlige mit Stiftungen für ihr Seelenheil vor, sondern auch Leute geringeren Standes. Am häufigsten belegt sind dabei die sogenannten Jahrzeiten, die jährlich (meist) am Todestag begangen wurden und

mit Seelmessen verbunden waren. Die in der Messe vollzogene Eucharistie, die Wandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi, vergegenwärtigte das Abendmahl und den Kreuzestod Christi und damit das zentrale Heilsgeschehen des Christentums. In der Seelmesse sollte die heilsspendende Kraft der Wandlung allein derjenigen Seele zugutekommen, für die sie gehalten wurde. Alle Klöster und Kirchen Basels wurden Adressaten solcher Jahrzeitstiftungen, wobei sich teils besonders enge Beziehungen herausbildeten. Dabei spielten Nachbarschaft und Pfarrzugehörigkeit eine grosse Rolle, aber auch persönliche Neigungen und verwandtschaftliche Beziehungen. Das Kleinbasler Kloster Klingental etwa war nicht nur über die Schwestern, die dort lebten, ein Mittelpunkt für die städtische und regionale Aristokratie, sondern auch über die Stiftungen.¹⁹ St. Peter erhielt umfangreiche Zuwendungen aus dem aristokratisch-wohlhabenden Milieu, das zum Teil in der Nachbarschaft ansässig war. Im 14. und 15. Jahrhundert stiftete diese Klientel eine ganze Reihe von Kapellen, in denen sie sich und ihre gesellschaftliche Position zugleich prominent präsentierte.²⁰

Auch das Münster war dauerhaft Adressat von Stiftungen. Der wachsende Münsterschatz versammelte insbesondere seit dem 15. Jahrhundert über Gaben des Bischofs und des Domkapitels hinaus solche von vornehmen Basler Laien.²¹ Die Testamente von Ratsherren aus dem späten 15. Jahrhundert zeigen, dass diese möglichst alle geistlichen Einrichtungen begünstigten.²² Das erklärt sich kaum nur als Strategie der Vorsorge für das eigene Seelenheil, sondern zeigt, wie sehr der Rat die geistlichen Institutionen insgesamt als sakralen Rückhalt der Stadt verstand, für den er mitverantwortlich war. Allerdings endete die Anziehungskraft der städtischen Kirchen und Klöster nicht an den Stadtmauern, sondern griff weit darüber hinaus, am weitesten wohl im Fall des Domkapitels mit seinen teils reichsweiten Beziehungen. Trotz der intensiven Verflechtung mit der städtischen Gesellschaft waren die geistlichen Konvente eben gerade keine städtischen Institutionen. Ihr Wirkungsanspruch war grundsätzlich universal.

Dem Grossteil der Stadtbevölkerung fehlten die Mittel, um Stiftungen einzurichten, bei denen liegende Güter oder feste Einkünfte dauerhaft einen Ertrag abwarfen, der fürs Messelesen, für Totenkult und Armenspeisungen bereitstand oder gar den jährlichen Unterhalt eines Kaplans abdeckte. Eine günstigere Variante der Heilsökonomie ist für das jüngste Basler Kloster belegt, die 1401 gegründete Kartause. Dort war neben einem Jahrzeitbuch ein Buch der Wohltäter (*liber benefactorum*) in Gebrauch, für die kollektive Fürbitten gehalten wurden.²³ Für die meisten Basler und Baslerinnen jedoch waren Ablass und Bruderschaft die wichtigsten Heilmittel. In den Bruderschaften wurden die guten Taten, zu denen



6 Predella eines Altars aus dem Basler Rathaus, nach 1513. — Maria und der Jünger Johannes betrauern den am Kreuz gestorbenen Jesus. Der drastische Realismus dieser ins Bild gesetzten Passionsfrömmigkeit, vom entkräfteten Leib des Gottessohns über die Verletzungen bis hin zum rinnenden Blut, soll zum Mitleiden und zum Erbarmen auffordern, für das besonders Maria steht, die eine Wunde ihres Sohnes küsst. Dass Jesus für dieses Mitleid empfäng-

lich ist, verdeutlicht seine Hinwendung zur Mutter. Über Johannes wird unterdessen direkter Blickkontakt zu den Betrachtern hergestellt, nämlich den Basler Ratsherren. Das «Erbärmdebild» schmückte die untere Zone eines Altars im Ratshaus. Die Wappen Salzmann (Löwe) und zem Blech (Pfeilspitzen, nicht im Bild) verweisen auf das Stifterpaar Adalbert Salzmann und dessen Ehefrau, eine zem Blech. Adalbert war Notar an der bischöflichen Kurie, erhielt aber

nach dem Einkauf in die Gartnergernzunft im Jahr 1515 auch Aufträge des Rats. Die Übergabe des Kunstwerks an den Rat dürfte in diese Zeit datieren. Kurz zuvor war eine monumentale Darstellung des Jüngsten Gerichts an einer der Hoffassaden des Rathauses fertiggestellt worden, die bis heute zu sehen ist. Beide Themen – Gericht und Erbarmen – boten sich an, um den Rat als christliche Obrigkeit anzusprechen, ermahrend ebenso wie legitimierend (KDM BS, Bd. 1, S. 410).

sich die Verbrüdeten – auch Frauen – verpflichteten, von allen geteilt: Aus den Mitgliedsbeiträgen unterhielten Bruderschaften ausgewählte Kirchenaltäre und liessen dort kollektive Seelmessen für die Verbrüdeten lesen. Besonders viele Bruderschaften waren im Münster angesiedelt, darunter die allen Laien offenstehende Marienbruderschaft, die dem Münsterbau verpflichtet war, und die Bruderschaft der Hufschmiede mit dem Altar ihres Schutzpatrons, des heiligen Eligius, und einem eigenen Grabmal [61].²⁴ Dutzende Altäre im Basler Münster gingen auf Stiftungen oder Bruderschaften zurück. Damit verankerten sich sehr verschiedene Personenkreise in der Hauptkirche von Stadt und Bistum – und schufen im Gegenzug ein vielfältiges Frömmigkeitsangebot. Den höchsten Rang in der Heilighierarchie des Münsters aber behielten dessen Patrone: der sagenhafte römische Bischof Pantalus, der einst die heilige Ursula und ihre elf(tausend) Jungfrauen getroffen hatte, und die kaiserlichen Heiligen Heinrich und Kunigunde.²⁵

Die Erteilung von Ablässen war seit dem 11. Jahrhundert fester Bestandteil der kirchlichen Busspraxis. Theologisch begründet wurde die Möglichkeit, Sündenstrafen zu erlassen, mit dem unermesslichen Gnadenschatz, den Christus, Maria und die Heiligen mit ihren Opfern erworben hatten. Schon für die Förderung der im 13. Jahrhundert entstandenen Basler Klöster waren Ablassprivilegien gewährt worden, und schon damals löste die intensive Bewirtschaftung der Ablässe zuweilen theologische Kritik aus. Doch blieb die Nachfrage ungebrochen. Einer der letzten Ablassbriefe für Basler Empfänger wurde am 29. November 1517 von zwölf Kardinälen ausgestellt und im folgenden Jahr mit bischöflicher Erlaubnis veröffentlicht, also nahezu gleichzeitig mit den ersten Lutherschriften, die in Basel gedruckt wurden. In Rom erbeten und teuer erkauft hatte ihn die Elendenbruderschaft vom Basler Kohlenberg. Der Ablass wurde all jenen gewährt, die an den bestimmten Festtagen den von der Bruderschaft unterhaltenen Jakobsaltar in der Leonhardskirche besuchten. Jeder Kardinal hatte 100 Tage, der Basler Bischof weitere 40 Tage Verkürzung der Sündenstrafen im Fegefeuer gewährt, was sich zu 1240 Tagen summierte.²⁶

Erschütterungen der Kirche, Schattenseiten des Glaubens

War das 13. Jahrhundert eine Zeit des Aufbruchs gewesen, so mehrten sich im 14. Jahrhundert die Erschütterungen. Dazu gehörten Missernten und Pest, das schwere Basler Erdbeben von 1356, aber auch Erschütterungen der Kirche selbst. Seit 1309 residierten die Päpste in Avignon, wo sie unter starkem französischem Einfluss standen. Ihrer Rückkehr nach Rom folgte das Grosse Abendländische Schisma (1378–1417), in dem es nicht mehr einen, sondern stets nur begrenzt anerkannte Päpste und Gegenpäpste gab. Strittig waren auch die meisten Basler Bischofswahlen des 14. Jahrhunderts, strittig das Verhältnis von Kaiser und Papst. In diesen Machtkämpfen kam immer wieder die geistliche Waffe des Interdikts zum Einsatz, also ein Verbot sakramentaler und gottesdienstlicher Handlungen, um die Parteinahme von Obrigkeiten und Bevölkerung zu erzwingen. Mehr als ein Jahrzehnt etwa währte zwischen 1331 und 1347 ein päpstliches Interdikt für all jene, die König Ludwig die Treue hielten. Das päpstliche Interdikt wurde von der Basler Geistlichkeit beachtet, sodass papsttreue Geistliche aus kaiserlich domi-

nierten Regionen hier Asyl suchten. Die Auseinandersetzungen der Universalgewalten hatten also deutliche Effekte vor Ort, aber nicht nur im negativen Sinne. Besonders einer der Asylanten, Heinrich von Nördlingen, stand bald im Zentrum eines informellen städtischen Zirkels von mystisch interessierten Klerikern und Kaufleuten, Beginen und Klosterfrauen. Der erfolgreiche Prediger verstärkte einmal mehr die bestehenden überregionalen Netzwerke. Die Kontakte reichten so weit, dass mittelniederländische und ostmitteldeutsche Handschriften nach Basel kamen, die hier übersetzt und vervielfältigt wurden.²⁷ Doch die Zeit, in der Basel zu einem Brennpunkt der volkssprachlichen Mystik wurde, war bald vorbei; im Angesicht der nahenden Pest verliessen die Asylanten die Stadt.

Abgrenzung, Mord, Vertreibung: Der wahre Glaube und seine Feinde

Die Pest löste unter den Erschütterungen des 14. Jahrhunderts zweifellos die heftigsten Ängste aus. Viele sahen darin eine Gottesstrafe und antworteten mit Bussübungen, am radikalsten die Geissler, die bald durchs Land zogen. Die aufgeregte Stimmung bot den Rahmen für die Verbreitung antijüdischer Gerüchte. Basler Adlige, die bei den ansässigen Juden verschuldet waren, mobilisierten gezielt ihre Anhängerschaft gegen die Gläubiger. Die Basler Ratsherren schwenkten ein – nach Abstimmung mit anderen Autoritäten in der Region – und liessen im Januar 1349 alle jüdischen Baslerinnen und Basler, sofern sie vor Ort waren, verbrennen, ausgenommen nur die zwangsgetauften Kinder.²⁸ Einige Monate später folgte ein durchschaubarer Rechtfertigungsversuch. Unter Folter liess der Rat von einzelnen nachträglich gefangenen Juden die Aussage erpressen, sie hätten Brunnen vergiftet.²⁹

Die Basler Vorgänge ordnen sich einem längeren Vertreibungsprozess zu, der den gesamten Westen Europas erfasste. Er hatte, wie auch die Judenverfolgungen im Zusammenhang mit der Pest, soziale, wirtschaftliche und herrschaftliche Gründe, ruhte aber vor allem auf einem religiösen Fundament.³⁰ Die Diffamierung von Juden gehörte seit der Entstehung des Christentums zum Abgrenzungsdiskurs gegen die Schwesterreligion und war gerade von den Bettelorden verstärkt verbreitet worden. Denn zu deren Aufgaben zählte auch die Mission unter den Juden, die sie wegen fehlender Erfolge aber bald aufgegeben hatten. Die zweite jüdische Gemeinde Basels, die sich seit den 1360er-Jahren wieder etabliert hatte, löste sich 1397 wegen erneut bedrohlich scheinender Anfeindungen selbst auf und wanderte aus.³¹ Im Laufe des 15. Jahrhunderts endete die Zeit städtischer Judengemeinden dann im gesamten Reichsgebiet, was jedoch den Antijudaismus nicht abklingen liess. Auch hundert Jahre später hielt der vielgerühmte Humanist und Wahlbasler



7 Schnitzerei am Chorgestühl des Basler Münsters, 14. Jahrhundert. — Eine Schnitzerei am Chorgestühl des Basler Münsters aus der Zeit um 1380 inszeniert demonstrative Judenverachtung. Zwei Juden trinken direkt von den Zitzen einer Sau deren Milch. Dies

karikiert das Nahrungstabu der jüdischen Religion für das als unrein erachtete Schwein. Die Karriere der «Judensau» als Bild- und Sprachmotiv massiv ausgrenzender Beschimpfung reicht vom 13. Jahrhundert bis heute.

Erasmus von Rotterdam die Juden für eine Pest, und ein ausgeprägter Antijudaismus gehört zu den Kontinuitäten, welche die Reformation überdauerten.

Andere Ausgrenzungskonflikte verliefen im Inneren der christlichen Stadtgesellschaft. Die intensivere Unterweisung der Laien hatte zur Folge, dass manche Laien sich ermächtigt fühlten, eigene theologische Vorstellungen und Praktiken zu entwickeln.³² Diese Rückkopplungseffekte erzeugten latente Widersprüche, Disziplinierungsversuche und Inquisition («Untersuchung»), wobei theologische Auseinandersetzungen sich schnell mit ganz anderen Konfliktlagen vermischten. So betraf der Beginenstreit in den Jahren nach 1400 nicht zufällig jene, die einzeln oder in einer Hausgemeinschaft die Einladung der Kirche, im Büsserstand zu

leben, aktiv wahrnehmen. Diskussionen um den Stand der Beginen und Vorwürfe der Ketzerei gegen einzelne Frauen hatte es schon früher gegeben.³³ Um 1400 waren die Beginen aber verwundbarer, denn adlige oder wohlhabende Baslerinnen unter ihnen waren inzwischen zur Ausnahme geworden. Unter den Beginen dominierten nun arme, oft zugewanderte Frauen, die wenigstens teilweise ihren Unterhalt erbetteln mussten. Was ihnen gerade zum Vorwurf gemacht wurde.

Eine prägende Rolle im Beginenstreit spielte ein Basler Dominikaner, Johannes Mulberg, Sohn eines Kleinbasler Schuhmachers und studierter Priesterbruder.³⁴ Mulberg gehörte zu den frühen Reformern des Ordens, die auf erneute Einhaltung (Observanz) der ursprünglichen Ordensregel und Rückbesinnung auf das strenge, nicht mehr praktizierte Armutsgebot drängten. Er hatte sich bereits mit wechselndem Erfolg in Würzburg, Nürnberg und Colmar für die Reform eingesetzt. Bei seiner Rückkehr in den Basler Konvent war er dort weitgehend isoliert; umso eifriger predigte er gegen die Beginen: Unverdient massten diese sich den Habit von Geistlichen und den frommen Bettel an, der doch nur jenen erlaubt sei, die sich nicht von ihrer Hände Arbeit ernähren könnten. Von Handarbeit freigestellt seien nur die Regierenden und der Klerus.

Nach Mulbergs Attacken schlugen sich nur die Basler Franziskaner aktiv auf die Seite der Beginen. Anders als die Dominikaner waren sie nicht nur über die Seelsorge mit den Beginen verbunden, sondern liessen viele ihnen zugedachte Stiftungsgüter von den Beginen verwalten, um den Schein der Besitzlosigkeit zu wahren. Dagegen eröffnete der Basler Bischof ein Inquisitionsverfahren, Gutachten wurden eingeholt, Jahre um Jahre an der Kurie in Rom prozessiert. Aus dieser Zeit stammt die einzige erhaltene Lebensbeschreibung einer Basler Begine. Die einfache, verheiratete Handwerksfrau wurde als begnadetes Beispiel körpergebundener, einverleibter Frömmigkeit gezeichnet, die mit Visionen gesegnet war und lebensbedrohlich erkrankte, als man ihr verbot, mehrmals pro Woche die Hostie zu empfangen. Doch auch diese Propagandaschrift verhinderte nicht, dass 1412 Beginen, die ihren Stand nicht aufgeben wollten, aus der Stadt vertrieben wurden. Die neuere Forschung konnte zeigen, dass die im Vergleich zur weiteren Region einzigartige Härte vor allem damit zu tun hatte, dass nach Machtkämpfen im Rat die siegreiche Partei neuer Ratsherren ein Exempel ihrer Durchsetzungsfähigkeit statuieren wollte. Die Basler Beginenhäuser wurden geschlossen. In den 1470er-Jahren beschwerte sich dann der renommierte Prediger Johannes Heynlin: «Unsere Basler Beginen möchten gerne wissen, wie das Himmelreich inwendig eingerichtet sei, aber hineinzukommen geben sie sich keine Mühe.»³⁵ Anscheinend war es wieder möglich geworden, als Begine in Basel zu leben.

Bettel, Arbeit, Wucher: Theologische Debatten und gesellschaftlicher Umbruch

An Mulbergs Argumenten gegen die Beginen ist bezeichnend, dass sie weniger von Ketzerei als vom Bettel handeln. Der Streit wirft damit ein Schlaglicht auf einen schleichenden Wandel, der die gesamte städtische Gesellschaft betraf. Die Bettelorden hatten viel dazu beigetragen, die traditionell als Zeichen der niederen Stände geltende Handarbeit aufzuwerten und sie als unverzichtbar für den Lebensunterhalt der gesamten Gesellschaft zu würdigen. Aus der schmutzigen Hand-Arbeit wurde die achtenswerte, zu belohnende Mühe. Eine Begleiterscheinung dieser Aufwertung war, dass Bettel zunehmend verdächtig, mit Arbeitsunwillen in Zusammenhang gebracht und obrigkeitlicher Kontrolle unterworfen wurde.³⁶

Johannes Mulberg belies es indessen nicht bei Vorwürfen gegen die unerlaubte Bettelei. Nach der Vertreibung der Beginen nahm er in einer Predigt im gut besuchten Münster den eigenen Stand ins Visier, und zwar die Geschäfte von Geistlichen mit «Gelt». Zwar wurde seit dem 14. Jahrhundert das Wort zuweilen in der heutigen Bedeutung gebraucht, doch Mulberg meinte die damals verbreitete Bedeutung von «Gelt» als regelmässig zu zahlende Zinsen, die durch Kauf erworben wurden. Dabei stellte eine Partei einen grösseren Münzbetrag zur Verfügung (Capitale, Hauptgut), den die empfangende Partei im Gegenzug mit wiederkehrenden Zinsen zwischen zehn und fünf Prozent des Hauptguts zu «vergelt» hatte, je nach Absprache in Naturalien oder Münze – «Korngelt», «Pfenniggelt» oder oft schlicht «Zins» genannt. Die moderne Forschung spricht hier von Rentenkauf und Kredit.

Rentenkäufe spielten in der städtischen Wirtschaft eine herausragende Rolle, auch deshalb, weil die Zinsnahme für gewährte Darlehen als Wucher galt, wenn nicht ganz besondere Umstände vorlagen – was aber nicht den Kauf einer Rente betraf. Zu Mulbergs Zeiten gab es bereits verschiedene Rentenformen, die sich vor allem durch ihre Laufzeit unterschieden: Ewigrenten, Leibgedinge (auf Lebenszeit), aber auch ablösige oder wiederkäufige Renten, die bei Erstattung des gegebenen Kapitals ausliefen. Eben diese letzteren griff Mulberg an, indem er die redliche Absicht zum (dauerhaften) Kauf bezweifelte und diese Renten stattdessen als verzinstes Darlehen und damit als Wucher auffasste. Dabei waren seine Argumente nicht nur das Ergebnis gezielter Studien (einer seiner Mitstreiter hatte die neueste Literatur zum Thema aus Wien ins Basler Predigerkloster mitgebracht), sondern Mulbergs Position zu den Renten hatte auch einen Bezug zum Bettelvorwurf gegen die Beginen. In beiden Fällen ging es um den Stellenwert von Arbeit,



8 Hans Holbein d. J., «Ein Mönch vermeidet es, mit Geld in Berührung zu kommen, fasst aber einer Frau an die Brust», Zeichnung in einem Exemplar des «Lobs der Torheit» von Erasmus von Rotterdam, 1515. — Im 15. Jahrhundert wurden die Bettelbrüder beliebte Zielscheibe der um sich greifenden Kritik am Klerus. 1515 legte der Basler Drucker Johannes Froben «Das Lob der Torheit» des Erasmus von Rotterdam neu auf, der eben nach Basel gezogen war. Ein Exemplar dieses Drucks versah der Maler Hans Holbein der Jüngere auf den Seitenrändern mit kommentierenden Zeichnungen. Erasmus verspottete in seiner Moralsatire auch unwürdige geistliche Kollegen. In der abgebildeten Szene hält ein Bettelordensbruder mit der rechten Hand einen Stecken, um sich vom direkten Kontakt mit der Münze zu schützen. Der zur Schau gestellte Moralismus wird von der linken Hand des Geistlichen ad absurdum geführt. Als Kommentar zu den Basler Bettelordenskonventen lässt sich die Zeichnung jedoch nicht heranziehen. Erasmus hatte sein Werk 1509 in England verfasst.

denn die Rentengeschäfte (und Bettel) verschafften einer beteiligten Partei ein arbeitsloses Einkommen.

Bei seinen geistlichen Kollegen löste Mulbergs Predigt einen Schrei der Empörung aus. Kein Wunder: Geschäfte mit wiederkäufigen Renten waren für die Basler Stifts- und Klostergeistlichkeit gang und gäbe. Mulberg stand bald auf verlorenem Posten. Als Ketzer und Schismaticer verurteilt, musste der Vorkämpfer für die Reinheit des Klerus die Stadt verlassen. Später wurden seine Erörterungen allerdings von den Kartäusern aufgegriffen und gingen in die Formulare bei Rentengeschäften ein, um jeden Wuchervorwurf auszuschliessen.³⁷ Wirtschaftliche Praktiken, theologische Studien, christliche Moral und die Entwicklung von Rechtsinstrumenten waren also untrennbar verbunden und wurden immer wieder diskutiert, wenn auch nicht immer mit demselben Aufsehen wie im Fall Mulbergs.

Kirchenreform zwischen Disputation und Machtfrage

Dass der eigene Orden einer Reform bedurfte, sah nicht nur Johannes Mulberg so. Sinkende Zuwendungen in den Jahrzehnten vor 1400 belegen, dass auch für die Basler Bevölkerung die Bettelorden an Strahlkraft verloren hatten.³⁸ Einer der Gründe dafür war ausgerechnet der vorangegangene Erfolg der Brüder, denn was sie mit Predigt und Seelsorge spirituell für die Menschen in der Stadt geleistet hatten, war über fromme Stiftungen materiell in die Konvente zurückgekehrt. Mit der Folge, dass das strenge Armutsideal aufgegeben wurde.

Wenn Mulberg auch gescheitert war, so war der Ruf nach Reform bald in vieler Munde. Die Forderung betraf nicht nur die Bettelorden, sondern den Zustand der gesamten Kirche. Viele Weltgeistliche – Kleriker ausserhalb der Klöster – hatten mehrere Ämter und die damit verbundenen Ausstattungen (Pfründen) inne. Ihre Pflichten liessen sie von oft schlecht bezahlten Stellvertretern erfüllen. Besonders unbeliebt waren Kleriker, die an der päpstlichen Kurie ohne Mitwirkung der lokalen Kirchen Anwartschaften auf unbesetzte Pfründen erwarben. Man konnte dies als Ämterkauf auffassen, den die Kurie intensiv bewirtschaftete. 1389 löste ein solcher Fall jahrelange Konflikte zwischen der Verwaltung in Rom und dem Basler Domkapitel aus, in deren Verlauf die Domherren mehrfach mit Interdikt und Exkommunikation belegt wurden, sich aber nicht daran hielten. Die Bevölkerung hatte für solche Querelen bald kein Verständnis mehr.³⁹

Deutlichstes Zeichen der kirchlichen Krise blieb das päpstliche Schisma. Das zur Lösung dieses Problems und zur Reform der Kirche einberufene Konstanzer Konzil (1414–1418) wählte 1417 einen Papst, der sich in den folgenden Jahren tatsächlich als einzig legitimer durchsetzen konnte. Zum Ort des nächsten Konzils wurde 1425 Basel bestimmt. Schon diese Ankündigung stärkte die auf Reform drängenden Kräfte in der Stadt.⁴⁰ Der Rat, der schon die Reform des Steinenklosters mitgestaltet hatte, drängte nun auch das Predigerkloster zu diesem Schritt. 1439 verordnete das Konzil dem Basler Franziskanerkonvent die Reform. Als die Brüder sich acht Jahre später schliesslich dazu durchrangen, schlossen sich ihre geistlichen Schwestern im Kloster Gnadental an. Die Einführung der Observanz bedeutete für alle Klosterinsassen wieder den Verzicht auf persönlichen Besitz, für die Frauen auch die erneute Einhaltung strenger Klausur. Dafür fanden sich nach der Reform wieder mehr Wohltäter:innen für die Konvente.⁴¹ Doch auch Klöster und Kirchen, die auf ihrer bisherigen Lebensweise bestanden, hatten Unterstützung. Der Streit um Reform wogte jahrzehntelang hin und her. Erst nach mehreren Anläufen wurde 1464 das Chorherrenstift St. Leonhard mit einem Reformkon-

vent aus der Fremde besetzt, während die geistlichen Frauen in den Kleinbasler Klöstern Klingental und St. Clara alle Reformversuche abwehrten, indem sie erfolgreich ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu einzelnen Ratsherren und Adelsgeschlechtern aus Stadt und Umland aktivierten.⁴²

Die Basler Vorgänge zeigen, dass vom Konzil erlassene Beschlüsse nicht immer durchzusetzen waren. Der Papst stand der Versammlung ohnehin misstrauisch gegenüber und rief sie 1437 nach Ferrara, was die Basler Teilnehmer mehrheitlich ablehnten. Wieder war die Kirche gespalten. Nachdem die Reichsfürsten sich für den römischen Papst erklärt hatten, übersiedelten die letzten Konzilsteilnehmer 1448 nach Lausanne, wo sich die Versammlung schnell auflöste. Die erhoffte Reform der römischen Kurie war in Ansätzen steckengeblieben, die Dynamik der Konzilien gebrochen. Das Jahrhundert vor der Reformation blieb in Hinblick auf den Glauben und die Kirche geprägt von Gegensätzen, von intensiver Frömmigkeit in verschiedenen Formen und immer stärker werdender Kritik am Papsttum, den Bettelorden oder schlicht an allen «Pfaffen».

Reformkämpfe und das Spiel der Narrative ums Kloster Klingental

Als sich 1429 unter den Basler Dominikanern die Reformpartei durchsetzte, wussten ihre geistlichen Schwestern jenseits des Rheins, was die Stunde geschlagen hatte. Um selbst der Reform zu entgehen, löste sich der Kleinbasler Frauenkonvent Klingental 1431 vom dominikanischen Orden. Obwohl es phasenweise interne Konflikte um die Disziplin, um Kontakte nach aussen oder die Einführung des Orgelspiels gab, agierten die Frauen mehrheitlich geschlossen gegen grundsätzliche Eingriffe in ihre Lebensweise. Sie behielten persönliche Einkünfte, besuchten weiter Verwandte in Stadt oder Umland und badeten weiter im Rhein.⁴³

Den grössten Angriff gegen die Frauen startete 1480 eine Allianz aus Dominikanern, Basler Ratsherren und sicher auch anders motivierten Gegnern, namentlich einigen Herren und Damen von Eptingen, die sich wohl den früheren Einfluss in Klingental zurückwünschten.

Die Klingentalerinnen wurden gezwungen, das Kloster zu verlassen, verschafften sich aber bald mächtige Unterstützer und machten ihren Fall zum überregional verhandelten Politikum. 1482 durften sie zurückkehren. Die Basler Dominikaner mussten Schadensersatz leisten, während der Rat Unterstützung für die Reform wohlweislich nur unter Haftungsausschluss zugesagt hatte.⁴⁴

«Zu beachten ist die Unbefangenheit dieser Damen allen Vorschriften und dem ganzen Kongreß hoher und höchster Autoritäten gegenüber», formulierte Rudolf Wackernagel 1907.⁴⁵ Dem Verwaltungsexperten, Archivar und Historiker waren die aufsässigen Klingentalerinnen suspekt. Es sollte bis 2018 dauern, dass eine historische Arbeit ihnen nicht Disziplinosigkeit unterstellte, sondern eben eigene Disziplin.⁴⁶

Das Basler Konzil

*«Zum Lob des allmächtigen Gottes [...],
zur Ausrottung der Ketzereien und Irrlehren,
zur Reform der Sitten an Haupt und Gliedern
der Kirche [... sowie] zur Befriedung
der Könige, der Reiche und anderen
Christgläubigen untereinander [...]»*

Zweite Sitzung des Basler Konzils, 15. Februar 1432

Dieses Zitat spiegelt die hohen Ziele, die sich das Basler Konzil selbst gegeben hatte. Hierfür bezog es sich explizit auf die Dekrete von Konstanz, die regelmässige Konzilien vorsahen, sowie deren Vorrang gegenüber dem Papsttum. Damit stand das Basler Konzil in der Tradition kirchlicher Reformbewegungen und -diskurse des Spätmittelalters, die im Begriff des «Konziliarismus» zusammengefasst werden. Dieser ist als Reaktion auf die Kritik an der Kirche und ihren Angehörigen ebenso wie auf den Wunsch nach der Wiederherstellung (*re-formatio*) moralisch besserer Zustände zu verstehen. Mag über den Reformbedarf auch breiter Konsens bestanden haben – der Teufel steckt im Detail und in den Konflikten zu deren Aushandlung.

Es wurden theologische Fragen sowie die Organisation der Kirche diskutiert, moralische Standards für den Klerus formuliert und die politischen Interessen geistlicher und weltlicher Fürsten verhandelt. Obwohl Papst Eugen IV. dem Konzil fernblieb, war die Position des Papsttums in allen Fragen durch Gesandte wie Giovanni Berardi, den Bischof von Tarent, vertreten. Die Frage nach dem kirchenrechtlichen Verhältnis von Papst und Konzil («Superioritätsfrage») konnte jedoch auch in Basel nicht geklärt werden.

Beim Basler Konzil traten Vertreter der lateinischen und auch der griechischen Christenheit zusammen, womit viel Unbekanntes in die Stadt gelangte – fremdländische Münzen, auswärtige Sprachen und Gewohnheiten, Menschen von nah und fern sowie neues Wissen, das sie in ihren Köpfen und in Büchern mit sich trugen. So fanden griechische und arabische Manuskripte als Schenkungen Eingang etwa in die Bibliothek des Kartäuserklosters, die sich bis heute erhalten haben. Es war für die Stadt ein Novum, dass in ihren Mauern nun Unterricht in Griechisch erteilt, die Union von West- und Ostkirche betrieben und hierfür Delegationen vom Rhein an den Bosphorus gesandt wurden. Als ebenfalls neu dürfen die Lektüre des Koran und die am Konzil geführten theologischen Diskussionen über den Islam gelten, auch wenn diese primär im traditionellen Kontext der Bedrohung für die *christianitas* erfolgten.

Es zeichnet das Konzil aber auch aus, dass kaum eine Frage einvernehmlich verhandelt wurde. Religion und Kirche, Moral und Politik waren längst zu einer kaum mehr scheidbaren Gemengelage von Interessen und ihren Trägern geworden, sodass die Bilanz der konkret erzielten Ergebnisse mager ausfällt. In gewisser Hinsicht stellte es gar einen Rückschritt dar. Mit der Eröffnung eines neuen Konzils in Ferrara durch den Papst spaltete sich 1437 das Konzil. In Basel verblieb ein «Schrumpfkonzil», das zwei Jahre darauf Eugen IV. absetzte und nach kurzem Konklave den Herzog von Savoyen, Amadeus VIII., als Felix V. zum letzten Gegenpapst der Geschichte wählte.



9 Bleibulle des Basler Konzils,
1432–1448, Vorder- und Rückseite.

Das Siegel, mit dem das Basler Konzil seine Beschlüsse beglaubigte, zeigt den Rechtsanspruch, den die Versammlung gegenüber den weltlichen Mächten, aber auch gegenüber dem Papst erhob. Die Inschrift auf der Vorderseite (+ SACRO / SCA: GENE / RALIS : SINO / DVS : BASI / LIENSIS + Das heilige allgemeine Konzil zu Basel) betont vor allem die Heiligkeit der Synode. Das Siegelbild auf der Rückseite hingegen stellt die Versammlung kirchlicher Prälaten dar, denen Christus als Weltenherrscher den Segen gibt und in der die göttliche Macht im Symbol der Taube als Heiliger

Geist dauerhaft anwesend ist. Unter den Kirchenfürsten ist dort auch der Papst zu sehen, erkennbar an seiner dreigeschossigen Tiara. Er wird als regulärer Teilnehmer der Versammlung gezeigt, der er hierarchisch in keiner Weise vorgesetzt ist. Damit setzt die Bulle den ekklesiologischen Anspruch des Konzils gegen den päpstlichen Vorrang vor der Synode unmissverständlich ins Bild. **Lucas Burkart**

Alt und neu: Polarisierte Gelehrsamkeit

Im Jahr 1516 erschien in Basel ein Werk, das Epoche machen sollte: Erasmus von Rotterdam hatte eine Ausgabe des Neuen Testaments erstellt, die nicht die kanonisierte lateinische Fassung enthielt, sondern eine neue lateinische Übersetzung auf der Grundlage älterer, griechischer Überlieferung. Der Wortlaut der Evangelien als Gegenstand wissenschaftlicher Kritik – das war ein Paukenschlag humanistischen Drangs *ad fontes* – zu den Quellen. Diese Quellen, also griechische Vorlagen, hatten Erasmus nach Basel gelockt. Die meisten davon gehörten zur Bibliothek des Predigerklosters.

In den Basler Klöstern standen bis ins 16. Jahrhundert die umfangreichsten Bibliotheken der Stadt. Für die erhalten gebliebenen Bestände der Dominikaner und Kartäuser lässt sich zeigen, dass sie in der Konzilszeit, als Basel ein kommunikatives, intellektuelles und künstlerisches Zentrum Europas war, geradezu sprunghaft bereichert wurden.⁴⁷ Aus Konstantinopel waren damals jene griechischen Handschriften nach Basel gelangt, die Erasmus später benutzen konnte, weil sie in der Bibliothek des Predigerklosters aufbewahrt wurden.⁴⁸ Das Konzil hinterliess ein weiteres Erbe: die Erfahrung der vom Konzil betriebenen Universität, an der auch einige Basler studiert hatten, die im Rat sassen und die Gründung einer eigenen städtischen Universität anvisierten. Ihnen gelang ein Husarenstück, als sie sich mit der Bitte um ein Gründungsprivileg an Papst Pius II. wandten. Unter seinem Geburtsnamen Enea Silvio Piccolomini hatte der Papst einst am Basler Konzil teilgenommen und dort Karriere gemacht. Er blieb der Stadt gewogen, in der er wichtige Jugendjahre verbracht hatte, und erteilte das Gründungsprivileg. 1460 öffnete die Basler Universität ihre Türen. Die hochfliegenden Hoffnungen der Gründungsphase wichen jedoch bald der Ernüchterung. Nach einem kurzen Gründungsboom pendelte sich die Zahl der jährlichen Neueinschreibungen bei knapp hundert Studenten ein.⁴⁹

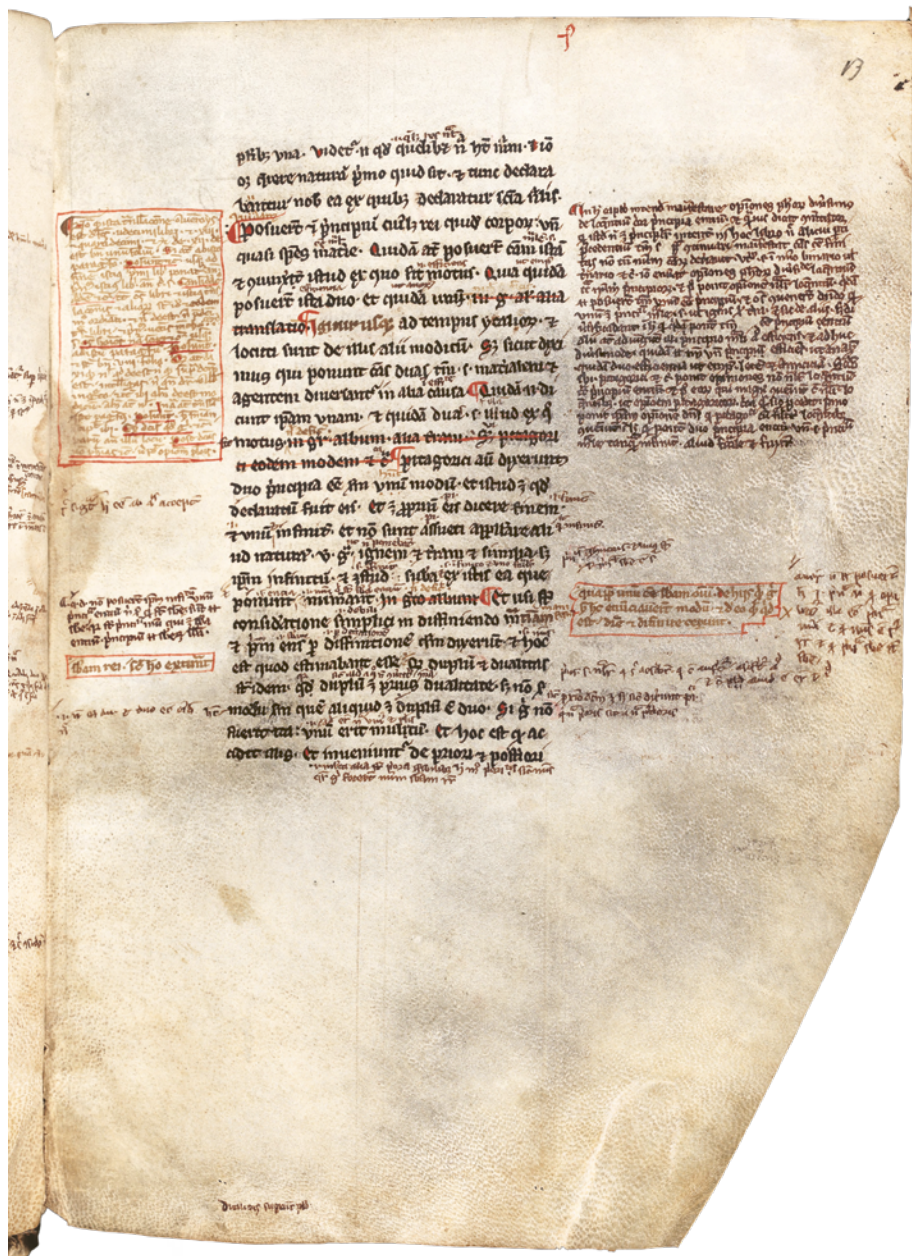
Bevölkert wurde die Universität mehrheitlich von Geistlichen. An der Lehre beteiligten sich neben aus der Ferne berufenen und aus der Stadtkasse besoldeten Professoren auch der Basler Predigerkonvent, Domherren und andere Geistliche, denen eine kirchliche Pfründe die materielle Grundlage dafür verschaffte. Aber auch Laien durften studieren und unterrichten. Zu ihnen gehörte der Strassburger Ratsherrensohn Sebastian Brant, der ab 1475 in Basel studierte und zehn Jahre

10 Albrecht Dürer, Porträt des Erasmus von Rotterdam, 1526. — «Das Bildnis des Erasmus von Rotterdam, gezeichnet von Albrecht Dürer» verkündet die auf antike Vorbilder verweisende Inschrifttafel auf Latein – und fügt auf Griechisch hinzu: «Das bessere [Bild] werden seine Schriften zeigen». Zu den Schriften gehören nicht nur die in den Vordergrund gerückten Bücher. Neben dem Schreibpult, erkennbar an der typischen Faltung, liegt ein Brief, und einen ebensolchen adressiert Erasmus gerade. So zeigt Dürers Kupferstich auch, wie Erasmus an seinem Bild schreibt. Das Porträt, hier sogar ein reproduzierbares, war in den zurückliegenden Jahrzehnten Teil der gelehrten Selbstdarstellung geworden, die eben doch keine rein schriftliche Angelegenheit war (Beyer 2011).



später eine Baslerin heiratete. 1489 schaffte er als promovierter Jurist den Sprung ins Professorenkollegium. Ausser Vorlesungen in den Rechten hielt er auch solche in Poesie. Daneben war Brant als Anwalt, Autor und Übersetzer aktiv. Er publizierte auch auf Deutsch, verfasste eine Marienklage ebenso wie Flugblätter zur Türkegefahr. Besonders populär wurde er mit seinem «Narrenschiff», einer Moral-satire, die spitze Verse mit Holzschnitten kombinierte. Gerade über die Abbildungen wollte er auch Laien erreichen, die nicht lesen konnten, während er mit Anspielungen auf antike Helden zugleich ein gebildetes Publikum ansprach.⁵⁰

Sebastian Brant trat mit seinem vielfältigen Werk in unterschiedlichen Wissensarenen an, hatte Kontakte zu zahlreichen oberrheinischen Gelehrten, war an der Universität zu Hause und experimentierte gemeinsam mit Künstlern und Druckern mit neuen Möglichkeiten der Illustration.⁵¹ Ihm gelang als Person zu



11 Passage aus Aristoteles' 'Metaphysik' in einem Sammelband des 13. Jahrhunderts. — Je nachdem, auf welche Ebene man fokussiert, wird eher Kontinuität oder Wandel im Studium der Gelehrten sichtbar. Die heute selbstverständlich gewordenen Möglichkeiten des Seitenlayouts wurden seit dem 11. Jahrhundert

allmählich zum Standard und an Orten wie dem Basler Predigerkloster gepflegt und verfeinert – hier sichtbar an einer lateinischen Übersetzung der 'Metaphysik' des Aristoteles aus dem 13. Jahrhundert, die Freiraum für typische Bearbeitungstechniken liess. Über den Textzeilen platziert sind ganz

konkrete Hinweise zur Bedeutung einzelner Wörter. Rot umrandet warnt links oben eine Bemerkung, dass der Wortlaut der Hauptspalte keine korrekte Übersetzung des griechischen Textes sei. Rechts weist ein Kommentar von anderer Hand auf Schwierigkeiten der Interpretation hin.

verbinden, was institutionell aufgeteilt und teils polarisiert war. Denn die Universität war alles andere als ein humanistischer Ort. Hier dominierten scholastische Methoden, die zwar strenger Logik verpflichtet waren, aber sich aus Sicht ihrer Kritiker oft in Spitzfindigkeiten und Nebensächlichem verloren.⁵² Das Potenzial auszuschöpfen, das aus der gegenseitigen Befruchtung von Buchdruck, Humanismus und Universität erwachsen konnte, gelang auf der Ebene des Lehrplans erst nach der Reformation. Trotzdem bot die Universität Nischen für humanistisch interessierte Gelehrte und Studenten. Schon der «Wanderhumanist» Peter Luder, der Rhetorik und Posie unterrichtete, hatte in den 1460er-Jahren einen beträchtlichen studentischen Anhang gefunden. Hier konnte Brant anknüpfen.⁵³

Informelle Netzwerke: Reformen, Humanisten und Drucker

Im Jahr 1487 musste Sebastian Brant einen hochgeschätzten Lehrer und Freund in Schutz nehmen, Johannes Heynlin, der sich damals in die Basler Kartause zurückzog. Geboren um 1430 im badischen Stein, hatte Heynlin in Erfurt und Leipzig, in Löwen und Paris studiert. Die Pariser Studien unterbrach er 1464, um sich an der eben gegründeten Basler Universität für ein Lehrkonzept einzusetzen, das neben der formal-logischen Ausbildung die zentralen theologischen Fragen nicht vergass.⁵⁴ Bevor er nach Paris zurückkehrte, machte sich Heynlin mit einer brandneuen Technik bekannt, dem Druck mit beweglichen Lettern. Umgehend eröffnete er die erste Druckerei in Paris und gab zum Auftakt ein dezidiert humanistisches Werk heraus, das im Rückgriff auf Cicero die Briefkunst stilistisch neu beleben wollte: die «Epistolae» des Gasparino Barizza. Auch den Nachdruck dieser Ausgabe, der 1472 postwendend in Basel erschien, dürfte Heynlin vermittelt haben.⁵⁵ Zwei Jahre später kehrte der Gelehrte der Universität den Rücken und wandte sich der Predigt als neuer Aufgabe zu, viele Jahre auch in Basel selbst, wo er zuerst bei St. Leonhard und schliesslich am Münster entsprechende Anstellungen erhielt. Der hochgelehrte Theologe entwarf nun deutsche Merksprüche, etwa für die zehn Gebote, damit wirklich alle sie sich einprägen konnten. Als weithin beehrter Prediger nahm er alle Laster seiner städtischen Umwelt ins Visier: Wucher und Habgier, Spiel und Trunk, luxuriöse Kleider und sexuelle Freizügigkeit. Seine geistlichen Kollegen und den Basler Rat rief er auf, den einfachen Leuten mit untadeliger Lebensführung voranzugehen und Vergehen stärker zu strafen. Doch Heynlins hohe Erwartungen konnten nur enttäuscht werden – und so zog sich der Moralist in die Kartause zurück. Selbst Freunde kritisierten diesen Schritt; in der Welt, meinten sie, hätte Heynlin wesentlich mehr bewirken können.



12 Kanzel des Basler Münsters (Detail), 1484–1486. — 1438 bestimmte das Basler Konzil, jede Bischofskirche solle eine Predigerstelle einrichten. In Basel geschah das 1455/56. Als 1484 Johann Heynlin diese Stelle antrat, wurde für ihn eine steinerne Kanzel geschaf-

fen. Das Detail zeigt, wie der Tod den Prediger mahnt, selbst er könne dem Jüngsten Gericht nicht entgehen. In persönlichen Notizen hielt Heynlin fest, für welche Worte das Spruchband des Todes steht: «Auch Du musst hervür» (KDS BS, Bd. 10, S. 298).

Der Rückzug ins Kloster bedeutete indes nicht den Abbruch aller Kontakte und des Tätigseins. Die Kartause war längst ein vielbesuchter Ort geworden. Seit der Gründung im Jahr 1401 und besonders zu Konzilszeiten hatten die Brüder wegen ihrer strengen Askese viele Wohltaten empfangen. Inzwischen gingen in ihrer umfangreichen Bibliothek Professoren und Drucker ein und aus. Heynlin, der in der Zelle seine umfangreiche Privatbibliothek aufstellen durfte, wirkte von hier aus weiter mit Druckern zusammen, als Autor und Herausgeber, als Berater und Korrektor. Ein Schüler Heynlins aus Pariser Tagen, Johannes Amerbach, hatte sich in der 1470er-Jahren als Drucker in Basel niedergelassen. Ein Grossprojekt, an dem Heynlin ebenso mitwirkte wie später Erasmus von Rotterdam, war der Druck der Schriften der Kirchenväter.⁵⁶ Auch das war Rückbesinnung auf die Antike – und zugleich Dienst am christlichen Glauben. Letzteres Ziel verfolgten auch ganz anders gelagerte Schriften, die Amerbach in Zusammenarbeit mit den Basler Kartäusern herausbrachte, nämlich eigens ins Deutsche übersetzte Andachtsliteratur, bestimmt für «menschen die das latin nit verstanden noch lesen koennen».⁵⁷

Gerade in der Oberrheinregion verband sich das Interesse an der Antike und an den alten Sprachen stark mit Anliegen der Kirchenreform und mit Konzepten moralisch reflektierter Frömmigkeit. So wundert es auch nicht, dass die Kreise, in denen sich gelehrte Drucker wie Amerbach bewegten, Personen umfassten, die – zeitweilig oder dauerhaft – an so verschiedenen Institutionen verankert

waren wie Klöstern, kirchlichen oder städtischen Lateinschulen, Universitäten und Ratskanzleien. Amerbachs Basler Offizin wurde zu einem Vernetzungsort par excellence, und das nicht nur in Basel selbst, wo Amerbach stadtbekannt war. Aus den Jahren 1480 bis 1513 sind über vierhundert Briefe erhalten, die aus Freiburg und Schlettstadt, Strassburg und Heidelberg, Paris und London in seiner Offizin eintrafen. Unter den Absendern finden sich grosse Namen des Humanismus wie Johannes Reuchlin oder Jakob Wimpfeling, die bei der Erstellung von Vorlagen für den Druck mithalfen, aber auch weniger bekannte Gelehrte, welche auf die Vermittlung von Aufträgen hofften, und immer wieder auswärtige Drucker und Buchhändler, mit denen Amerbach zusammenarbeitete.⁵⁸

Die hohe Mobilität der Drucker und Gelehrten und ihre intensive Briefkultur erzeugten ebenso wie die gedruckten Bücher selbst ein so ausgeprägtes Beziehungsgeflecht, dass von einer «geistigen Region Oberrhein» gesprochen wird.⁵⁹ Dieser urbane Ballungsraum stellte mit einer Vielzahl an kirchlichen Institutionen die Grundlagen der traditionellen Buchkultur und die Vorlagen für den Druck bereit und bot zugleich vielfältige Unterhaltungsmöglichkeiten, die es sonst nur an höfischen Zentren gab.

Laien als Adressaten und Agenten der Schrift

Der Buchdruck, der sich seit den späten 1460er-Jahren in Basel mit grosser Dynamik etablierte, war noch stark auf alte Wissensstrukturen angewiesen. Sowohl der Zugang zu den benötigten Vorlagen und deren Aufbereitung als auch Finanzierung und Vertrieb setzten persönliche Beziehungen voraus. Von einem anonymen Buchmarkt konnte keine Rede sein. Bei den gedruckten Werken dominierte traditionelle Literatur.⁶⁰ Immerhin sprach die Reproduktionstechnik mit einigen volkssprachlichen Druckwerken auch ein schriftkundiges Laienpublikum an – was nicht neu war. Der Gebrauch der deutschen Sprache hatte sich schon in der Seelsorge der Bettelorden für Frauenklöster und Beginen Bahn gebrochen, sodass die geistlichen Frauen zu Vorreiterinnen des deutschsprachigen Schriftgebrauchs wurden.⁶¹

Damit war zugleich die Brücke zu den lesekundigen Laien geschlagen. Schriftliches Wissen zirkulierte deshalb nicht nur in Ordensnetzwerken, sondern ebenso in städtischen Zirkeln und entlang von Handelsrouten. Kaufleute, die für ihre Geschäfte stets auf die neuesten Informationen angewiesen waren, wurden zu Innovatoren im Bereich von Rechnungslegung und Geschäftsvertrag. Gerichtsbücher und Ratsprotokolle, Zunftordnungen und Testamente belegen den zunehmenden Schriftgebrauch in verschiedenen Zusammenhängen. In der besseren Gesellschaft

Wer Jemandt hie Der gern welt lernen Dütlich schriben und läsen
 us dem aller kürztsten grundt Den Jeman erdencken kan Do durch
 ein jeder der vor nit ein büchstaben kan Der mag kürzlich und bald
 begriffen ein grundt do durch er mag von jm selbs lernen sin schuld
 uff schribē und läsen vnd wer es nit gelernen kan so ungeschickt
 were Den will ich vñ nit und vergeben gleret haben und ganz nüt
 von jm zū lon nemen er lig wer er well burger oder hantwercks ge-
 sellen frouwen vnd junkfrouwen wer sin bedarff der kün har in der
 wirt driuwlich gleret vñ ein zimlichen lon. Aber die junge knabē
 und meitliu noch den frouwalten wie gewonheit ist .1516.



13 Ambrosius Holbein, Aushängeschild eines Schulmeisters (Kinderseite), 1516. — Die hier abgebildete Seite des sich selbst auf 1516 datierenden Schulmeisterschilts wird Ambrosius (und Hans?) Holbein zugeschrieben. Die Brüder malten das Schild wahrscheinlich für den befreundeten Humanisten Oswald Myconius,

der damals die Lateinschule von St. Theodor leitete, dort jedoch keineswegs Anfängerunterricht gab. Aus diesem Grund zeigt die Tafel kaum den Alltag von Myconius, sondern – als Genrebild und mit der schriftlichen Einladung an alle und jeden, das Lesen und Schreiben zu erlernen – ein humanistisches Bildungsideal.

stadtdlicher und anderer Ratsherrenkreise, zu denen vor allem wohlhabende Kaufleute, aber auch erfolgreiche Handwerker gehörten, war Lesen und Schreiben zur Selbstverständlichkeit geworden, auch für die Frauen in solchen Haushalten.⁶²

Ein herausragendes künstlerisches Zeugnis dieser Situation ist ein Aushängeschild für einen Schulmeister von 1516.⁶³ Das beigegebene Schriftfeld liess den Schulmeister verkünden, allen das Lesen und Schreiben des Deutschen beizubringen, die es lernen wollten: Bürgern und Handwerksgesellen, Frauen, Knaben und Mädchen. Die Schulmeistertafel und Heynlin's Predigten, Brants ›Narrenschiff‹ und die deutsche Andachtsliteratur, die Johannes Amerbach druckte, gehörten zu einem pädagogisch-christlichen Reformprogramm, das Bildung als Basis für die moralische Besserung der christlichen Gesellschaft ansah.

Beschleunigungen, Brüche und Beharrung: die Reformation

So traditionell die meisten Verlagsprogramme sich ausnahmen, so stark veränderte der Buchdruck mit der Reproduzierbarkeit schriftlicher Äusserungen die europäische Schriftkultur, bis dahin geprägt durch ein Überlieferungsgeflecht aus Abschriften, Auszügen, Adaptionen und Kombinationen. Nun konnte ein autorisierter Text unabhängig vom einzelnen Schriftstück in Hunderten oder Tausenden verschiedenen Exemplaren zirkulieren. Die Erfindung verhalf dem Konzept von Autorschaft zum Durchbruch, befeuerte den humanistischen Wunsch nach dem ursprünglichen, wahren, unverdorbenen Text und beschleunigte den Wissenstransfer.

Ein Paradefall war Erasmus' griechisch-lateinische Ausgabe des Neuen Testaments, die er 1516 bei Johannes Froben drucken liess, dem Nachfolger von Johannes Amerbach. Sie verbreitete sich mit bislang ungekannter Geschwindigkeit in ganz Europa. Erasmus gab ihr den programmatischen Titel *Novum Instrumentum* und verwies damit provokant auf seine neue Methode der historisch-philologischen Textkritik. Sie sollte den besten, nicht den kanonischen Text wiedergeben. Und er präsentierte seine Ausgabe als *Instrument*, um sich dem *Testament* zu nähern. Nicht überraschend entfachte das Werk sofort eine Debatte. Musste es nicht die Autorität der Theologen, ja der gesamten Geistlichkeit untergraben, wenn die bislang sorgsam tradierte, geläufige lateinische Fassung (Vulgata) als die schlechtere Überlieferung dastand?⁶⁴ Doch Erasmus bestand auf der Überlegenheit des griechischen Textes und liess der ersten Auflage weitere folgen, die durch Entgegnungen auf kritische Einwände und ausführliche Kommentare bereichert wurden. Ihre Käufer fanden sie nicht zuletzt bei den radikalen Reformern, den Reformatoren.

Basel wurde schon ab 1518, als hier Luthers 95 Thesen nachgedruckt wurden, zu einem Zentrum des Drucks reformatorischer Schriften. Aber wiederum erzeugte erst die Kombination aus neuen und alten Kommunikationsmedien die Dynamik und Offenheit der Reformationszeit, was neben Gelehrtennetzwerken auch einfache Leute einbezog – wobei die schreib- und lesefähige Bevölkerung noch immer eine sehr kleine Minderheit war. Weit grössere Kreise erreichten die Leutpriester, jene Kleriker, die an den Pfarrkirchen für die Predigt vor den *Leuten* zuständig waren. Auch demonstrative Aktionen gehörten zu den bewährten Medien der Reformatoren, so etwa der Bruch der Fastengebote: Auf Zwinglis Zürcher Wurstessen zur Fastenzeit 1522 antworteten gleichgesonnene Basler mit einem Basler Spanferkel-Menü, und beides wurde in Spinnstuben und Wirtshäusern erzählt und kommentiert.⁶⁵

Die «edlen Wilden» zwischen Neuer und Alter Welt

Im Jahr 1493 erschien in Basel eine Schrift, die Weltgeschichte schreiben sollte. Darin schilderte ihr Verfasser, Christoph Kolumbus, wie er in Cádiz ins Meer gestochen und nach gut einmonatiger Reise über die offene See im «Indischen Meer» auf Inseln gestossen war. Der Bericht wurde unmittelbar nach Kolumbus' Rückkehr auf Spanisch gedruckt, sofort ins Lateinische übersetzt und in Rom verlegt; davon gelangte ein Exemplar auch nach Basel. Hier druckte Michael Furter den Text nach und stattete ihn neu mit acht Holzschnitten aus. Einer davon zeigt die Begegnung zwischen Kolumbus und den Einwohnern der Amerikas im Gewand der Willkommensgabe: Die am Ufer landenden Europäer bringen Geschenke und den richtigen Glauben mit. Furters Druck sollte gerade durch seine Bebilderung noch lange nachwirken. Zahlreiche Motive schrieben sich in der Ethnografie und Anthropologie der Renaissance fort und wurden zu festen Bestandteilen des europäischen Kolonialismus und des christlichen Imperialismus in der Neuen Welt.

In Wahrnehmung und Schilderung der Amerikas verband der Bericht mittelalterliche Vorstellungen von den «Rändern der Welt» mit zeitgenössischen Sichtweisen und Annahmen über deren «Entdeckung». Im Gegenzug machte die Seereise nach Westen in Europa auch ein neues Bewusstsein für diese Welterweiterung und deren Ordnung erforderlich. Die Begegnung war also in beide Richtungen wirksam, wobei sie sich zunehmend zu einem Laboratorium für hegemoniale Asymmetrien entwickeln sollte. Kolumbus schrieb von reichhaltigen Gold- und Gewürzvorkommen und davon, dass die Inseln

zwar nicht von *monstra*, aber doch von «edlen Wilden» bewohnt seien, die sich weder der Herrschaft des spanischen Königs noch der Christianisierung widersetzen. Beides entbehrte der Realität und bediente primär europäische Vorurteile und Erwartungen. In dieser Haltung schilderte der genuesische Admiral auch die Erkundung Kubas. Er liess nach Städten oder Königen suchen, konnte aber nur «kleine Stämme und Siedlungen ohne staatliche Verwaltung» finden. Damit war die Insel nach seinem Dafürhalten ein herrschaftsfreier Raum, den er «im Namen des Königs, nach feierlicher Verlautbarung und dem Hissen der Fahnen» rechtmässig in Besitz nehmen konnte.

Analog sind diese Ereignisse auch in dem in Furters Druckwerkstatt erdachten Holzschnitt dargestellt. So zeigen sich die Erwartungen der europäischen Amerikafahrer – Landnahme, Missionierung und (asymmetrischer) Tausch – in der Geste der friedfertigen Willkommensgabe weitgehend verschleiert. Zugleich entstand in der Figur des «edlen Wilden» eine wirkmächtige Chiffre für die Beschreibung des Gegenübers, die der Deutungshoheit des kolonialen Blicks entsprang und durch ihre europaweite Verbreitung eine doppelte Realität schuf. Einerseits prägten sie die Begegnung und Ausbeutung der indigenen Bevölkerung in den Amerikas über Jahrhunderte, andererseits wirkten sie als, in Kolumbus' Worten, «in höchstem Mass wahrhaftige Ereignisschilderung» aus der Neuen Welt ebenso auf die europäische Realität zurück wie die Güter, die nun vermehrt nach Europa gelangten.

Die Expansion auf den Doppelkontinent erfolgte in europäischen Denkmustern, die als



14 «Epistola de insulis
nuper inventis»,
fol. 2v, gedruckt von
Michael Furter, 1493.

«Entdeckungen» auf die Alte Welt zurückwirkten. So liesse sich abschliessend spekulieren, dass auch die asymmetrischen Beziehungen in der Basler Herrschaft, etwa zu den Hintersassen und Taunern – landsässige Teile der Bevölkerung, die nicht über das volle Bürgerrecht verfügten – von den Projektionen, Erfahrungen und Narrativen in der Begegnung mit den «edlen Wilden» der karibischen Inseln nicht unberührt blieben. Als Spiegelungen aus der

Neuen Welt schuf die koloniale Erfahrung auch Denkfiguren für die anhaltenden Ungleichheiten in den europäischen Gesellschaften. Der illustrierte Druck des Kolumbusbriefes in der Basler Offizin des Michael Furter verbreitete also nicht nur Neuigkeiten aus der Neuen Welt, sondern ist auch ein Zeugnis dafür, wie ab 1500 das Lokale im Globalen verortet und wie die Erweiterung der Welt im Lokalen bewältigt wurde. **Lucas Burkart**

Wenn die radikalen Reformer Christus und die Heilige Schrift zum normativen Mittelpunkt ihrer Argumente machten, konnten sie ebenso an die ausgeprägte Passionsfrömmigkeit und an die Betonung der göttlichen Barmherzigkeit anknüpfen wie an das ›Novum Instrumentum‹ des Erasmus. Nikolaus von Strassburg hatte in seiner Lazaruspredigt einst die Jenseitsvorstellungen der Bibel mit der späteren Lehre vom Fegefeuer harmonisiert: War das nicht ebenso eine Verunreinigung wie die von Erasmus kritisierte lateinische Bibeltradition? Hölle und Fegefeuer, Heiligenverehrung und Ablass, Fastengebote, Priesterklerus und klösterliches Leben – all das liess sich als Neuerung lesen, die den klaren Quell der Evangelien trübte. Die humanistische Methode – *ad fontes* – liess sich in Analogie bringen mit dem reformatorischen Argument, nur die Heilige Schrift sei autoritative Schriftquelle des Glaubens. Deshalb konnten Reformatoren wie Zwingli und Oekolampad schwer nachvollziehen, dass ihrem Freund Erasmus manche reformatorische Position zu weit ging. Besonders kritisch sah Erasmus, dass Zwingli ebenso wie Luther den freien Willen des Menschen bestritten.⁶⁶ Gottes Gnade zum einzigen, letztlich ungewissen Heilsgrund zu machen, die willentlich nicht zu erlangen, sondern nur gläubig zu erhoffen war, knüpfte zwar an die christozentrische Frömmigkeit der vergangenen Jahrhunderte an, bedeutete in der Entwertung der pluralistisch daran angelagerten Kulte und der Werkheiligkeit aber einen theologischen Bruch.

Indem die Reformatoren die höhere Autorität des Klerus – und damit auch des Papstes – gegenüber den Laien bestritten, gaben sie zudem die Einheit der Kirche preis, um die so lange gerungen worden war. War es nicht besser, den Frieden in der Christenheit zu wahren, sich auf einen Kern geteilten Glaubens zu beziehen und daneben verschiedene Ausprägungen von Frömmigkeit zuzulassen?⁶⁷ Weil diese Fragen für Erasmus nicht zu einer einfachen Antwort führten, brüskierte ihn der Wahrheits- und Machtanspruch der Reformatoren. Damit stand Erasmus nicht allein. Die Rede von der Reformation im Singular verdeckt ohnehin, dass neue theologische Konzepte und kirchliche Organisationsstrukturen erst entwickelt werden mussten und umkämpft waren, besonders prominent im Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli. Erasmus hatte das ›Novum Instrument‹ von 1516 dem Papst gewidmet und es «jedem, der die wahre Theologie liebe», ans Herz gelegt. Er starb, ohne sich den neuen Dogmen der Reformatoren anzuschliessen. Gleichwohl setzten die Reformatoren in wissenschaftlicher Perspektive das humanistische Projekt ihres Kritikers fort. Auch sie folgten der Methode, die Erasmus für seine Edition verwendet hatte, und bis heute gehört die philologische Textkritik zum Werkzeug von Theologen und Historikerinnen.

- 1 Pabst; Wattenbach 1897, S. 101–111.
- 2 Literatur weitgehend in der Helvetia Sacra: www.helvetiasacra.ch.
- 3 Bernoulli 1894.
- 4 Wehrli-Johns 1996.
- 5 Constitutiones (MGH). II, 75 Nr. 62.
- 6 Neidiger 1978, S. 146 f. Bernoulli 1894, S. 124–136.
- 7 Degler-Spengler 1969. Degler-Spengler 1991.
- 8 Fehlmann; Hofmeier 2018. Matt 2021, S. 29.
- 9 Neidiger 1978, S. 140 f.
- 10 Hirschmann 2016, S. 53. Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1 (1911), S. 171.
- 11 Eugster 1995, S. 218 f.
- 12 Courtenay 2007, S. 62.
- 13 HS IV, 5,1, S. 195.
- 14 Wehrli-Johns 1994.
- 15 Pfeiffer 1845, S. 264–269.
- 16 Boner 1935, S. 111 f.
- 17 Pahud de Mortanges 2004.
- 18 Weiterführend dazu Hamm 2010.
- 19 StABS, Kloster Klingental H und J.
- 20 Marchal 1972, S. 64 f.
- 21 Burkart 2009, S. 318–323.
- 22 Signori 2001, S. 321–354.
- 23 Planta 2020 und weitere Arbeiten dess. in Vorbereitung.
- 24 Wackernagel 1883, S. 226 f. und KDM BS 10, S. 333–336, zur Marienbruderschaft S. 51, 421 f., 425, 436.
- 25 Burkart 2009, S. 307 f.
- 26 Miescher-Siber 1915, S. 254–257. Simon-Muscheid 1992, S. 206 f.
- 27 Thali 2020, S. 39 f., 47–49 mit weiterer Literatur.
- 28 Meyer 2005, S. 26–28.
- 29 Ginsburger 1909, S. 344.
- 30 Gilomen 2009.
- 31 Meyer 2005, S. 40–44.
- 32 Tranter 2020.
- 33 Degler-Spengler 1969, S. 81–83.
- 34 Heusinger 2000 auch zum Folgenden; wichtig zuletzt auch Wehrli-Johns 2008.
- 35 Hossfeld 1908, S. 180 f.
- 36 Simon-Muscheid 2011, S. 28 f.
- 37 Gilomen 1986.
- 38 Neidiger 1978, S. 40–42, 160–166.
- 39 Schönenberger 1928, S. 146–148.
- 40 Übergreifend zu den Klosterreformen Neidiger 1989.
- 41 Degler-Spengler 1969, S. 34 f. Neidiger 1978, S. 160–166.
- 42 Kleinjung 2020. Schramke 2018, S. 260–270. Scarpattetti 1974, S. 224–237.
- 43 Weis-Müller 1956.
- 44 Abläufe detailliert bei Burckhardt / Riggensbach 1860.
- 45 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.2 (1916), S. 838.
- 46 Schramke 2020.
- 47 Studer 2020, S. 293.
- 48 Vernet 1961.
- 49 Schwinges 2011.
- 50 Zu den verschiedenen Rezeptionsmöglichkeiten Henkel 2012.
- 51 Schmitt 2010. Haegen 2001, S. 13–23.
- 52 Vischer 1860, S. 178–180.
- 53 Steinmann 1976, zu Luder S. 396–400, zu Brant S. 431–433.
- 54 Zahnd 2018, insb. S. 314 f. und mit weiterer Literatur.
- 55 Burkart 2016.
- 56 Sebastiani 2014.
- 57 Günthart 2020, S. 454: Zitat des für Amerbach tätigen Übersetzers Ludwig Moser.
- 58 Amerbach 1942.
- 59 Hamm 2014.
- 60 Thali 2020, S. 69 f. Günthart 2020.
- 61 Zuletzt Winston-Allen 2020.
- 62 Sieber-Lehmann 2007, S. 184 mit Anm. 64. Steinbrink 2007, S. 95–97.
- 63 Vgl. zuletzt Gehring 2019.
- 64 Zahnd 2017, S. 286.
- 65 Zur Rolle von Gasthäusern Simon-Muscheid 2004, S. 265 f.
- 66 Christ-von Wedel 2013, S. 167–182.
- 67 Christ-von Wedel 2017, S. 269.

Dise stube hat in
dem pittel die
der niden flectur
dise stuben ist ein
niden stuben hatte
t ein liden des
ist die xingstn ist
nd gut was die
ngt für die liden

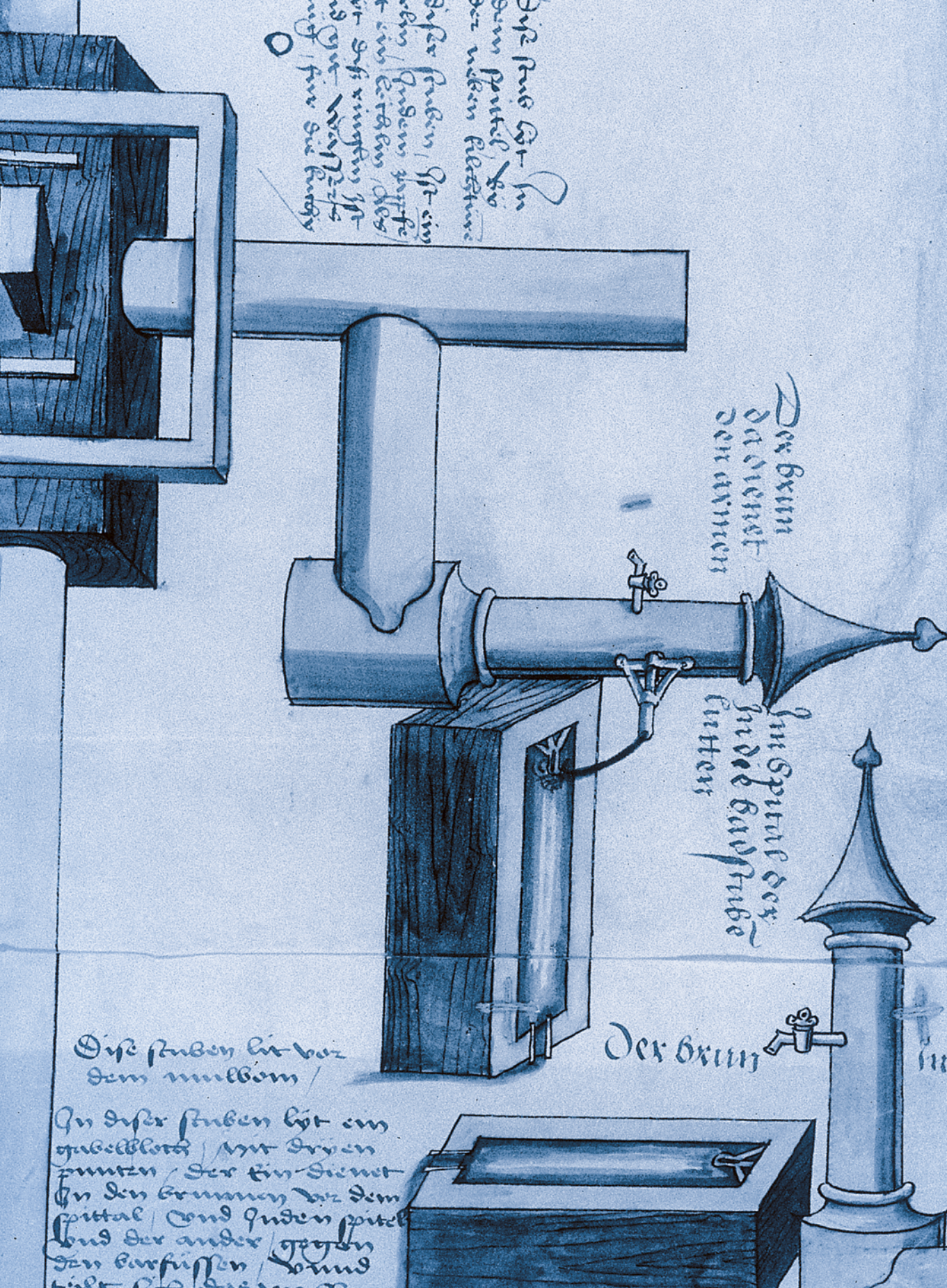
Der brunn
da dienet
den armen

In Spital des
In der badstube
tutten

Der brunn

Dise stuben hat vor
dem mullhorn

In dieser stuben hat ein
gubellhorn mit dreien
puncten der ein dienet
in den brunn vor dem
spital und inden pittel
und der ander gegen
den barfussen und
tutten die dreien



Claudia Modellmog

Ressourcen für die Stadt. Anpassungen, Störungen und fragile Konstellationen

In alten Stadtansichten hebt sich Basel von der umgebenden Landschaft prägnant ab. Die Landschaft aber war ebenso vom Menschen geprägt wie die ummauerte Siedlung, war nicht ungezähmte Natur, sondern eine intensiv auf die zeitgenössische Landwirtschaft zugerichtete kultivierte Zone. Denn die Stadt war angewiesen auf Ressourcen von aussen, Wasser und Nahrung, Baumaterial, Metalle und Fasern. Diese Abhängigkeit erforderte, den Umgang mit Ressourcen auszuhandeln und aufeinander abzustimmen und dabei auch Tiere und Pflanzen oder Geländeverschiebungen an Flussläufen einzubeziehen. Die den menschlichen Lebensweisen angepassten Arrangements blieben anfällig für Störungen. Das vielfältig genutzte Wasser aus den Flüssen konnte binnen kürzester Zeit zum drohenden Hochwasser werden, und keine Mauer hielt die Pest fern. Beim Erdbeben von 1356 blieb selbst der Boden nicht sicher, auf den Basel gebaut war. Andere potenzielle Störungen produzierte die Stadt selbst – Schlachtabfälle, Schweinemist und Menschenkot. Die vormoderne Stadt legte für die Beseitigung solcher «Unsuberkeit» einen Pfad an, der bis in heutige Tage führt: die Entsorgung auf dem Wasserweg.

Wasser für die Stadt

Wasser ist eine Ressource, die in Basel noch heute reichlich zur Verfügung steht und die schon seit dem 12. Jahrhundert immer vielfältiger und intensiver genutzt wurde. Zu verfolgen ist das vor allem an weniger majestätischen Wasserläufen als dem Rhein, nämlich an den kleineren Flüssen – Birsig, Birs und Wiese – und an den Quellen in und um Basel. Vorgefundene und künstlich angelegte Wasserläufe prägten die Gestalt ganzer Quartiere, weil sie spezifische Handwerke anzogen. Als flüssiger, fließender Stoff erzeugte Wasser permanent Verhandlungsdruck. Denn die jeweilige Materialität von Ressourcen hatte immer schon Konsequenzen dafür, welche Möglichkeiten es gab, sie zu vereinnahmen oder zu teilen.

Dem Wasser folgen, das Wasser holen: Die Stadt als Arrangement

Noch heute, da der Birsig in der Basler Altstadt komplett in einem Tunnel verschwunden ist, folgen Strassen wie die Gerbergasse den Schwüngen des früheren Flussbetts. Die einst hier lebenden Gerber waren auf das Flusswasser angewiesen, und nicht nur sie. In der Steinvorstadt siedelten sich bevorzugt Weber und Weberinnen an, die das Birsigwasser zum Waschen und Bleichen brauchten.¹ Verallgemeinernd kann man sagen: Die meisten Basler Handwerksquartiere etablierten sich dort, wo das Wasser nicht weit weg war – am Birsig, dem links davon liegenden Hang und entlang der Wasserkanäle bei St. Alban und in Kleinbasel. Die zahlreichen Wasserräder, die sich hier wie dort drehten, waren Teil einer technischen Umwälzung, die schon um das Jahr 1000 begonnen hatte und Basel seit dem 13. Jahrhundert besonders prägte: die ›Mühlenrevolution‹. Die Kraft fürs Mahlen und Walken, fürs Hämmern, Schleifen und Sägen konnte nun aus Flüssen gezogen werden. In der Folge wurde eine ganze Reihe von Hand-Werken auch zu Wasser-Werken. Sie arbeiteten neu mit eigentlichen Maschinen, die anders als Werkzeuge nicht mehr an die menschliche Hand und die menschliche Körperkraft gebunden waren. Die Wasserräder stellten menschliche Arbeitskraft frei, und sie waren Ansatzpunkte für technische Innovationen und gewinnbringende Investitionen. Das betraf nicht nur die Variabilität der wassergetriebenen Kraftanwendung, sondern – gerade in Basel – auch die schiere Zahl der etwa dreissig Standorte. Basel konnte im 15. Jahrhundert nur deshalb ein wichtiger Ort der Papierherstellung werden, weil eine ganze Reihe längst bestehender Wasserräder dafür abgestellt werden konnte.

Die Basler Siedlungskerne folgten den bestehenden Wasserflüssen. Und schon seit dem 11. Jahrhundert wurden die Fliessgewässer vermehrt, indem man



15 Vom 11. bis zum 14. Jahrhundert hatte sich im Inneren des älteren Stadtmauer-rings eine verdichtete Siedlung entwickelt. In der Birsigniederung ermöglichten Auf-planierungen das Vorrücken der Häuser an das nunmehr tief eingeschnittene, stark verengte Bett des Birsigs (Matt; Jaggi 2011, S. 48). Schon im 13. Jahrhundert waren die Kanalanlagen, die bis ins 19. Jahrhun-dert handwerklich und industriell genutzt

wurden, im Wesentlichen errichtet. In den Plan eingezeichnet ist der unge-fähre Verlauf des Münsterbrunnwerks und die Verteilung der Laufbrunnen, wie sie sich aus einem Plan ergibt, der um 1500 angefertigt wurde. Brunnen bei geistlichen Gebäuden sind rot ge-setzt, die im Plan nur unvollständig erfassten privaten Hofbrunnen grün, alle anderen gelb.

- Münsterbrunnwerk
- Brunnen bei geistlichem Gebäude
- Privater Hofbrunnen
- Andere Brunnen

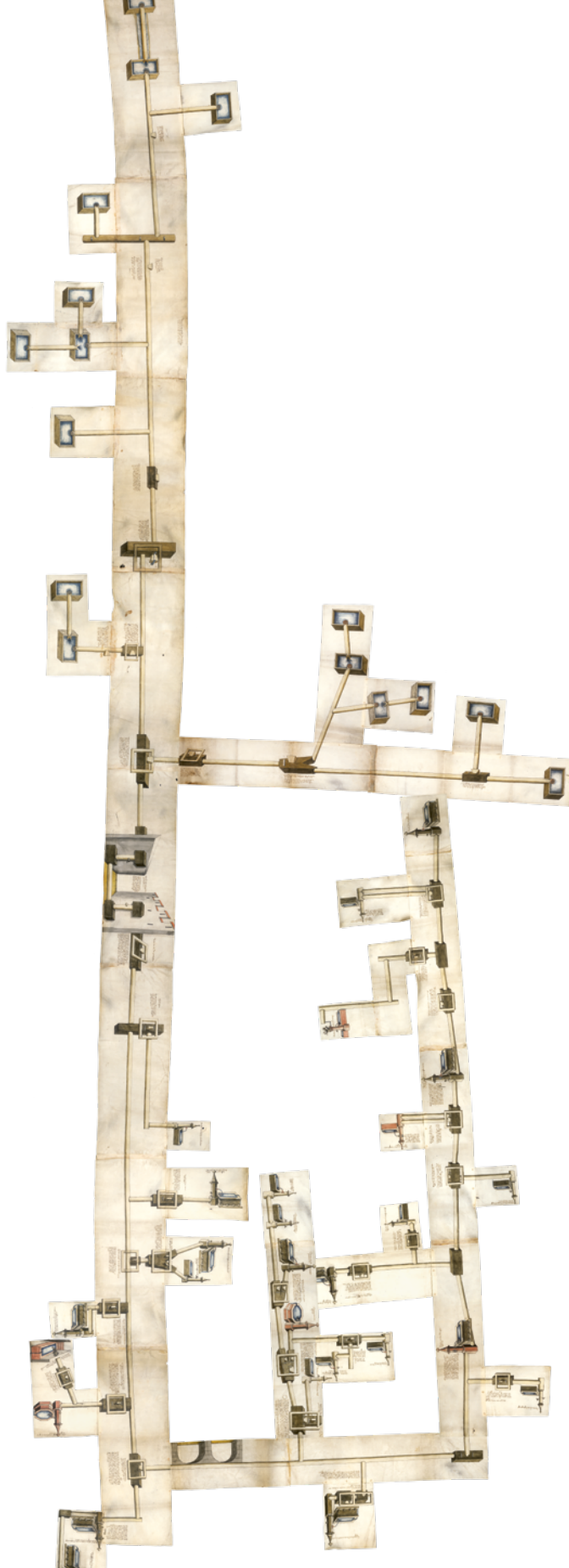
von Birsig, Birs und Wiese Kanäle abzweigte.² Ein früher Organisator dieser Mass-nahmen war das Albankloster. Im 13. Jahrhundert waren neben St. Alban auch die Kleinbasler Frauenklöster, insbesondere St. Clara, in die Errichtung und Verleihung von Mühlen involviert.³ Damals schalteten sich in Kleinbasel auch kapitalstarke Bürger in dieses Geschäft ein, die einzelne oder mehrere Parzellen gewinnträchtig entwickelten, zusätzliche Kanäle anlegten, Wasserräder und Häuser bauten.⁴

Wasser macht Stadt – Zusammengehen fürs Trinkwasser

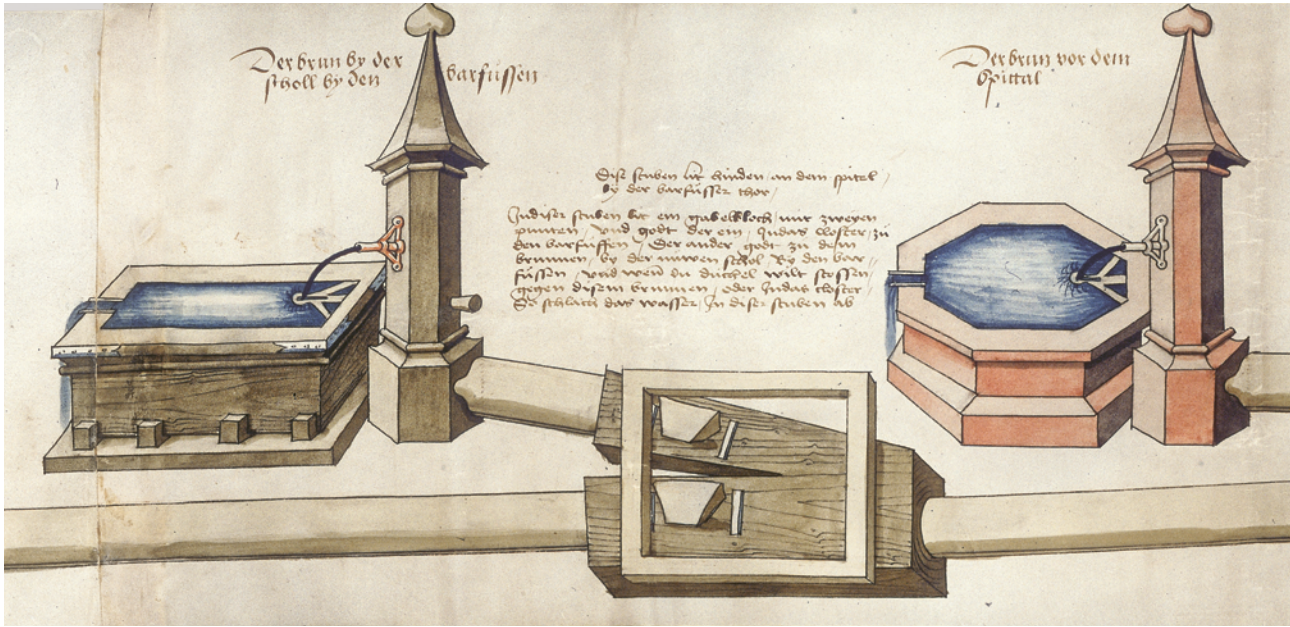
Schon vor dem forcierten Kanalbau in Kleinbasel waren auf der anderen Rheinseite gewaltige Anstrengungen unternommen worden, die Trinkwasserversorgung zu verbessern. Hügelaufwärts vor Grossbasel – beim Holee und dem Allschwiler Weiher, am Margarethenhügel und in Gundeldingen – lagen Quellhorizonte, deren Wasser nun in zahlreichen Brunnstuben gefasst und über kilometerlange Leitungen in die Stadt geführt wurde.⁵ Links des Birsig versorgte ein später Spalenwerk genanntes Leitungsnetz die Spalenvorstadt und die Quartiere um St. Leonhard, St. Peter und das Predigerkloster. Auf der anderen Talseite zog sich das Münsterwerk am Steinenkloster vorbei über das Münster bis nach St. Martin, mit einer Abzweigung in Richtung St. Alban.

Die Kirchen als Orientierungspunkte für den Leitungsverlauf zu verwenden, ist nicht dem Belieben der modernen Historikerin geschuldet. Jede Kirche, jedes Kloster bekam einen ans Leitungsnetz angeschlossenen Brunnen, was sie einmal mehr zu zentralen Orten im Gesamtgehäuse der Stadt machte. Der Basler Bischof formulierte 1266, dass der Leitungsbau zum Münsterplatz nicht nur ihm und anderen ehrenwerten Personen nützlich sei, die dort residierten, sondern auch, um den Gottesdienst im Münster mit reinem Wasser abzuhalten. Damit das fromme Werk nicht unvollendet bleibe, bewillige er dafür Einkünfte des Münsters.⁶

Ohne Beteiligung von Basler Kirchen war das Leitungswasserprojekt ohnehin nicht umzusetzen, denn die Quellgebiete gehörten St. Leonhard und dem Münster. Deshalb musste der Basler Rat, als er die Verantwortung für den Unterhalt der Leitungen stärker an sich zog, 1316 dem Domkapitel und 1317 den Chorherren von St. Leonhard die Wasserversorgung für die Zukunft vertraglich zusichern – im Gegenzug beteiligte er sich an den Unterhaltskosten.⁷ Die Vereinbarungen wichen im Detail deutlich voneinander ab, was zeigt, wie eigenständig die Kirchen als Partner des Rats waren. Die Anlage der Leitungsnetze war ein Gemeinschaftsvorhaben verschiedener Akteure in der Stadt. Die Sorge für das Gemeinwohl ist also nicht nur von einer Bürgergemeinde mit einem Rat her zu denken. Kommunalisierung vollzog sich auch als Kooperation verschiedener Institutionen, die zur Stadt gehörten, aber nicht gesamtstädtische Kompetenzen innehaben mussten. Weil jeder Schaden, jede neue Abzweigung Konsequenzen für den Wasserfluss an anderen Stellen haben konnte, lag es bald nahe, den Unterhalt gesamtheitlich von einer Instanz organisieren zu lassen: dem Rat. Die Infrastruktur formte so die Verteilung von Macht mit.⁸



16 Plan des Münsterbrunnwerks, 1501/02, Gesamtansicht. — Basel hatte schon im 13. Jahrhundert einen Brunnenmeister. In ihrer Reihe war der Brunnenmeister Hans Zschan ein Meister seines Faches. Im Auftrag oder jedenfalls auf Kosten des Basler Rats fertigte er gemeinsam mit einem versierten Zeichner um 1500 Pläne des Spalen- und, hier abgebildet, des Münsterwerks an, die das Leitungsnetz abstrahierend wiedergeben, aber zugleich die Ausführung der Brunnstöcke und -stuben detailliert erfassen. Steinerne Brunnen sind in rötlicher Farbe gezeichnet, wichtige technische Elemente, etwa Zapfen, genau erfasst. Die Pläne wurden aus Pergamentblättern zusammengenäht und massen ausgefaltet ca. 2,5 auf 7 Meter. Exklusives Publikum dieser ebenso repräsentativen wie geheimen Schaustücke war der Basler Rat (Nørgaard 2019). Die Beschriftungen richteten sich aber auch an künftige Brunnenmeister, denen Zschan im Rezeptstil sein Wissen weitergab: «In dieser Stube liegt ein Gabelloch mit zwei Punzen (Keilen/Stiften), und wenn Du Teuchel stossen willst ..., so schlag das Wasser hier ab.»



17 Plan des Münsterbrunnwerks
(Detail), 1501/02.

Dabei darf bezweifelt werden, dass die Wasserleitungen und Laufbrunnen auf existenzielle Nöte antworteten. Am linken Hangfuss des Birsig sprudelten mehrere Quellen, und auch Grundwasserbrunnen liessen sich hier gut anlegen. Zonen mit tiefem Grundwasserspiegel waren der Felssporn von St. Leonhard, die sich von dort nach St. Peter ziehende Niederterrasse und der rechte Birsighang mitsamt dem Münsterhügel – und damit einige stark aristokratisch geprägte Siedlungszonen.⁹ Wahrscheinlich ist in den vom Bischof 1266 angeführten «ehrenwerten Personen» deshalb auch ein wichtiger Unterstützerkreis für die Anlagen angesprochen – und ein Kreis herausgehobener Profiteure. Die Zahl der Laufbrunnen, die in aristokratischen Höfen errichtet wurden, überstieg die der frei zugänglichen Allmendbrunnen. Die städtischen Wasserleitungen waren also auch Prestigeprojekte, und sie verfehlten ihre Wirkung nicht. In den 1430er-Jahren rühmte der Konzilsbesucher Enea Silvio Piccolomini die vielen Basler Brunnen, «denen klares und süßes Wasser entströmt».¹⁰ Im späten 15. Jahrhundert erhielt auch Kleinbasel ein eigenes Leitungsnetz. Die Ausstattung beider Basel mit Laufbrunnen wurde zu einem historischen Pfad, der sich bis heute durch die Geschichte der Stadt zieht, auch wenn sich die Technik im Untergrund verändert hat und die existenzielle Bedeutung der öffentlichen Brunnen in den Hintergrund getreten ist.

Vernetzte Lebensräume entlang des Wassers

Noch im 15. Jahrhundert herrschten nahe der Wiesemündung in den Rhein «die Urzustände derselben Wald- und Wasserwelt, aus denen Kleinbasel hervorgewachsen» war: «in den Dickichten der Erlenbüsche, in den prachtvollen Eichenwäldern». So schrieb es der Archivar und Historiker Rudolf Wackernagel in seiner 1911 publizierten «Geschichte der Stadt Basel». Und weiter: «Nirgends so häufig wie hier haben die Urkunden zu reden von Fischereien, von Mühlen und Wuhren, von Fähren, von Brücken.»¹¹ Dass die Häufung menschlicher Aktivitäten und Anlagen am Wasser mit Urzuständen zusammengehen soll, erschliesst sich erst, wenn man darüber nachdenkt, wie verschiedene Biotope sich in der alltäglichen Wahrnehmung zeigen. Die menschlich durchformte Stadt steht dann den Auwäldern an der Wiese gegenüber, die zwar vom Menschen vielfältig mitgestaltet, aber nicht vom Menschen dominiert waren. Wackernagel betont also zu Recht, dass im 15. Jahrhundert eine solche Konstellation eine Ausnahme war.

Die moderne Siedlungsstruktur in grossen Teilen Europas geht auf Veränderungen seit der ersten Jahrtausendwende zurück, die im 13. Jahrhundert einen Höhepunkt erreichten. Dies blieb den Zeitgenossen nicht verborgen. Auf die Zeit um 1200 zurückblickend, schrieb um 1300 ein Chronist: «Es gab damals im Elsass viele Wälder, welche das Land unfruchtbar machten an Korn und Wein.» Er meinte auch, dass Bäche und Flüsse in der älteren Zeit weniger Wasser geführt hätten, «weil die Wurzeln der Bäume die Feuchtigkeit des Schnees und Regens längere Zeit in den Bergen zurückhielten» (vgl. S. 22).¹² Dem Chronisten stimmt die moderne Forschung zu. Die alten Wälder wichen besonders im 13. Jahrhundert merklich, auch in der Umgebung Basels. Sie schrumpften zu kleineren Mittel- und Niederwaldgebieten, die sich oft den Wasserläufen entlangzogen. Beim Holzschlag liess man Baumstümpfe zum erneuten Austreiben und einzelne Jungbäume stehen, damit sie bald wieder Bau- und Brennholz liefern konnten, aber auch Stöcke und Ruten für die Uferbefestigungen, die laufend erneuert werden mussten. Neben alldem blieben die Wälder wichtig für die Schweinemast und vieles andere mehr – und sie blieben auch in den von Menschen vorgenommenen Veränderungen Zonen hoher Biodiversität.¹³

Neben geschrumpften, dauerhaft jung gehaltenen Wäldern prägten immer mehr Reben und Gärten, Matten und Äcker die Zone jenseits der Stadtmauern. Das Wasser der Wiese wurde über den bei Riehen beginnenden Kanal (Riehen-teich) nicht nur auf Mühlräder vor und in Kleinbasel geleitet, sondern über ein Netz von abzweigenden Gräben auch auf die Matten, die Gras und Heu für die

Tierhaltung lieferten. Der von eiszeitlichen Schotter-schichten durchzogene Untergrund machte den Boden durchlässig und erlaubte die regelmässige Bewässerung. Fein justiertes Wässern führte dem Boden Mineralien zu, hob den Grundwasserspiegel und förderte den Humusaufbau; zugleich tötete es Mäuse, Engerlinge und andere bodenbewohnende Tiere. Auch den Schäden kurzer Frostperioden beugte das Wässern vor.¹⁴

Mit dem Schwinden der Wälder wuchs die Bedeutung der Wiese und anderer Flüsse als Transportwege für grosse Baumstämme. Der Holzbedarf Basels war enorm, der Kauf von Holz einer der grössten Posten in den städtischen Rechnungsbüchern des 15. Jahrhunderts.¹⁵ Schriftstücke, die im Rahmen von Konflikten aufgezeichnet wurden, bezeugen vermehrten Streit ums Holz – deutliche Anzeichen verknappter Ressourcen und intensiver Kontrolle. Missernten, Hunger und Pest hatten im 14. Jahrhundert die Bevölkerung reduziert und so auch dem Wald eine Atempause verschafft. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wuchs die Bevölkerung wieder merklich und damit der Druck auf den Wald.

Während etwa Zürich als Stadt das grosse Waldgebiet entlang der Albiskette kontrollierte,¹⁶ nutzte Basel neben den kleineren, stadtnahen Jungwäldern die Flussläufe von Wiese und Birs, die das Flössen erlaubten, um sich mit Brennholz und grösseren Baumstämmen aus den walddreichen Gebieten des Jura und des immer stärker abgeholzten Schwarzwalds zu versorgen. Im 14. Jahrhundert erlegte der Rat allen die Stadt passierenden Flössern auf, ihre Fracht zum Verkauf anzubieten (Stapelzwang).¹⁷ Das Flössen musste in die Anlage der Wasserbauten ebenso einbezogen werden wie die Mattenwässerung und der Räderbetrieb. Auch auf die dort lebenden Fische galt es Rücksicht nehmen. So beklagte etwa die Basler Fischerzunft 1496 den Rückgang der Fischbestände wegen zu grosser Wasserentnahme.¹⁸

Zwischen Partikularität und Kommunalisierung – Wasserflüsse als geteilte Ressource

Die unterschiedlichen Interessen und Bedürfnisse der an und in der Wiese lebenden Menschen, Tiere und Pflanzen glich man vor allem durch zyklisch aufeinander abgestimmte Betriebsweisen aus. Für das Wässern von Matten und das Flössen wurden Zeitfenster bestimmt, in denen der Mühlenbetrieb ruhte. Während der Zeit der Lachswanderung öffnete man die Wehranlagen (Wuhre) so weit, dass die Fische flussaufwärts ziehen konnten. All diese Abstimmungen wurden allerdings nicht in einem Regelwerk zusammengefasst, sondern in etlichen Einzelvereinbarungen zwischen den jeweiligen Konfliktparteien festgelegt, immer wieder erneuert

oder angepasst. Die Vielzahl der belegten Konflikte erweist, wie stark die Wasserflüsse Akteure miteinander in Beziehung brachten. In Grossbasel konnte der Rat schon früh die Aufsicht über Birsig und Rümelinbach übernehmen. In Kleinbasel, wo um 1360 der Stadtbach angelegt wurde, durfte der Rat nur mit der Gnade der Inhaber von Mühlen und Schmieden an den älteren Kanälen dafür Wasser entnehmen lassen.¹⁹

Im Gerangel um die Ansprüche auf die flüssige Ressource treten die Besitzer von Wasserrädern besonders hervor. Die Mühlen und Schmieden waren als Lehen vergeben, in Kleinbasel und am Grossbasler ›Dalbeddych› – dem Teich von St. Alban – oft von Klöstern, im Birsigtal vom Rat. Die Wasserkraft war für die Mühlenbesitzer nicht nur Ressource, sondern auch stetige Gefahr, der nur zu begegnen war mit ebenso stetiger Kontrolle und Nachbesserung der Uferbefestigungen. Dabei machte der Wasserfluss gemeinschaftliche Organisation unabdingbar. Die Leihegeber setzten hier auf partikulare Korporation und intervenierten selbst nur punktuell. Eine Ordnung des Rats aus dem Jahr 1459, erbeten von den Mühlenbesitzern am Oberen Birsig (Rümelinbach), legte fest, dass diese aus dem eigenen Kreis Delegierte bestimmen sollten, die den Zustand der Kanäle kontrollierten, und dass die Anrainer den Kanal jährlich säuberten.²⁰

Weil eine Kommunalisierung der Wasserflüsse angesichts partikularer Besitzansprüche undenkbar war, vollzog sich der Ausbau der kommunalen Gewalt auf anderer Ebene. Zentral war dabei die schon seit dem 13. Jahrhundert vom Rat beauftragte Baukommission der Fünfer. Fünf Männer – Maurer, Zimmerleute und Ratsvertreter – agierten als Schlichtungsinstanz für Baufragen und auch für den Wasserbau.²¹ Die Zahl ihrer Urteilssprüche ist kaum überschaubar und doch nur der überhaupt schriftlich festgehaltene Teil ihrer Tätigkeit. Wenn nötig, holten die Fünfer Kundschaften ein, befragten also Zeugen zur früheren Lage, zum älteren Recht. Wer bessere Kundschaft hatte, verteidigte seine Ansprüche. Zu Zeugen konnten dabei auch die Wasserbauten selbst werden. Gegen die Klage, den Einlass in einen Wässerungsgraben bei seiner Erneuerung tiefergelegt zu haben, bot 1440 der Schaffner des Steinenklosters mit Erfolg alte Pfostenlöcher und ausgetauschte alte Bretter auf.²²

Die Stadt im Land, das Land in der Stadt

Basel wird rückblickend meist als Bischofs- und als Handelsstadt charakterisiert, also mit Blick auf hervorstechende Besonderheiten. Richtet man die Aufmerksamkeit eher auf die Gemeinsamkeiten von Städten, ist eine Stadt zuallererst ein Konsumzentrum. In Zeiten begrenzter Transportkapazitäten brauchten Städte deshalb ein fruchtbares Umland. Intensivere Urbanisierung konnte sich nur in Zonen vollziehen, die sich für den Getreideanbau eigneten. Doch die Stadt war ebenso auf Wald und Wiese, auf Sonderkulturen wie Wein und Obst, Hülsenfrüchte und Gemüse angewiesen.

Gartenbau und Landwirtschaft in der Stadt und um die Stadt

Ein abstrahierendes Modell der vormodernen Stadt-Umland-Beziehung unterscheidet, vom städtischen Zentrum ausgehend, eine ringförmige Struktur von Zonen, die als bewirtschaftete Biotope sehr unterschiedlichen Charakter hatten.²³ Zu diesen gehörte auch das innerstädtische Gebiet selbst, das neben den Menschen von anderen Spezies geprägt war. Pferde waren in der ritterlichen Lebensweise unverzichtbar und wurden als Zugtiere für Transport und Bodenbewirtschaftung eingespannt. Aber auch Geflügel, Kühe und Schweine wurden gehalten. Ganz besonders bot sich das für Müller an, die beim Mahlen anfallende Reste als Futter verwerten konnten.²⁴ Ausserdem war die Stadt von Gärten durchzogen und umringt. Mit der Erweiterung des Mauerrings seit den 1360er-Jahren kamen die Basler Gärten vielfach in der Stadt zu liegen. Im eigentlichen Vorfeld der Stadt, einem etwa drei Kilometer breiten Ring, mischten sich Äcker mit Wiesen, Obst- und Rebärten sowie kleineren Waldgebieten (Hölzern). In einer Zone bis etwa vierzig Kilometer Entfernung zur Stadt dominierte dem Ringstruktur-Modell zufolge die Dreifelderwirtschaft (vgl. Stadt.Geschichte.Basel, Bd. 2, S. 125 f.). Städte waren im näheren Umland vor allem auf Getreideproduktion angewiesen. Korntransporte von mehr als zwei Tagesreisen waren, Marktlogik vorausgesetzt, nur in Notzeiten rentabel, wenn die Preise nach oben schossen.

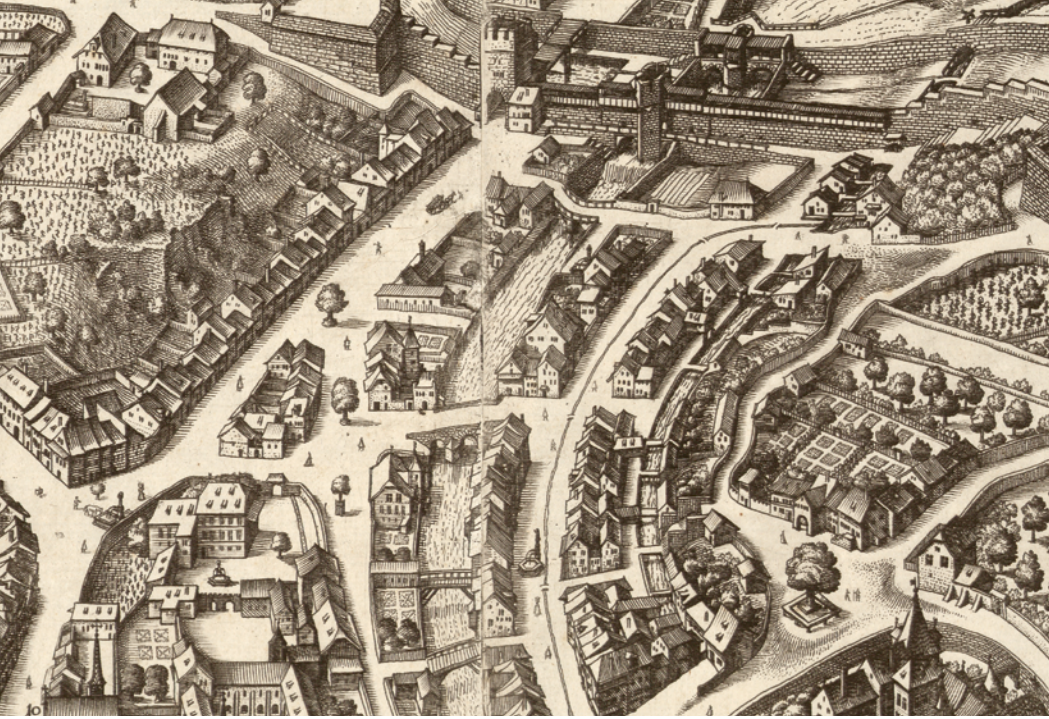
Das abstrakte Ringzonen-Modell ist eine starke Vereinfachung, die viele Parameter ausblendet, unter anderem die topografischen Gegebenheiten. Im städtischen Vorfeld Basels lagen etwa in Gundeldingen und an den sanften Hängen Richtung Bruderholz eher Obst- und Rebärten, während das ebene Gelände



18 Conrad Morand (?), Rheinansicht (Detail), um 1530. — Eine um 1530 gezeichnete Rheinansicht [129] gibt erstmals ein realistisch wirkendes Bild der Stadt Basel. Der Ausschnitt zeigt das abfallende Rheinufer, über dem sich eine Gartenzone erstreckt, die direkt vor der Kleinbasler Befestigung liegt. Dominantes Gebäude ist die Klosterkirche von Klingental.

Richtung Allschwil stärker von Äckern und Matten geprägt war.²⁵ Die Getreideanbauggebiete des Umlands befanden sich vor allem im Norden und Westen – im Markgräfler Land Richtung Schwarzwald und in der elsässischen Ebene vor den Vogesen. Hier wie dort wurde daneben in beträchtlichem Ausmass Weinanbau betrieben. Gerade die elsässischen Gebiete versorgten nicht nur Basel, sondern ebenso das kleinere Mülhausen. Vom Modell her gesehen war die im Umland verfügbare Anbaufläche also eher defizitär, was jedoch zum Teil durch die günstige klimatische Lage und gute, teils überdurchschnittliche Bodenqualität kompensiert wurde.²⁶ Zahlenmässig dominierten im Basler Umland landwirtschaftliche Kleinbetriebe, die tendenziell mit höheren Abgaben belastet waren als grössere.²⁷ Die ärmeren Leute auf dem Land trugen also den grössten Anteil an der Versorgung der Stadt.

Die Stadt als Konsumzentrum erforderte nicht nur eine besonders intensive Bodennutzung, sondern trug dazu auch direkt bei. Die städtische Tierhaltung



19 Matthäus Merian d. Ä., Basler Merianplan (Detail), 1617. — Im Jahr 1617 schuf Merian einen Kupferstich, der Basel aus der Vogelschau von Nordosten darstellte. Der Ausschnitt zeigt im Zentrum den Birsiglauf von der Stadtmauer stadteinwärts. An den Talhängen des Flüsschens erstreckte sich hinter

dichten Häuserreihen noch im 17. Jahrhundert eine Garten- und Wiesenzone, die hier stilisiert dargestellt ist. Das Merian'sche Basel ist eine wohlgeordnete Stadt ohne störende Misthaufen oder umgestürzte Zäune. Umso besser erkennbar sind die verschiedenen Grünräume und Gartentypen.

hinterliess grosse Mengen an Mist und im Vorfeld Kleinbasels lag eine Mergelgrube.²⁸ Beide Stoffe wurden zur Bodenverbesserung eingesetzt. Als das St. Leonhardsstift 1299 zwei in Allschwil lebenden Brüdern die Leihgüter ihres verstorbenen Vaters erneut übertrug, hielt es nicht nur die Getreidezins schriftlich fest, sondern auch die Auflage, jährlich Mist oder Mergel auf die Äcker auszubringen. Bodenverbesserung liess sich in der um Basel herum vielfach belegten Dreifelderwirtschaft auch dadurch erzielen, dass dort Kühe und Ziegen auf die Äcker geführt wurden, falls diese im dritten Jahr brachlagen und nicht Gemüse oder Hülsenfrüchte angebaut wurden. Die brachliegenden Äcker reichten aber für die vorstädtische Tierhaltung nicht aus. Der Fleischkonsum in der Stadt erforderte, dass insbesondere Rinder aus entfernteren Gebieten in die Stadt gebracht wurden. Tendenziell verdrängte die dichte Urbanisierung die Viehzucht aus stadtnahem

Land, weil der Getreideanbau die Weideflächen knapp werden liess. Deshalb etablierte sich im späteren 15. Jahrhundert ein weitgespannter Fernhandel mit Rindern, die auf den eigenen Beinen weite Wege zwischen den Aufzuchtgebieten in Pommern, Ungarn oder Moldawien zu den Schlachtgebieten in Zentraleuropa, Italien und England zurücklegten. Vor der Schlachtung mussten die geschwächten Tiere wieder gemästet werden. Dass Basler Metzger im Jahr 1473 hundert Ochsen in Ungarn kauften, blieb wohl eine Ausnahme.²⁹ Nach Basel kamen die meisten Tiere aus den Nachbarregionen im Westen von Montbéliard her und aus den alpinen Regionen der Eidgenossenschaft über die Hauensteinroute.³⁰

Umverteilungen von Arbeit und neue Machtgefüge zwischen Stadt und Land

Versorgungsbedarf und Konsum der Stadt prägten entscheidend mit, wie auf dem Land gewirtschaftet wurde. Ebenso wichtig war die Stadt als Arbeitskräftepool. Die intensive Landwirtschaft in Stadtnähe verlangte schliesslich besonders viel Einsatz von Arbeit, und jede vormoderne Stadt beherbergte eine beträchtliche Zahl von Menschen, die diese Arbeit leisteten. Für die Jahrzehnte um 1500 wurde berechnet, dass etwa dreissig Prozent der zünftischen Bevölkerung Basels in der Landwirtschaft und Lebensmittelgewerben tätig waren. In Colmar waren es sogar fünfzig Prozent.³¹ Diese Werte geben einen Anhaltspunkt, können aber nicht einbeziehen, wie viele Leute Gärten, Äcker und Reben in oder vor der Stadt besaßen und damit ihren Haushalt versorgten sowie ihren Unterhalt aufbesserten. In Zinsverzeichnissen von Basler Klöstern sind die Leihezinse für solche Grundstücke aber gut belegt.

Die Konzentration von Konsum und Arbeitskräften in der Stadt veränderte auch die Besitzverhältnisse ausserhalb der Stadt. Seit dem 13. Jahrhundert und besonders dynamisch seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts drangen wohlhabende Städter und Städterinnen in die älteren Besitzverhältnisse ein. Dies ist gut untersucht für die Grundherrschaften der Basler Klöster St. Alban und St. Leonhard,³² wo Städter Gewinne aus Handels- und Kreditgeschäften auf dem Land anlegten. Die beherrschenden Rechtsformen waren Rente und Unterleihe, weil im 13. Jahrhundert das Leiheverhältnis zwischen den Grundherren und den Bauern erblich geworden war.³³ In der Folge wurde das Erbrecht selbst zu einer Verfügungsmasse, die sich bewirtschaften liess. Ein Bauer konnte etwa sein Leiherecht an einen finanzkräftigen Städter verkaufen, der nun anstelle des Bauern zum Leihenehmer wurde und den fälligen Zins zu entrichten hatte. Der Städter konnte

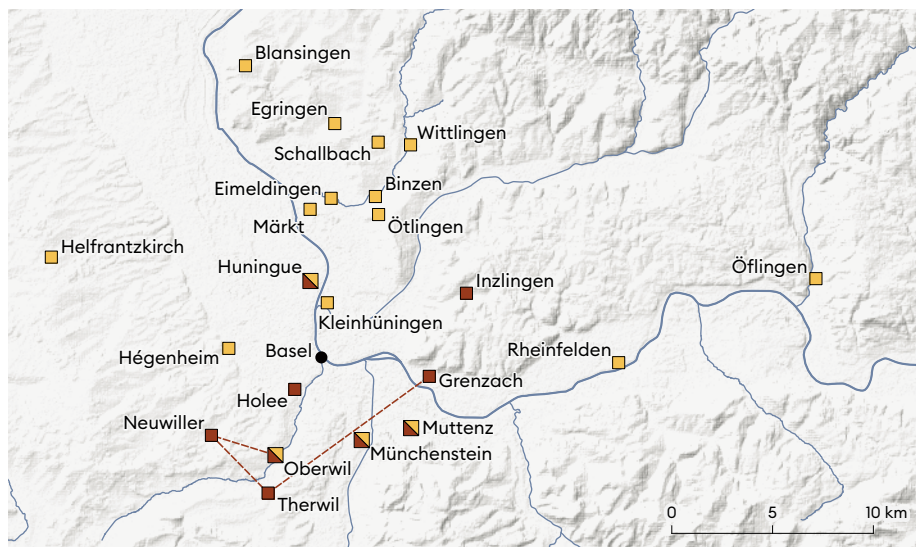
das Land nun demselben oder auch einem anderen Bauern gegen höheren Zins unterverleihen. Im Fall der Rente erkaufte sich eine Person schlicht jährliche Einkünfte. In beiden Fällen stieg die Zinslast für fast alle, die das Land bebauten, und das waren, obwohl Männer als Leihenehmer in Zinsverzeichnissen und Urkunden dominieren, auch Frauen und Kinder. Möglicherweise verstärkte die Pest die Anlage städtischen Kapitals auf dem Land, weil die Todesfälle in der Stadt tendenziell reicheres Erbe mit sich brachten als auf dem Land. Zugleich stagnierten wegen der schrumpfenden Bevölkerung die Getreidepreise. All das verstärkte die sozialen Unterschiede in den Dörfern. Während immer mehr Bauern nur noch bescheidene Flächen besaßen, gelang einigen wenigen der Aufbau von Grossbetrieben. Die Nähe zur Stadt spielte dabei eine grosse Rolle. Im 15. Jahrhundert dominierten im etwa zwanzig Kilometer von Basel entfernten Magstatt die Kleinbauern, in den stadtnahen Dörfern Allschwil und Hegenheim jedoch Grossbauern; eine Dorfaristokratie, die ihre Güter nach Möglichkeit in Richtung Stadt erweiterte.³⁴

Nicht nur kurze Wege zum städtischen Absatzmarkt und zum dortigen Arbeitskräftereservoir begünstigten die Etablierung einer ländlichen Oberschicht in den stadtnahen Dörfern, sondern auch der Zugang zu städtischem Kapital. Ein spezifisches Investitionsfeld war dabei seit dem 14. Jahrhundert die Grossviehhaltung. Mit sogenannten Halbviehverträgen beteiligten sich städtische Kreditoren hälftig bei den Anschaffungskosten für Kühe, wofür sie auch am Ertrag hälftig beteiligt wurden, also am Verkauf oder Besitz von Kälbern. Weil Halbviehverträge in Basel mündlich geschlossen wurden, lässt sich ihre Verbreitung schwer abschätzen. Immerhin konnten für den Basler Kaufmann Ulrich Meltinger anhand seines Geschäftsbuches zwischen 1470 und 1493 zwanzig solcher Verträge ausgezählt werden.³⁵ Trotz aller Risiken waren die Halbviehverträge allein schon wegen der hohen Fleischpreise für beide Seiten lukrativ. Für Meltinger bedeuteten sie eine arbeitsfreie Anlagemöglichkeit, für die bäuerlichen Betriebe eine Entlastung bei den hohen Anschaffungskosten für Kühe, mögliche Nebeneinkünfte in der Milchwirtschaft und eine höhere Düngerproduktion. Die Halbviehverträge für Kühe differenzieren für den Basler Fall das einfache Ringzonen-Modell für das stadtnahe Umland. Die Viehzucht blieb im Umkreis Basels resilienter als andernorts und beruhte auf der Kooperation städtischer Kapitalgeber mit der dörflichen Oberschicht, die über ausreichende Flächen für die Grosstierhaltung verfügte.

In der Stadt erwirtschaftete Gewinne, so zeigen die Halbviehverträge, wurden häufig in bodengebundenes Wirtschaften investiert. Das ist auch im direkten Vorfeld der Stadt zu greifen. Wie begehrt die dort gelegenen Grundstücke waren,

zeigt die Verleihungspraxis St. Leonhards, denn anders als sonst üblich vergab das Kloster diese Grundstücke nicht in Erbleihe, sondern nur befristet. Der Boden wurde so zunehmend zur Ware. Auch hier gehörten reiche Bauern zu den Leihe-nehmern. Auf städtischer Seite dominierten, unmittelbar einleuchtend, Metzger das Feld, und zwar ebenfalls solche, die zur begüterten Oberschicht zählten und die auch in der Metzgerzunft den Ton angaben.³⁶ Basler Metzger, die in Allschwil Höfe besaßen, hatten dort auch Verwandte, eine weitere Dimension der engen Verflechtung von Stadt und Land.³⁷

Besitz des Kaufmanns Ulrich Meltinger im Umland von Basel



20 Nur selten sind die ländlichen Besitzungen einzelner Städter gesamthaft zu erfassen. Ein vom Basler Kaufmann Ulrich Meltinger überliefertes Handelsbuch aus dem späten 15. Jahrhundert erlaubt wenigstens ausschnitthaft zu bestimmen, an welchen Orten der Kaufmann im Zeitraum 1470–1493 ländlichen Boden oder ländliche Einkünfte besaß und wo er Halbviehverträge einging. Wie sich in Einzelfällen nachvollziehen lässt (rote Linie), wechselten Kühe oder Kälber dabei immer wieder den Ort (Rippmann 1990, S. 192–210).

- Ländlicher Boden oder ländliche Einkünfte
- Halbviehverträge
- Ländlicher Boden oder Einkünfte und Halbviehverträge
- Belegter Ortswechsel einer Kuh

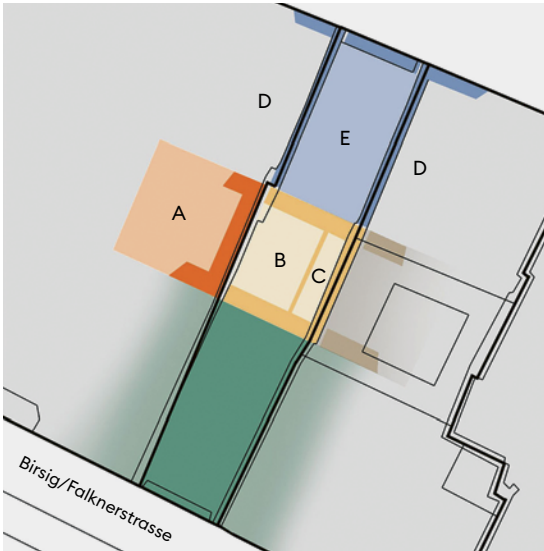
Die gebaute Stadt und der städtische Boden

Im 13. Jahrhundert vollzog sich im Siedlungsbild grosser Teile Europas ein entscheidender Wandel, der vor allem ein Konzentrationsprozess war, eine Expansion nach innen. Immer mehr Menschen lebten in verdichteten Siedlungen zusammen, Dörfern wie Städten. Waldgebiete, die durch Rodung für Getreide- und Weinbau fruchtbar gemacht werden konnten, gab es in Mitteleuropa kaum noch. Und auch der Boden für städtische Häuser wurde knapper und zu einer Ressource, die sich wandelte und mehrfach genutzt wurde.

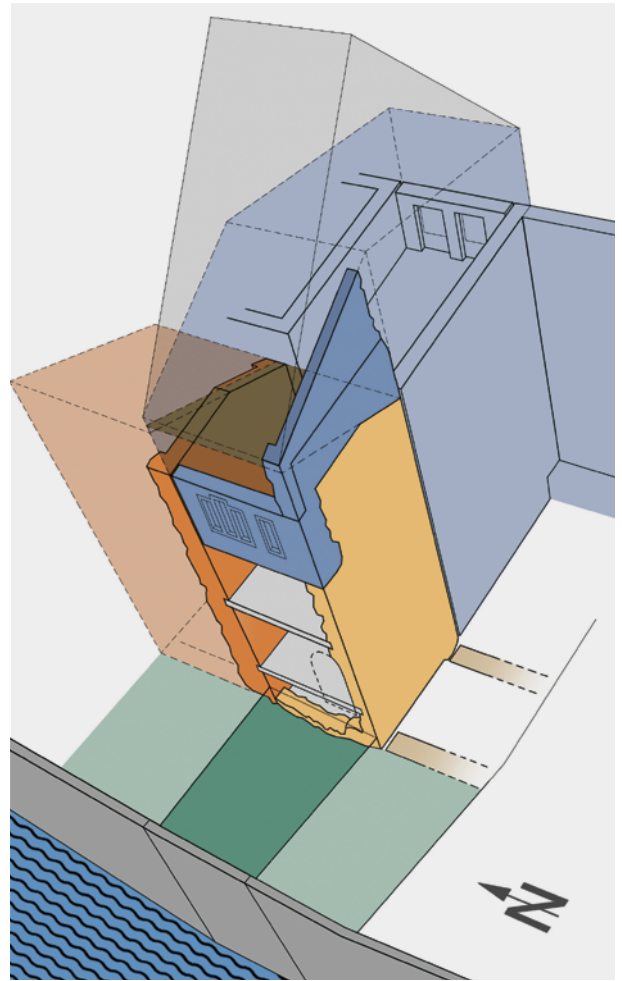
Versteinerung und Verdichtung

Das Basler Stadtbild änderte sich zwischen 1250 und 1530 fundamental. Das wichtigste Schlagwort dafür heisst Versteinerung und bezieht sich darauf, dass im Fassadenbau anstelle von Holz seit dem 13. Jahrhundert immer öfter Stein als Baumaterial eingesetzt wurde. Mit diesem Wandel verbanden sich weitere Phänomene, die sich metaphorisch ebenfalls als Versteinerung fassen lassen. Fundamente, Fassaden und Brandmauern aus Stein zu mauern, war viel aufwendiger als die Leichtbauweise in Holz. Sie wurden deshalb nicht leichtfertig abgerissen. Versteinerung und verdichtende Erweiterung vollzogen sich nicht überall gleichzeitig. Aber geschlossene Fassadenfluchten waren im 14. Jahrhundert schon üblich, und sie fixierten gleichzeitig das Bodenniveau. Damit entstanden Grundzüge des Stadtbildes, die bis heute anhalten.

Gut rekonstruieren lässt sich die fortschreitende Bebauung in der oberen Talstadt anhand einer Parzelle zwischen der Weissen Gasse und der – heutigen – Falknerstrasse, die damals noch der Birsig einnahm.³⁸ Der erste Steinbau auf der Parzelle entstand im 12. oder 13. Jahrhundert. Er schloss materialsparend in U-Form an ein schon bestehendes Nachbargebäude an. Beide Steingebäude hielten Abstand sowohl zum Fluss als auch zur Gasse. Erst im Laufe des 14. oder gar 15. Jahrhunderts erweiterte man die Gebäude zur Gasse hin, womit sich dort die Fassaden zusammenschlossen. Zum Jahr 1450 und nochmals im 17. Jahrhundert ist von einem (Kraut-)Garten hinter dem Haus – also Richtung Birsig – die Rede.



↑ 21 **Plan der Parzellen an der Weissen Gasse.** | → 22 **Isometrie.** — Plan und Isometrie zeigen die Bauphasen vom 12. bis 15. Jahrhundert, soweit sie archäologisch-bauhistorisch zu greifen sind. Reine Holzbauten, die die Steinbauten ergänzten, fehlen. Die älteste Mauer (rot/A) gehörte zum Steinbau der Nachbarparzelle. An diese lehnt sich ein jüngerer Steinbau an (gelb, B). Zuerst erweiterten die Nachbarn ihre Häuser (D). Danach schlossen sich die Fassaden an der Gasse zu einer Flucht (blau/E), wobei gleichzeitig (Isometrie: blau) und dann nochmals (grau) aufgestockt wurde. Zu Garten und Birsig führte ein Durchgang (C). Richtung Birsig schützten besonders starke Fundamente vor häufigem Hochwasser (Matt 1989).



Häuserwirtschaft

Der baulichen Verdichtung Basels lässt sich eine Verdichtung der Besitzverhältnisse an die Seite stellen. Um 1250 waren Kirche und Adel die grössten Grundbesitzer in der Stadt. Spätestens im 14. Jahrhundert aber hatten meist mehrere Parteien Rechte an ein und denselben Basler Häusern. Dies lässt sich am Kleinbasler Haus «Lörrach» und seiner Besitzgeschichte nachvollziehen. Um das Jahr 1100 hatte der damalige Basler Bischof dem Kloster St. Alban in Kleinbasel umfangreiche Besitzungen übertragen, von denen das Kloster später Parzellen für

Häuser und Höfe verlieh. Auf einer solchen Parzelle dürfte das Haus ›Lörrach‹ errichtet worden sein.

Die erste Urkunde, die zum Haus ›Lörrach‹ überliefert ist, stammt aus dem Jahr 1331 und erwähnt St. Alban nicht. Sie lässt vielmehr erkennen, dass ein Grossbasler Bürger das Haus besass und es einem Kleinbasler Bürger gegen einen jährlichen Zins in Erbleihe übertrug. Schon vier Jahre später verkaufte der Kleinbasler sein Erbleihrecht am Haus an einen anderen Kleinbasler Bürger, Johann Walch, der künftig auch den jährlichen Zins zu entrichten hatte. In der Zwischenzeit hatte auch der Grossbasler Verleiher sein Recht verkauft, das Haus zu verleihen. Die darüber ausgestellte Urkunde erwähnte, dass der Grossbasler Leihegeber das Haus seinerseits nur in Erbleihe besass, und zwar vom Johanniterhaus Saint-Amarin. Schon die erste, 1331 belegte Leihe war also eine Unterleihe. In den nächsten Jahren befreite sich der Kleinbasler aus dem Unterleihverhältnis, indem er das Recht zur Unterleihe erwarb. Dieses Recht übertrug er und seine Ehefrau 1349 ans Kloster Klingental, das sich im Gegenzug verpflichtete, künftig ihr Totengedenken zu übernehmen. 1385 verlieh Klingental das Haus an einen Kaplan des Basler Münsters. Die zugehörige Urkunde erwähnte, der Kaplan müsse ausserdem Zins für den Boden, auf dem das Haus stand, an St. Alban zahlen. Vom Haus ›Lörrach‹ bezogen 1385 also drei geistliche Konvente Zinse, wobei der Klingentaler (Unterleihe-)Zins der höchste war. Die Zinsansprüche St. Albans waren zuvor vielleicht nicht erwähnt oder eine Zeitlang nicht durchgesetzt worden.

Davon, wie aufmerksam Klingental seine Hauszinse bewirtschaftete, zeugt ein Kopialbuch – eine Abschriftensammlung – aus dem 15. Jahrhundert. Darin wurden unter anderem die eben angeführten Urkunden zum Haus ›Lörrach‹ säuberlich zusammengestellt, sodass die verschiedenen Rechte leicht nachgeschlagen werden konnten.³⁹ Als Instrumente für den faktischen Einzug der Zinse erstellte das Kloster andere, viel knappere Listen. Diese informierten lediglich, an welchen Basler Haustüren die Klingentaler Laienbrüder wie viel von wem einzufordern hatten.⁴⁰ Die Listen führten allerdings nicht nur Zinse für die (Unter-)Leihe von Häusern, Gärten oder Äckern auf. Zusätzliche Geschäfte machte Klingental mit Rentengeschäften. Bei ihnen waren städtische Immobilien nicht Leihegegenstand, sondern fungierten als Unterpfand, als Sicherheit. Das Kloster kaufte Rentenzinse beim Basler Rat, beim Bischof, bei der Basler Aristokratie, aber auch bei mehr oder weniger einfachen Leuten. Auch diese Rentenzinse hielt das Kloster im 15. Jahrhundert in eigens dafür bestimmten Aufzeichnungen à jour. Klosterfrauen waren aber auch individuell, auf eigene Rechnung, im Immobiliengeschäft aktiv. Im 15. Jahrhundert arbeiteten sie dazu oft mit dem Klosterschaffner zusammen.⁴¹

Wenn Urkunden in der Volkssprache Transaktionen festhielten, die eine Basler Immobilie betrafen, unterschieden sie nicht zwischen Leihe und Unterleihe oder zwischen Eigentum und Besitz, auch wenn Gelehrte dafür lateinische Begriffe aus dem römischen Recht parat gehabt hätten. Sie zählten im 14. Jahrhundert meist auch nicht jeden Zins auf, der auf dem Haus lastete. Das änderte sich im 15. Jahrhundert. Unterleihe und Rente wurden nun konsequenter dokumentiert, denn die hohen Zinslasten aus solchen Geschäften verstärkten das Risiko des Zahlungsausfalls. Die Rechnungen des Basler Spitals lassen erkennen, dass dort im besten Fall neunzig Prozent der Forderungen pünktlich beglichen wurden. Das Spital ging mit Zinsschulden sehr flexibel um⁴² – jedoch kaum aus Nächstenliebe, sondern weil allfällige Klagen, Rückerwerbungen und Neuverleihungen aufwendig und teuer waren. In Einzelfällen konnten Zinse sogar auch mit Arbeiten im Auftrag des Spitals abverdient werden.

Die Untersuchungen zum Spital und andere Forschungen erweisen zur Genüge: Über langfristige, alte grundherrschaftliche Ansprüche legten sich Unterleiheverhältnisse und zunehmend volatile Rentengeschäfte.⁴³ In dieser Gleichzeitigkeit alter und neuer Bewirtschaftungsformen veränderten städtische Immobilien ihren Charakter. Häuser waren nicht mehr nur schützendes Dach über dem Kopf, Werkstatt und Laden, sondern ermöglichten Zugang zu Kredit und waren Bestandteil eines Anlage- und Kreditsystems, das die gesamte Stadt in tausenden feinen Geschäftsbeziehungen durchzog. In diesem System fungierten Kirchen und Klöster als wichtige Player. Für die Bettelorden, allen voran die Franziskaner, konnte gezeigt werden, dass sie insbesondere dem Handwerkermilieu erschwingliche Häuser zur Verfügung stellten. Räumliche Nähe, spirituelle Beziehungen und Geschäfte gingen hier Hand in Hand.⁴⁴ Ähnlich war die Situation rund um St. Leonhard.⁴⁵ Bekannt ist auch, wie das Basler Konzil den Häusermarkt anheizte und die Einwohnerschaft ihre Immobilien dabei über (Teil-)Vermietung produktiv machte. Nach ihrem Abzug im Jahr 1448 liess die Kirchenversammlung ein Überangebot an Häusern zurück.⁴⁶ Insgesamt jedoch sind die Beteiligten und die Konjunkturen und Veränderungen dieses Systems erst ansatzweise erforscht. Immerhin könnte wenigstens ein Teil der Unterleihe- und Rentenverträge den städtischen Boden produktiver gemacht haben, wenn Neu- oder Erweiterungsbauten, eingezogene Zwischenwände oder Aufstockungen die Stadt verdichteten.

Anders bewertete der Rat die Immobiliengeschäfte, wenn er regulierend in dieses Feld eingriff. 1386 verbot er Baslerinnen und Baslern, ihre Erben ohne deren ausdrückliche Zustimmung zugunsten von Klöstern vom Erbe auszuschliessen.

1450, kurz nach dem Abzug des Konzils, verkündete er: Liegende Güter – Häuser, Gärten, Äcker und Wiesen – seien «swerlich mit zinsen beladen» und drohten aufgegeben zu werden. Deshalb verbiete er, auf solche Güter künftig ewige Zinse zu legen. Das Verbot wurde 1504 wiederholt und ausdrücklich auch auf Jahrzeiten, also das Totengedenken, bezogen. Die Geistlichkeit habe schwere Zinse auf den Häusern und würde diese, wenn sie baufällig wären, verfallen lassen.⁴⁷ Schon 1488 hatte der Rat bestimmt, dass künftig alle Ewigrenten ablösbar seien.

Weil die Basler Kirchen und Klöster im 15. Jahrhundert vielfach ohnehin schon mit ablösbaren Renten wirtschafteten, ist fraglich, ob die Ablösegesetze den Kern des Problems trafen. Womöglich hatten sie auch mit einer kritischen Sicht auf die Geistlichkeit und deren Beitrag zum städtischen Gemeinwohl zu tun. Am Widerstand der Geistlichkeit scheiterte der Rat jedenfalls, als er 1514 auch grundherrliche Leihezinse ablösbar machen wollte. Dieser Schritt gelang erst mit den reformatorischen Umbrüchen, wobei Leihezinse benachbarter Adliger und Fürsten bezeichnenderweise ausgenommen wurden. An diese Herrschaften wagte man sich nicht heran.

Störungen und Katastrophen

Versteht man die Stadt als Konstellation, die nicht nur Beziehungen zwischen Menschen umfasst, sondern auch andere Lebewesen und unbelebte Materie, dann lässt sich diese Konstellation auf ihre Stabilität hin in den Blick nehmen. Das Ergebnis fällt zwiespältig aus.

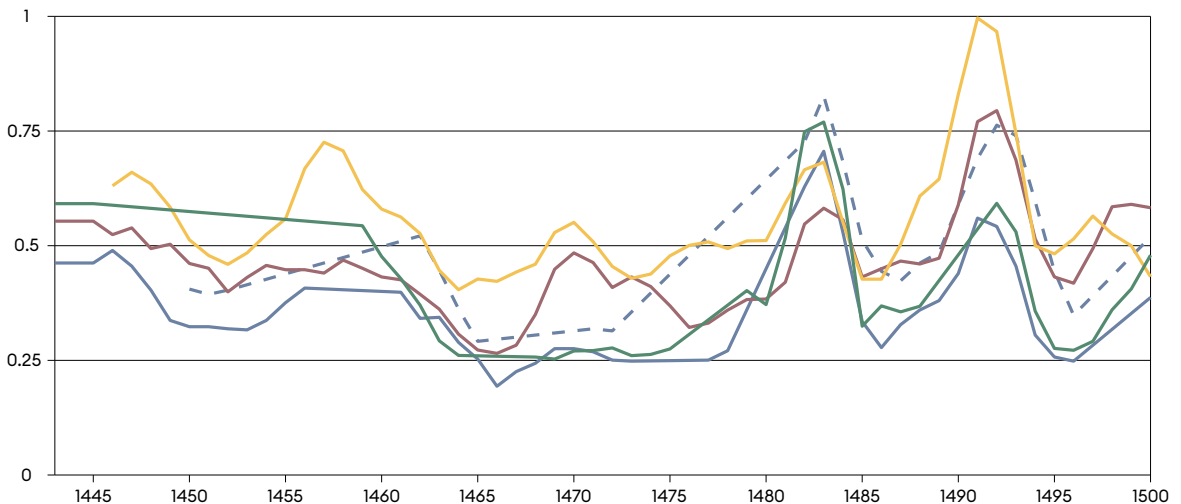
Missernten und Getreidevorräte

So wichtig der Anbau von Getreide für die neuerliche Urbanisierung Europas im zweiten Jahrtausend war, so anfällig war er auch.⁴⁸ Die Höhe der Ernte im Verhältnis zur Saat war wesentlich niedriger als heute, und selbst aus lokal begrenzten Missernten ergaben sich schnell Versorgungsengpässe, sogar im Elsass, das von guten Böden und günstigen klimatischen Bedingungen profitierte.⁴⁹ Auch Kriege, in deren Verlauf Felder abgebrannt und Transportwege unsicher wurden, konnten die Versorgung empfindlich stören. Basel war dabei besonders gefährdet, weil die Anbaugebiete für das Basler Getreide nicht unter städtischer, sondern vor allem

unter habsburgischer und burgundischer Herrschaft standen und diese Nachbarn die Kornausfuhr zuweilen deutlich erschwerten, so etwa während des Alten Zürichkriegs (1444–1450).⁵⁰ Die Folge waren Teuerungskrisen und Hungersnöte.

Im 15. Jahrhundert reagierte der Rat auf diese Gefahren mit stärkerer Regulierung und Überwachung des Getreidehandels. Die Einfuhr nach Basel war zollfrei, die Ausfuhr nicht. Der Kornhandel sollte grundsätzlich nur auf dem Kornmarkt – dem heutigen Marktplatz – stattfinden; der Aufkauf von Getreide vor den Stadtmauern wurde verboten, um Preisanstiege durch Zwischenhandel zu verhindern.⁵¹ In Zeiten drohender Not erliess der Rat Exportverbote und verpflichtete die Bevölkerung zur Bevorratung, kaufte aber auch selbst Vorräte, die in städtischen Kornhäusern gelagert wurden.⁵² Die Massnahmen zielten nicht auf Gewinne für die Stadtkasse, sondern allein auf Versorgungssicherheit und Preisstabilisierung.

Getreidepreise in Basel, Strassburg, Nürnberg und Köln, 1443–1500



23 Zu den Jahren 1481/82 hielt der in Basel tätige Jurist Johannes Ursi fest, alles – ausser Fisch – sei teuer geworden. Viele seien an Hunger gestorben (BChr, Bd. 7, S. 179). Grund waren Missernten in den Jahren 1478 bis 1482. Ursis Angaben konnten in einer Untersuchung zu den Preisen für Korn in

verschiedenen Städten bestätigt werden. Die in der Grafik ersichtlichen Durchschnittspreise korrelierten in Basel und Strassburg besonders eng. Dabei spielten verschiedene Ursachen zusammen: ähnliche Ertragsgebiete, intensiver Handel und rascher Austausch von Preisnachrichten (Holzwart-Schäfer 2000).

— Basel: Roggen
 — Strassburg: Roggen
 - - - Strassburg: Weizen
 — Nürnberg: Roggen
 — Köln: Roggen oder Weizen
 Alle Preise pro hl in fl.

Denn Teuerung und Hunger konnten Revolten auslösen. Gewinne aus dem Kornhandel machten eher jene Akteure, die Getreidezinse über den eigenen Verbrauch hinaus bezogen. Dazu gehörten weltliche und geistliche Grundbesitzer wie das Kloster St. Alban, während die Kornzinse der Basler Bettelordenskonvente nicht zur Selbstversorgung ausreichten.⁵³

Die Rückkehr der Pest

«Im Jahr 1346 begann jenseits des Meeres ein grosses Menschensterben, wie es seit Anbeginn der Welt nie gesehen wurde. Im nächsten Jahr brachten es die von Genua herüber in welsche Lande, als Rache Gottes. [...] Und es hat auch nach fünfzig Jahren nicht aufgehört. Da wurde auch in Basel gestorben vom Äschentor bis ans Rheintor [...].»⁵⁴ So notierte es ein Basler Münsterkaplan um 1400. Den Zorn Gottes, so heisst es weiter, hätten die Genueser heraufbeschworen, weil sie gemeinsam mit Heiden eine christliche Stadt belagert hatten. Diese Erklärung war nur eine von vielen, die damals kursierten. Heute ist der Erreger der Krankheit als Pestbakterium identifiziert. Die Ausbreitung der Krankheit hatte im asiatischen

Kopfsteuerzahler:innen und Gesamtbevölkerung, 1444–1500

	1444*	1446	1454	1457	1475	1497**	1500
St. Leonhard	2928	1801	1374		1419	1328	
St. Peter		1642	1204	1193	1200	1167	
St. Alban-Ulrich		1430	1090		1400	1268	
St. Martin		900	677		708	690	619
Kleinbasel		1194	909		945	1022	974
Kopfsteuerzahler		7000	5250		5700	5475	
Geistl. u. Universität		300	300		500	500	
Erwachsene		7300***	5600***		6200***	6000****	
Gesamtbevölkerung		10 500	8000		8700	9000	

* Gesamtbevölkerung

** 15 Jahre und älter

*** ca. 70 % der Bevölkerung

**** ca. 66 % der Bevölkerung

24 Erst für das 15. Jahrhundert lassen sich Basler Bevölkerungszahlen mit einiger Sicherheit rekonstruieren. Die Grundlage dafür bilden die Steuerlisten für die verschiedenen Pfarrbezirke. Der Anteil von Kindern und Jugendlichen (bis 14 oder 15 Jahre) wird dabei geschätzt (30 oder 34 Prozent). Die ungewöhnlich hohen Zahlen für 1446 erklären sich wohl mit den noch in der Stadt verbliebenen Konzils-gästen und mit einer damals hohen Zahl an Kriegsflüchtlingen vom Land. Die Zahlen für die von der Steuer befreiten Geistlichen (inklusive Universitätsan-gehörigen) sind geschätzt (Darstellung nach Ammann 1950).

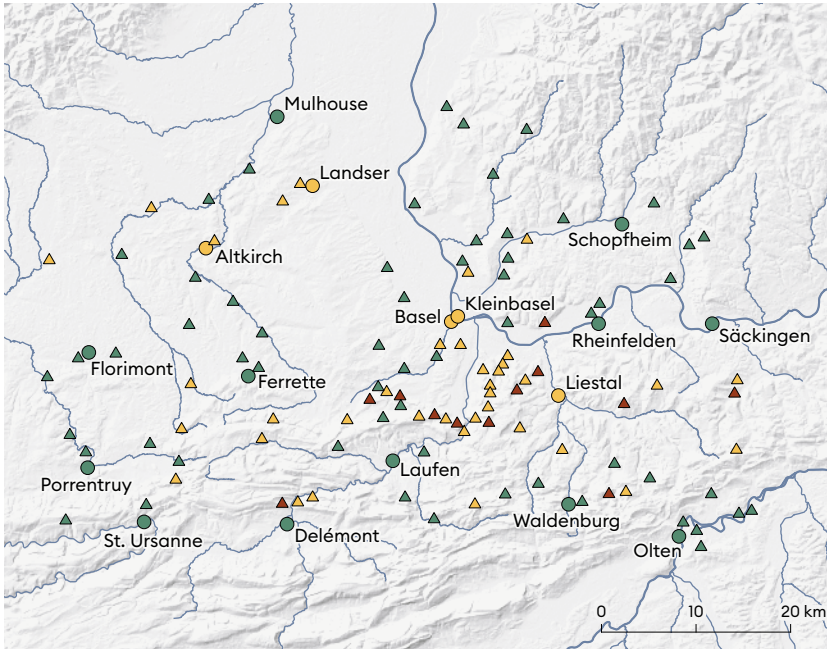
Raum begonnen und war mit Getreideimporten über das Schwarze Meer nach Genua und bald auch in andere europäische Hafenstädte gelangt, um sich von dort landeinwärts zu verbreiten. Über das Rhonetal erreichte die Seuche im Sommer 1349 Basel. Von hier aus zog sie rheinaufwärts. Die Zusammenhänge mit wichtigen Handelsrouten sind unübersehbar. Die späteren ‹Pestzüge› blieben oft regional begrenzter und traten alle zehn bis zwanzig Jahre auf.

Inzwischen ist die Forschung sich einig, dass von der Mitte des 14. bis ins 17. Jahrhundert identische Stämme des Pestbakteriums in Europa kursierten und Nagetiere als Wirte, Flöhe und Läuse als Überträger fungierten. Das Zusammenspiel mit dem Menschen wird in jüngster Zeit kontrovers diskutiert. Neben anderen Krankheiten und Hungerkrisen trug die Pest massgeblich zu einem anhaltenden Rückgang der Bevölkerung bei, doch fielen die Todesraten regional sehr unterschiedlich aus.⁵⁵

Das Basler Erdbeben

Wenige Jahre nach dem ersten Ausbruch der Pest erlebte Basel die nächsten Katastrophen. 1354 wurde Kleinbasel von einem Grossbrand heimgesucht. Zwei Jahre später, am 18. Oktober 1356, begann im Laufe des Nachmittags die Erde zu beben. Die Erschütterungen waren so heftig, dass die Menschen in die unbebauten Zonen vor den Stadtmauern flohen. Dort erlebten die meisten von ihnen bei Einbruch der Nacht das Hauptbeben, sodass die Zahl der Toten begrenzt blieb. Nicht alle Geflüchteten hatten die Herdfeuer oder Lichter gelöscht, weshalb bald verheerende Brände einsetzten. Holz war noch immer ein viel genutztes Baumaterial, ob für ganze Häuser, Obergeschosse oder den Innenausbau, für Laubengänge oder Ställe. Auch die Dächer waren in aller Regel mit Holzschindeln oder Stroh gedeckt; ein Feuer konnte leicht überspringen. Auf Beben und Feuer folgte zuletzt eine Überschwemmung, weil herabgefallene Trümmer den Birsig aufgestaut hatten.⁵⁶

Die oberrheinische Tiefebene zwischen Basel und Frankfurt ist ein Grabenbruch in der Erdkruste und ständig in Bewegung. Leichtere Erdbeben treten dort regelmässig auf, aber das Ereignis von 1356 gilt heute als das stärkste bekannte Erdbeben Zentraleuropas überhaupt. Sein Epizentrum lag etwa zehn Kilometer südlich von Basel.⁵⁷ Es zerstörte Dutzende Burgen, einige für immer, was der modernen Archäologie ermöglichte, dort geschlossene Zerstörungshorizonte zu dokumentieren. Nicht so in Basel. Hier waren die Schäden unterschiedlich stark, auch abhängig von der jeweiligen Lage, der Bauqualität und -form.⁵⁸ Besonders Kirchen und hohe Gebäude nahmen schweren Schaden.



25 Neben Basel traf das Erdbeben auch andere Städte und vor allem Burgen, die mit ihren hoch aufragenden Türmen besonders gefährdet waren. Die Karte (nach Meyer 2006) beruht auf chronikalischen Berichten und archäologischen Befunden. Sie zeigt auch, wie viele Burgen die Region damals prägten.

- Stadt, stark beschädigt
- Stadt, unversehrt oder gering beschädigt
- ▲ Burg, 1356 endgültig zerstört
- ▲ Burg, stark beschädigt, wieder aufgebaut
- ▲ Burg, unversehrt oder geringfügig beschädigt

Das Erdbeben hinterliess eine Stadt, die zu grossen Teilen unbewohnbar war. Ein zeitgenössischer Strassburger Chronist berichtet, dass viele in Gärten und auf dem Feld in Zelten unterkommen mussten, krank wurden und Hunger litten.⁵⁹ Anderen Berichten zufolge fanden die Menschen auch Aufnahme in den umliegenden Dörfern, die – wohl wegen der dort weiter vorherrschenden Holzbauweise – weniger stark zerstört waren.

Die Räumung der Trümmer und der Beginn der Reparaturen gingen anscheinend zügig vonstatten. Die Rahmenbedingungen dafür schuf nicht der Bischof, sondern der Rat. Er kaufte einen Wald für die Bauholzbeschaffung und erlaubte fremden Bauleuten die Arbeit in Basel, auch wenn sie sich nicht in die städtischen Zünfte einkauften. Das Friedhofsareal der 1349 ausgelöschten ersten jüdischen Gemeinde funktionierte er zum Werkhof um, nahm die Vergrößerung des beschädigten Rathauses in Angriff und liess die Stadtmauern ausbessern. Schon im Sommer 1357 konnte er verkünden, die provisorischen Buden auf dem Petersplatz und in den Vorstädten seien abzureissen und der Markt wieder im Innern der Stadt abzuhalten. Bauhistorische und archäologi-



26 Jacob Meyer, «Prospect des Kornmarckts zu Basel», 1651. — Ein Kupferstich zeigt den Basler Kornmarkt im Jahr 1651. Der Künstler markierte einige Gebäude, die er herausheben wollte. Deren Standorte gehen sämtlich auf eine sehr viel ältere Zeit, spätestens das 15. Jahrhundert, zurück. Etabliert wurde der Platz in diesem Umfang im 14. Jahrhundert, was insbesondere ein Brand im Jahr 1377 ermöglichte [100]. Erst im späten 19. Jahrhundert begannen Eingriffe, die den Platz stark nach Norden erweiterten (Möhle 2019).

sche Analysen verzeichnen auch in den Folgejahren intensive Bautätigkeit. Nicht immer lässt sich ein Bezug zu Erdbebenschäden herstellen. In Kleinbasel hatte der Stadtbrand von 1354 viele Häuser zerstört, und auch abseits davon wurde gebaut.

Wie schnell die Folgen des Erdbebens insgesamt – nicht im Einzelfall – bewältigt wurden, zeigt sich im Neubau eines zusätzlichen, grosszügigen Stadtmauererrings um Grossbasel seit 1362. Bei der Frage, wie ein solches Projekt damals zu stemmen war, ist unter anderem zu bedenken, dass die 1356 nötig gewordenen

Baumassnahmen vielen Menschen, ob Ansässigen oder Zugewanderten, Arbeit verschafften. Männer und Frauen konnten sich so ihren Unterhalt verdienen. Das wirkte einer Entvölkerung der Stadt entgegen – und sicherte ihr zugleich wichtige Einnahmen, nämlich beträchtliche Konsumsteuern auf Wein und Korn. Die Bauarbeiten und Sanierungsmassnahmen könnten sich gleichsam als Konjunkturprogramm ausgewirkt haben.

Aus Zerstörungen resultieren stets auch neue Möglichkeiten. Die Erfahrung des Erdbebens führte zu bautechnischen Verbesserungen und in vielen Fällen zum Ausbau der Stadt mit höheren, dreigeschossigen Häusern.⁶⁰ Gemeinsam mit den Domherren, die den abwesenden Bischof vertraten, schrieb der Rat vor, neue Obergeschosse dürften nicht mehr als zwei Ellen über die Erdgeschossfassade hinausragen. Läden sollten nur eine Elle breit sein.⁶¹ Der Erlass solcher für das gesamte Stadtgebiet gültigen Normen stärkte die autoritative Kompetenz des Rats. Ein anderer Schritt in diese Richtung war die Erweiterung des Rathauses, für die zwei angrenzende, wohl beschädigte Häuser gekauft wurden.⁶²

Eine Katastrophe macht Geschichte

Das Basler Erdbeben war nicht nur ein katastrophales Geschehen, sondern wurde sehr schnell zu einem historischen Ereignis – zu etwas, das vielfältig der Erinnerung anvertraut wurde. Im Kaufhaus hielt bald eine Tafel mit einem Merkspruch das Jahr des Erdbebens fest. Ein Basler Predigermönch fügte das Ereignis einer Liste anderer Beben hinzu, die er als Strafe Gottes deutete. Die meisten Chronisten, die von der Katastrophe berichteten, enthielten sich solcher Einordnungen allerdings – bis zur Reformationszeit. Nun deutete der erste eigentliche Stadtchronist Basels, Christian Wurtsen, das Beben als Hinweis Gottes auf den sorglos-sündigen Lebenswandel in der Stadt.⁶³ Bis in moderne Schulbücher hat sich das Basler Erdbeben fest in die erzählte Basler Geschichte eingeschrieben, hat aber noch auf andere Weise das Bild von der Basler Geschichte geprägt. Das Rote Buch des Basler Rats, in dem wichtige Ratsbeschlüsse und Ordnungen, Strafurteile und historische Notizen festgehalten wurden, stellt eine Verlustmeldung an seinen Anfang: «Dieses Buch wurde angefangen im Jahr des Herrn 1357 um den Martins-tag herum, denn ein Jahr zuvor am Lukastag ist das Erbeben gewesen und die Stadt Basel verfallen, verbrannt und um all ihre Bücher und Briefe gekommen.» Das Basler Erdbeben hatte die älteren vom Rat geführten und aufbewahrten Schriftstücke weitgehend vernichtet.

Der Überlieferungsverlust fiel in eine Zeit, in der es üblich geworden war, wichtige Ordnungen und Ansprüche auf Besitz und Einkünfte zu beurkunden – zu «verbriefen». So machten nach dem Erdbeben einige Leute geltend, ihre Briefe über beim Rat angelegte Summen seien verbrannt. Der Rat zahlte sie aus. Auch einzelne Zünfte hatten ihre Urkunden verloren. Der Rat liess neue aufsetzen.⁶⁴ Das Rote Buch dürfte der Nachfolger eines oder mehrerer ähnlicher Bücher gewesen sein. Dasselbe gilt für das Leistungsbuch, das ebenfalls 1357 begonnen wurde und Strafurteile festhielt. Ob man bei der Anlage dieser Bücher und auch bei den Aufbewahrungspraktiken solcher Dokumente neue Wege ging, lässt sich nicht mehr feststellen. Die historische Forschung ist für die Zeit vor 1356 vor allem auf die kirchliche Überlieferung angewiesen, die weniger Schaden nahm. So bestimmt das Erdbeben nicht nur als erinnertes Ereignis, sondern auch als erinnerungsvernichendes Geschehen bis heute Basler Geschichte mit.

Eingehegt und unbeherrschbar: Feuer und Wasser

Feuer hatte 1356 die schwersten Zerstörungen angerichtet, und Feuer war für jede Stadt eine latent drohende Gefahr. Zwischen 1445 und 1559 brannte es in Basel im Durchschnitt alle zwanzig Monate. Dass die Schäden meist begrenzt blieben, lässt sich als im Wesentlichen erfolgreiche Anpassung auffassen⁶⁵ und ebenso als Erfolg der Feuerordnung, die der Rat fünf Jahre nach dem Brand von 1417 erliess. Erneut wurden Verbote für zu weit auskragende Dächer oder Obergeschosse erlassen. Kleinere Häuser sollten nicht weiter in Wohneinheiten aufgeteilt werden, wenn sich Feuerstellen dort nicht sicher anlegen liessen. Trennwände zwischen den Häusern sollten aus Stein errichtet und Dächer mit Ziegeln gedeckt werden.⁶⁶

Anders gelagert als beim Feuer waren Gefahrensituationen beim Wasser.⁶⁷ Nur besonders schwere Hochwasser fanden Eingang in die Geschichtsschreibung, so etwa, als 1339 der Birsig etliche Basler Häuser unterspülte, die daraufhin einstürzten. Im Steinenkloster soll das Wasser damals bis zum Hochaltar gestanden, bei der Barfüsserkirche Gebeine vom dortigen Friedhof hinweggeführt haben.⁶⁸ Insgesamt sind Hochwasser in der Geschichtsschreibung aber stark unterrepräsentiert. Besser lassen sie sich in den Ausgabenbüchern der Stadt fassen, wo allfällige Kosten für Wachmannschaften und Reparaturen verzeichnet wurden. Eine systematische Auswertung dieser Überlieferung für einen späteren Zeitraum (1600–1650) hat hohe Wasserstände des Rheins in 70 Fällen, des Birsigs in 230 Fällen ermittelt.⁶⁹

Basler Rheinhochwasser: Historische Berichte und hydraulische Modellierung

Zum Jahr 1480 hielt der Basler Domkaplan Hieronymus Brillinger fest: «Menschen, die auf der Brücke standen, konnten sich leicht im Rhein die Hände waschen, was ich selbst auch tat.»⁷⁰ Über die Auslöser des Hochwassers wissen wir dank dem Berner Chronisten Diebold Schilling gut Bescheid: Einem drei Tage anhaltenden starken Regen war eine Hitzewelle vorausgegangen, die in den Alpen Eis und Schnee schmelzen liess.⁷¹ Weitere Aufzeichnungen berichten, dass Frühling und Frühsommer kalt, nass und in den Bergen schneereich gewesen seien.⁷² Die sommerliche Hitzewelle schmolz also das im Gebirge gebundene Wasser in drastischer Geschwindigkeit. Der

folgende Intensivniederschlag liess den Rhein – und alle anderen grösseren Flüsse nördlich der Alpen – über die Ufer treten. Das Jahr 1480 brachte, statistisch formuliert, vermutlich ein Jahrtausendhochwasser. Für Basel lassen sich das städtische Überflutungsgebiet und die Hochwasserstände auf der Grundlage verschiedener Chronistenberichte sehr genau umreissen. Den Bericht des Domkaplans über das Händewaschen auf der Brücke und andere solcher Angaben kann man als Referenzpunkte setzen und prüfen, ob diese in der Summe einem Überschwemmungsgebiet entsprechen, das mit der Basler Topografie korrespondiert [27].

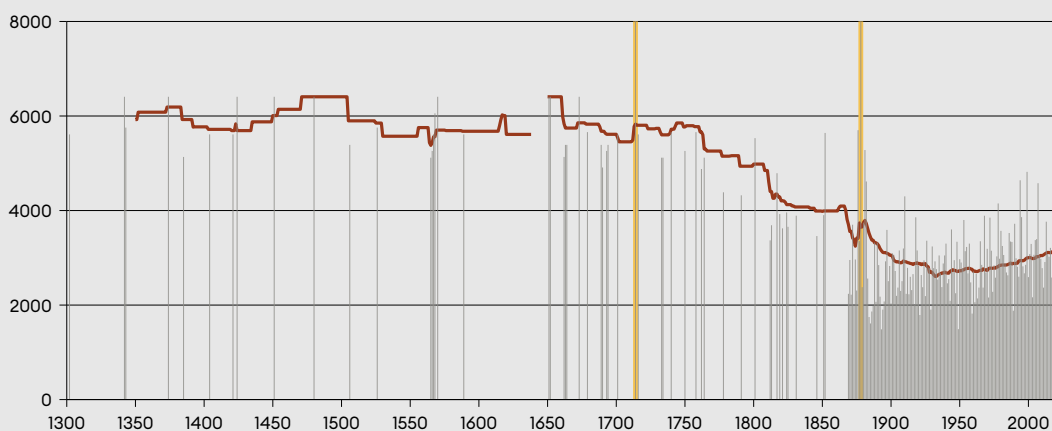


27 Basler Überschwemmungsgebiet 1480, eingezeichnet im Basler Merianplan von Matthäus Merian d. Ä., 1617 (Überschwemmungsgebiet blau, einzelne Referenzpunkte gelb).

Das ist tatsächlich der Fall. So kann aus den Referenzpunkten der Wasserstand bestimmt werden. Mithilfe eines hydraulischen Modells, das auf historischen Querprofilaufnahmen des Flussbetts beruht, lässt sich nun die entsprechende Abflussmenge innerhalb des Flussbettes errechnen. Nach ähnlichem Muster lassen sich auch über die folgenden Jahrhunderte Hochwasserspitzen rekonstruieren. Dass sie seit dem 18. Jahrhundert in zwei «Schritten» jeweils abrupt abgenommen haben, fällt mit der Umleitung der Kander in den Thuner- sowie der Aare in den Bielersee zusammen. Die beiden Seen wirken bei Hochwasser seither wie Rückhaltebecken.

1480 wurde die Rheinbrücke schwer beschädigt. Behelfsmässig repariert war sie bereits nach wenigen Tagen, wobei Warentransporte länger erschwert blieben. Der Eindruck, den das Ereignis hinterliess, zeigt sich in den städtischen Ausgabenbüchern. Ab 1481 häuften sich für mehr als ein Jahrzehnt die Lohn- und Verpflegungskosten für die Brückenschutzmannschaft wie nie zuvor.⁷³ Danach, vermutlich mit Stellenantritt des neuen Brückenmeisters, waren die Lehren von 1480 wieder vergessen. **Oliver Wetter**

Rheinhochwasser bei Basel-Schiffflände, 1300–2021



28 Visualisierung der rekonstruierten und gemessenen Hochwasserstände. Gelbe Balken: die Kanderkorrektur (ab 1714) und die Juragewässerkorrektur (ab 1878). Rote Kurve: 100-jähriges gleitendes Hochwasserabflussmittel der rekonstruierten sowie aller gemessenen Jahresabflussmaxima. Graue Balken: 100-jähriges gleitendes Hochwasserabflussmittel der rekonstruierten sowie der höchsten gemessenen Jahresabflussmaxima.

Die nach Hochwasser regelmässig nötigen Ausbesserungen wurden also schlicht hingenommen. Der Birsig war durch Aufschüttungen entlang der Ufer bereits im 13. Jahrhundert in ein enges, stark eingetieftes Bett gezwängt. Dieses meist gar nicht ausfüllend, stieg er bei stärkeren Niederschlägen in seinem Einzugsgebiet rasant an. Grundsätzlich war das Problem bekannt. Der Rat befahl deshalb immer wieder, Vorbauten zurückzubauen, die einzelne Anrainer von ihren Häusern aus über dem Birsigbett errichteten. Nach einem besonders schweren Birsighochwasser erliess er 1531 eine Ordnung, die schnelle Hilfe bei künftigen Höchstständen absichern sollte. Grundsätzliche Debatten um die eng an den Fluss heranreichende Bebauung sind aber nicht überliefert.

29 Johann Jakob Schneider, Birsig in der Steinen, 1865. — Nach dem Hochwasser von 1530 wurde das Birsigbett zwischen Binningen und dem Steinentor korrigiert. Der Fluss trat nun aufgeteilt in zwei Arme und durch Gatter in die Stadt ein. Letztere hielten Schwemmgut fern und konnten bei steigendem Wasserstand hochgezogen werden. Das blieb so bis ins 19. Jahrhundert.

Auch andere Kontinuitäten prägen das Bild: die fortgesetzte Ergänzung des Steinbaus durch Holzbau und das bereits im 13. Jahrhundert erreichte Aufschüttungsniveau am Flussbett. Die Einleitung von Abwässern, überhängende Aborte und futtersuchendes Federvieh bestimmten über Jahrhunderte den Anblick des Flusses innerhalb der Stadtmauern.



Ressourcen wurden in der Vormoderne selten verschwendet und oft mehrfach genutzt, und doch blieben Reste, die niemand mehr zu gebrauchen wusste. Dazu zählten giftige Rückstände aus Gerberei und Färberei, zerbrochene Keramik, Tierknochen und vieles andere mehr, insbesondere die Ausscheidungen der Menschen und Tiere in der Stadt. Anders als bei der Wasser- und Kornversorgung und der Pflege von Infrastrukturen wie Stadtmauern und Strassen investierte der Rat in die Entsorgung von Abfällen kaum städtische Mittel. Er unterhielt lediglich eine Handvoll öffentlicher Toiletten an zentralen Orten – so an der mittleren Brücke beim dortigen Rheintor und beim Kornmarkt.⁷⁴ Alles andere lag in Händen der Anwohnerschaft.

Unrat und Unsauberkeit

Entsorgungsstrategien sind vor allem über die Konflikte belegt, die sie auslösten. Demnach kam es immer wieder vor, dass Abfälle auf der Strasse deponiert wurden. Bei stärkeren Regenfällen bildeten sich mehr oder weniger grosse Rinnsale von stinkendem Unrat, der die betroffene Nachbarschaft auf den Plan rief. Nur die wenigsten solcher Konflikte dürften Klagen, etwa vor den Baufürnfern, ausgelöst haben, die dann in schriftliche Aufzeichnungen mündeten und unsere Vorstellung prägen. Allerdings geben die Klagen zugleich Zeugnis davon, dass Unrat und Gestank gerade nicht akzeptiert wurden. Dass die vormoderne Stadtbevölkerung schlicht an Gestank gewöhnt war, ist ein modernes Vorurteil.

Eine viel genutzte Entsorgungsmöglichkeit waren Latrinen. Dafür konnten eigens Gruben ausgehoben, aber auch ausgetrocknete Brunnenschächte benutzt werden, zuweilen in aus heutiger Sicht bedenklicher Nähe zu aktiven Grundwasserbrunnen. Heute liefern im Boden konservierte Latrinen wertvolle Hinweise auf die Alltagskultur ihrer Benutzungszeit. Die archäologische Forschung findet dort Samenrückstände, Knochenreste von (meist) verzehrten Tieren, Tonscherben oder komplette Tongefässe.⁷⁵ Besonders ausgeprägte Scherbenhorizonte zeigen an, dass Latrinen aufgegeben wurden und in dieser Phase zum Schuttdepot werden konnten. Häufig wurden Latrinen aber auch wieder ausgeschöpft. Ähnliches gilt für sogenannte Ehgräben, enge Schluchten zwischen den Häuserwänden auf verschiedenen Parzellen, in denen Abtritte überhingen. In Basel gab es davon nur wenige.

Latrinen auszuschöpfen und Ehgräben zu räumen, war eine Domäne der sogenannten Freiheiten. Diese Leute waren vom städtischen Wachdienst befreit und besaßen auch die Freiheit eines eigenen Gerichts auf dem Kohlenberg (vgl. S. 158). Das wohlklingende Wort bezeichnete also eine Gruppe armer Knechte. In diesem Fall gingen Ausscheidungen als Arbeitsfeld und rechtliche Ausscheidung aus der Basler Bevölkerung parallel. Diese Grenzziehung war allerdings keine absolute; «Freiheiten» arbeiteten etwa auch als Sackträger im Auftrag des Rats.⁷⁶ Auch leerten manche Leute ihre Latrinen sicher selbst, weil sie nicht die Mittel hatten, dafür die «Freiheiten» zu bezahlen. Häufig bleibt auch offen, wohin die geräumten Stoffe letztlich gelangten. Manchmal wurden sie wohl als potenzielle Ressource in den nahen Garten- und Ackerzonen oder für Aufschüttungen genutzt, manchmal schlicht an Orte gebracht, an denen «Unrat» und «Unsauberkeit» die Menschen nicht störten.⁷⁷

Mit dem Wasser aus der Stadt

Eine andere Entsorgungsstrategie als Latrinen waren schmale Kanäle, die ober- oder unterirdisch durch die Stadt liefen (Runsens oder Dolen). Einen Eindruck davon gibt ein Dokument aus dem Jahr 1443. Die Schmiedezunft klagte damals gegen einen Kuttler wegen «des Wasserflusses und der Runsens», die vom Oberen Birsig (einem später Rümelinbach genannten Kanal) zwischen dem Zunfthaus und dem Haus des Kuttlers herabließen. Der Spruch der Baukommission, der Fünfer, lautete: Der Kuttler dürfe den Abtritt, den er jetzt darüber habe, behalten. Er dürfe auch laufen lassen, was aus seinem Hause oder seinen Ställen an «flüssiger Feuchtigkeit» komme. «Was aber an groben Sachen und Unsauberkeit von Kutteln, Schweinen und anderem anfallt, es seien Köpfe, Mist oder dergleichen, das solle er alles in den Oberen Birsig tragen lassen.»⁷⁸ Der Fünferspruch sah für die Feststoffe also allein die Entsorgung auf dem Wasserweg vor.

Die in und bei Basel in den Rhein mündenden Flüsse und Kanalsysteme waren zweifelsohne Hauptachsen der Basler Entsorgung. Die Transportfähigkeit des Wassers bot sich an, und die Folgen solcher Praktiken für den Rhein als Ökosystem waren noch begrenzt. Fischarten, die sensibel auf den zu hohen Nährstoffeintrag reagierten, dürften punktuell und gerade bei Basel vertrieben worden sein, doch längere Abschnitte waren davon nicht betroffen.⁷⁹ Für den Menschen gefährliche Effekte dieser Entsorgungsstrategie – Krankheiten und Fischsterben – brachte erst die Moderne.

- 1 Simon-Muscheid 1988, S. 79.
- 2 Matt 2008, S. 158.
- 3 Weber 2021, S. 16–17.
- 4 Schweizer 1927, S. 6–9.
- 5 Huber 1955, S. 77–79, auch zum Folgenden.
- 6 Trouillat, Bd. 2, Nr. 12. BUB Bd. 1, Nr. 474.
- 7 Trouillat, Bd. 2, Nr. 135. BUB Bd. 4, Nrn. 34, 37.
- 8 Was auch für die um 1500 erstellten Brunnenwerkpläne gilt. Dazu Nørgaard 2019.
- 9 Matt 2008, S. 151–153.
- 10 Hartmann u. a. 1951, S. 28.
- 11 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1 (1911), S. 195.
- 12 Pabst; Wattenbach 1897, S. 109–111.
- 13 Weber 2021, S. 41–42.
- 14 Ebd., S. 20–24.
- 15 Fouquet 1999, S. 372–373.
- 16 Radkau 1997, S. 51.
- 17 Fouquet 1999, S. 374.
- 18 Weber 2021, S. 52.
- 19 KDS BS, Bd. 6, S. 32.
- 20 BUB, Bd. 7, Nr. 129.
- 21 Füglistner 1981, S. 255.
- 22 Weber 2021, S. 32–35.
- 23 Irsigler 1991.
- 24 Bruder 1909, S. 43–44.
- 25 Rippmann 1990, S. 298.
- 26 Holzward-Schäfer 2000, S. 7.
- 27 Rippmann 1990, S. 263–264.
- 28 Ebd., S. 297.
- 29 Blanchard 1986, S. 436. Simon-Muscheid 1988, S. 105.
- 30 Rippmann 1990, S. 287.
- 31 Füglistner 1981, S. 7, 13.
- 32 Gilomen 1977. Rippmann 1990.
- 33 Gilomen 1977, S. 199–212.
- 34 Rippmann 1990, S. 240–286. Für das Amt Birseck mit analogem Befund Weissen 1994, S. 146 f.
- 35 Rippmann 1990, S. 204–216. Weissen 1994, S. 146 f.
- 36 Rippmann 1990, S. 291. Simon-Muscheid 1988, S. 105–110.
- 37 Rippmann 1990, S. 286.
- 38 Matt 1991.
- 39 Kümmerli 2021, S. 7–10.
- 40 StABS, Kloster Klingental, Zinsbuch J, S. 349–363.
- 41 StABS, Kloster Klingental, Zinsbuch J.
- 42 Von Tschärner-Aue 1983, S. 75. Fuchs; Weber 2021, S. 56–58.
- 43 Signori 2015.
- 44 Neidiger 1978, S. 196–210.
- 45 Arnold 1966.
- 46 Gilomen 1984, S. 134–141 auch zum Folgenden.
- 47 Ebd. S. 136 (mit Anm. 222).
- 48 Letzte Gesamtdarstellung Jörg 2008.
- 49 Holzward-Schäfer 2000, S. 7.
- 50 Ebd., S. 30.
- 51 Hitz 2017.
- 52 Schoch 1996. Fouquet 2020.
- 53 Gilomen 1977, S. 338–344. Neidiger 1978, S. 188–191.
- 54 BChr, Bd. 4, S. 372.
- 55 Kiessling 2005. Zu Basel Hatje 1992.
- 56 Meyer 2006, S. 52–57.
- 57 Föh u. a. 2009.
- 58 Löbbbecke; Bernasconi 2019.
- 59 Quellenauszüge zusammengestellt bei Meyer 2006, S. 191–199, hier S. 198.
- 60 Löbbbecke; Bernasconi 2019, S. 19.
- 61 StABS, Ratsbücher A 1 (Rotes Buch), S. 6.
- 62 KDS BS, Bd. 7, S. 379–387.
- 63 Meyer 2006, S. 154–160.
- 64 StABS, Ratsbücher A 1 (Rotes Buch), S. 1.
- 65 Fouquet 1999, S. 430.
- 66 Möhle 2019, S. 5–8.
- 67 Zum Folgenden zuletzt Fouquet; Zeilinger 2011, S. 20–34.
- 68 BChr, Bd. 5, S. 20, 56.
- 69 Spycher 2022.
- 70 BChr, Bd. 7, S. 210.
- 71 Schilling 1897, S. 234.
- 72 Aufschlager 1826.
- 73 Fouquet 1999, S. 210–225.
- 74 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1 (1911), S. 281.
- 75 Meister u. a. 1996, auch zu allem Folgenden.
- 76 Simon-Muscheid 2004, S. 214–218.
- 77 Küster 1998, S. 324.
- 78 BUB, Bd. 7, Nr. 23.
- 79 Häberle 2015.



Claudia Moddelmog

Haushalt, Unterhalt, Konsum. Lebensweisen zwischen Stadtpalast und Schulden

Bis ins 17. Jahrhundert war das ‹Haus› ein Grundbegriff der sozialen Ordnung, der nur allmählich von der ‹Familie› abgelöst wurde. Das Haus bezeichnete nicht nur ein Gebäude, sondern oft auch die dort unter einem Dach lebenden Personen: den Haushalt.¹ Was über Basler Haushalte in Erfahrung zu bringen ist, ändert sich zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert beträchtlich. Die verfügbaren Schriftquellen werden vielfältiger, gewähren breitere Einblicke in die verschiedenen Haushaltsdimensionen: den Unterhalt, die zugehörigen Personen, die Ausstattung mit Hausrat. Neben Wohlhabenden und Mächtigen treten nun auch Mägde oder einfache Handwerksgesellen hervor, Leute ohne eigenes Haus. Das Bild, das die Forschung zeichnen kann, bleibt fragmentarisch, berührt aber existenzielle Fragen. Denn Haushalte waren – und sind – ein fundamentaler Rahmen für die Stabilität und die Erneuerung von Gesellschaften, und umgekehrt zeigen sich spezifische Eigenarten von Gesellschaften in den jeweiligen Haushaltsformen und -problemen.

Mehr als ein Haus: Aristokratische Anwesen

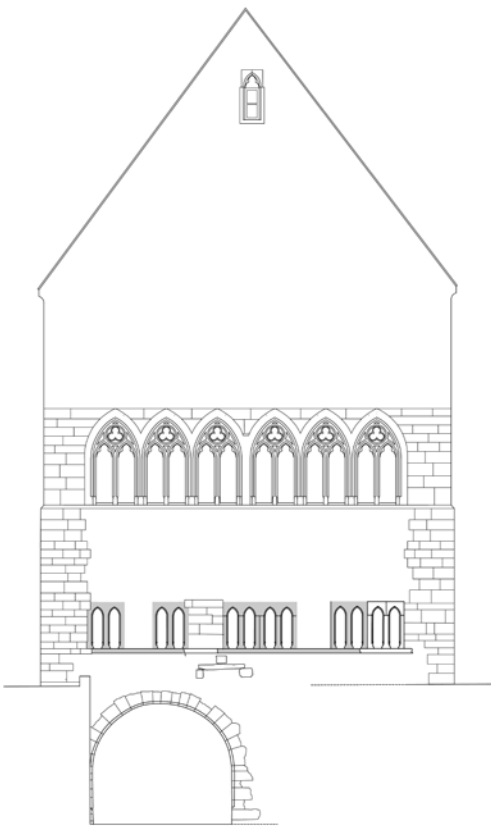
Zur Basler Bevölkerung gehörte seit dem Beginn der Verstädterung eine Aristokratie. Im 13. Jahrhundert zählten zu den aristokratischen Haushalten vor allem die Höfe von Basler Rittergeschlechtern. Diese wiederum zeigten sich aufgeschlossen für nichtadlige Leute, die mit Handel und Geldgeschäften zu Reichtum gekommen waren. Sichtbares Zeugnis davon gibt bis heute das ‹Schöne Haus› am Nadelberg 6.

Herrschaftliches Leben zwischen Stadthaus und Burg

Welchen Stellenwert das ‹Schöne Haus› im Jahr 1280 für seinen Besitzer hatte, erweist eine damals besiegelte Urkunde. Sie macht das Haus zum Bestandteil seines Namens, nennt ihn «Konrad zum Schönen Haus». Das Schriftstück bezeugte einen Gütertausch und erwähnt Konrad deshalb, weil er einen zuvor ans Kloster Klingental fallenden Kornzins nun an St. Peter zu entrichten hatte. Als Zahlungssicherheit fungierte Konrads Grundbesitz bei Hésingue. Ähnliche bruchstückhafte Details rund um Konrad liefern weitere Urkunden, sodass ein grösseres Bild entsteht.²

Konrads Grossvater trug den Namen Constantin(us) und war vielleicht einer der lombardischen Geldwechsler, die im 13. Jahrhundert in die nordalpinen Städte einwanderten. Ein Geschäftsmann und Händler war jedenfalls Constantins Sohn Ludwig, der Krämer, der mehrfach dem Basler Rat angehörte. Ludwigs Kinder heirateten bereits in den Basler Adel ein; sein Sohn Konrad war ebenfalls Ratsherr. Neben dem 1280 erwähnten Land bei Hésingue besass Konrad mehrere Häuser in der Stadt und war Kreditgeber des Basler Bischofs. Dieser übertrug Konrad im Gegenzug die Vogtei in Riehen, also Aufsichts- und Gerichtsrechte. Um das Jahr 1300 erwarb Konrad die Burg Hertenberg.³ Damit unterschied sich Konrad inzwischen nur noch durch seine Herkunft von den älteren stadtsässigen Rittergeschlechtern.

Für den sozialen Aufstieg hatte Konrad wichtiges Startkapital aus dem väterlichen Haushalt erhalten, unter anderem soziales Kapital in Form von Heiratsverbindungen und Einführung in den Rat. Beides ging mit Beziehungen zum Bischof und anderen Fürsten einher. Die Urkunde von 1280 ist ein Schlüsselzeugnis, wie wichtig in diesem Bündel von Ressourcen auch das Basler Stadthaus war, das Konrad bewohnte. Denn Konrad wurde 1280 nicht wie üblich nach seinem Vater ‹Konrad Ludwig› genannt, sondern ‹Konrad zum Schönen Haus›. Später



↑ 30 **Schönes Haus (Nadelberg 6), 13. Jahrhundert, Rekonstruktionzeichnung.** | ↗ 31 **Interieur.** | ↓ 32 **Detail eines Deckenbalkens: Skiapode.** | ↘ 33 **Detail Zwergenkampf.** — Das «Schöne Haus» verfügte über eine Rampe und ein Rundbogentor als Kellereingang, beide breit genug für einen Karren. Vom Nadelberg in den Hof eintretende Besucher erblickten an der Hausfassade im Obergeschoss ein elegantes Band zweibahniger gotischer Fenster. Dieses Fensterband hatte im Erdgeschoss eine Entsprechung auf der zur Stadtmauer orientierten Rückseite des Hauses,

wie die Innenansicht erkennen lässt. Der Saal im Erdgeschoss beeindruckte mit raffiniert bemalten Deckenbalken: Neben Ornamenten zeigten sie Tiere, Monster und Mischwesen von den Rändern der Welt, etwa einen einbeinigen Skiapoden, der sich mit seinem Fuss selbst Schatten spendete. Vorbilder lieferte die zeitgenössische Literatur, die ihrerseits auf die antike Überlieferung zurückgriff. Der Zweikampf zweier Zwerge spielte auf ritterliche Kultur an, mit deren Kenntnis die Bewohner:innen des «Schönen Hauses» ihren neugewonnenen Status demonstrierten.



34 «Schönes Haus», Balken mit Wappenmalerei, 13. Jahrhundert. — Der Balken überliefert den ältesten bekannten Wappenzyklus der heutigen Schweiz (KDS BS, Bd. 8, S. 177–183. Mattern 1978). Der Zyklus präsentierte die Adelsgeschlechter als wappenführende Gruppe. Später konnten auch Nichtadlige Wappen führen.

wurde die Burg Hertenberg namensgebend. Ein neues Adelsgeschlecht mit einem alten Burgnamen und einem Basler Stadthaus hatte sich formiert.

Das «Schöne Haus» hat bis heute überdauert und ist vielfältig erforscht.⁴ Die Balken des Dachstuhls lassen sich auf das Jahr 1271 datieren. Die Fassaden des damals errichteten Neubaus waren komplett aus Stein gebaut, was zu der Zeit zwar kein Novum, aber noch immer selten war. Der ausgreifende Grundriss (12 × 19,5 m) bot Raum für einen Sommersaal im Erdgeschoss und einen darüberliegenden Wintersaal – ein Rahmen für spezifisch aristokratische Geselligkeit. Hier konnte eine grosse Gästeschar gemeinsam tafeln, Musik und Dichtung lauschen, sich beim Tanz präsentieren. Unter diesem Palast lag ein zweigeschossiger Keller, der Mobiliar und üppige Vorräte aufnehmen konnte. Bis ins 19. Jahrhundert wohnten im «Schönen Haus» immer wieder gutgestellte Basler:innen. Die steinernen Strukturen mit dem herrschaftlichen Gebäude aus dem 13. Jahrhundert, spätestens um 1400 mit einem eigenen Brunnen ausgestattet und – wahrhaft ein Luxus – mit einer Badestube, trugen zu dieser Auslese der Bewohnerschaft das Ihrige bei.

Die Basler Aristokratie machte in den Jahrhunderten vor der Reformation einen beträchtlichen Wandel durch. Im 13. Jahrhundert gehörten ihr vor allem Ritteradlige im Dienst des Bischofs an, die sich im Gegenzug auch Einfluss im bischöflichen und städtischen Rat sicherten. Spätestens im 14. Jahrhundert lassen sich zur Aristokratie auch die etwa zwei Dutzend Achtburgergeschlechter zählen, aus deren Reihen jene acht Bürger gewählt wurden, die im Rat vertreten waren.⁵ Bald konnten erfolgreiche Geschäftsleute auch über die Zünfte Karriere machen. Die zunehmende Marginalisierung des städtischen Adels im Laufe des 15. Jahrhunderts bedeutet deshalb nicht, dass die städtische Gesellschaft keine Aristokratie mehr gehabt hätte. Der Rat selbst war eine Drehscheibe der Macht, auch für Nichtadlige. Gewinne aus Geschäften in Handel und Gewerbe liessen sich in

Aristokratie – mehr als Adel

Den Begriff der Aristokratie – Herrschaft der Besseren – kann behelfsweise diejenigen bezeichnen, die bis zum Ende des Ancien Régime zu den Herrschenden gehörten. Das heute viel geläufigere Wort Adel wurde erst seit dem 15. Jahrhundert gebraucht, um eine als einheitlich imaginierte soziale Gruppe zu bezeichnen, einen Stand, mit dem zu Recht Turniere und Kriegerturne assoziiert werden. Doch zum Kreis jener wenigen, die Herrschaft über viele ausübten, gehörten auch Bischöfe, Äbtissinnen und Ratsherren, die oft adlig waren, es aber nicht sein mussten. Die Beschreibung der Herrschen-

den kann sich also nicht auf Adel, Ritter und Burgen beschränken, sondern muss ebenso die Kirche, Städte und sogar Dörfer als soziale Gebilde in den Blick nehmen, die bis hin zum Dorfmeier je eigene Machtpositionen hervorbrachten. Innerhalb der verschiedenen sozialen Gebilde und Herrschaftsformen öffneten diverse Titel und Weihegrade ein weites Feld hierarchischer Unterscheidungen. Der Begriff Aristokratie hilft – gerade weil er von den Zeitgenossen des Ancien Régime kaum benutzt wurde –, die wenigen Herrschenden in Stadt und Land integral anzusprechen.⁶

Land- oder Burgbesitz anlegen, sodass auch diese Domäne der alten Aristokratie städtischen Geschäftsleuten offenstand. Deshalb verbreitete sich nicht nur im Adel, sondern auch bei Achtbürgern und anderen Aufsteigern die Denkform des Geschlechts, die das Individuum in den Dienst einer grösseren Einheit stellte.⁷ Es galt, die von den Vorfahren ererbte Machtposition des Geschlechts an die zukünftige Generation weiterzugeben und dabei möglichst kompakt zu halten oder auch zu erweitern – zur Ehre von ›Name und Stamm‹. Zu den charakteristischen Merkmalen dieser Häuser gehörten Wappen und Siegel, die über Generationen hinweg beibehalten wurden.

Um die soziale Position für die Zukunft zu sichern, kombinierte die Basler Aristokratie ein ganzes Bündel von Strategien. Dazu gehörte auch ein angemessener Haushalt, in dem die rechten Sitten, gewandtes Sprechen, Tanzen oder Reiten vermittelt wurden. Die Kinder hatten sich den Plänen der Eltern für eine Heirat oder für eine geistliche Karriere unterzuordnen, denn auch die auf diesem Weg geschlossenen Allianzen gehörten zum Spiel um Ehre und Macht.

Geistliche Grosshaushalte – eine Aristokratie mit Eigenraum

Auch die Kirche wies eine Aristokratie auf, die sich hoch über das Klerikerproletariat erhob, über die kleinen Vikare, welche stellvertretend und für schmale Entschädigung die meisten Pflichten übernahmen, die angesehene Kirchenstellen mit

sich brachten. Die kirchliche Ausstattung der Bischofsstadt Basel bot eine ganze Palette ehrenvoller geistlicher Positionen an, bis hin zum Bischofsamt. Insbesondere die Stiftskirchen – das Domkapitel, St. Peter und St. Leonhard – und die Klöster waren personell vielfach mit dem städtisch-regionalen Adel und zunehmend auch mit dem wohlhabenden Bürgertum verbunden. Als Haushalte waren sie allerdings anders organisiert. In den Klöstern war die gemeinsame Lebensführung verbindlich, die sich in den Stiftskirchen spätestens im 13. Jahrhundert schon aufgelöst hatte. Die Mitglieder der Stiftskapitel hatten einträgliche Pfründen, das heisst ihnen persönlich zugewiesene Einkünfte, und führten individuelle Haushalte. Eine bezeichnende Wandmalerei aus einem dieser Haushalte hat sich im Schürhof am Münsterplatz erhalten. Der Basler Domherr Jakob von Andlau dürfte sie in Auftrag gegeben haben, denn die Malerei zeigt die Wappen seiner Eltern und demonstrierte so seine adlige Abstammung.⁸

Das Basler Domkapitel nahm seit der Mitte des 14. Jahrhunderts fast ausschliesslich Adlige auf. Somit fielen geistliche und weltliche Aristokratie in gewisser Weise in eins, und auch die Haushaltsführung eines Domherren unterschied sich in erster Linie nur darin von seinen weltlichen Verwandten, dass er keine Ehe eingehen durfte – wenn er den geistlichen Stand nicht aufgab, was oft genug vorkam.

Anders war die Situation in den Klöstern. Auch deren Einkünfte waren beträchtlich und insgesamt wesentlich stabiler als jene der meisten Basler und Baslerinnen (vgl. S. 78). Grundpfeiler der Lebensgemeinschaft waren neben dem kollektiven Besitz die gemeinschaftlichen Rituale des Gebets in der Klosterkirche, des Essens im Speisesaal und der regelmässigen Versammlung, bei denen es um wichtige Vorgänge, Ermahnungen und Strafen ging. Der Egalität stand im Kloster die Hierarchie gegenüber. An der Spitze jedes Konvents stand ein Vorsteher oder eine Vorsteherin. Weitere Klosterämter waren spezifischen Feldern des klösterlichen Lebens zugeordnet: Totengedenken, Vorratsverwaltung oder Unterricht; Kirchenschatz, Bibliothek oder Krankenstube.⁹ Ins Amt wurde man gewählt. Diese klar umrissene Übertragung von Autorität eröffnete insbesondere Frauen Chancen auf formalisierte, symbolische Anerkennung, zu der sie sonst kaum Zugang hatten. Ähnliche Möglichkeiten bestanden in den materiell allerdings schlechter gestellten Beginenhäusern, die ebenfalls Grosshaushalte unter Leitung einer Meisterin waren (vgl. S. 25).

Spätestens seit dem 14. Jahrhundert verfügten einzelne Klosterfrauen und Bettelordensbrüder über persönliche Einkünfte. In Klingental sind seit der Mitte des 15. Jahrhunderts eigene Zellen und teils üppiger persönlicher Hausrat belegt:



35 Wandmalerei im Schürhof, Münsterplatz, um 1500. — Dargestellt wird hier die eheliche Verbindung zweier Geschlechter – der von Andlau (Kreuz) und der Reich von Reichenstein (Saufeder) – in der Form des Allianzwappens. Zunehmend wurde damals die Zugehörigkeit zum Adel auch durch die Teilnahme an Turnieren angezeigt und

reguliert, und so bildete das über den Wappen schwebende Zeichen der Turniargesellschaft zum Fisch und Falken den krönenden Abschluss. Im Zustand der Restaurierung ist gut erkennbar, dass im Hintergrund ein älteres Allianzwappen durchscheint. Tradition wurde also nicht einfach summiert, sondern auch entfernt.

Betten und prächtige Kissen, Zinn- und Silbergeschirr, geistliche Bücher und korallene Gebetsketten.¹⁰ Die jeweilige Ausstattung sprach klar soziale Unterschiede an und war ein wichtiges Mittel, um Beziehungen zu pflegen. Eindrücklich erkennen lässt sich das am Fall der Klingentalerin Clara zu Rhein. Claras Elternhaus stand am Basler Nadelberg. Ihr Bruder Friedrich besetzte seit 1437 den Basler Bischofsstuhl, sie selbst brachte es zur Priorin des Klosters Klingental.¹¹ Vor ihrem Tod im Jahr 1455 liess Clara ihren letzten Willen notieren. Sie stiftete Jahrzeiten für Eltern und Geschwister, reservierte Mittel für den Kirchenschmuck und übertrug neun Klosterzellen an andere Klingentaler Klosterfrauen. Sie verfügte also über das Neunfache des individuellen Wohnraums, der damals das übliche Klingentaler Mass war. Wenigstens drei Zellen liess Clara zwei Mitschwestern zukommen, die es in Bezug auf vornehme Herkunft keinesfalls mit ihr aufnehmen konnten – die beiden waren Nichten des Klosterverwalters.¹² Zugleich sorgte Clara für den Fall vor, dass nach ihrem Tod andere Frauen «vom Stamme zu Rhein» ins



36 Hans Holbein d. J., «Die Nonne», 1523/1526. — Jede und jeden holt der Tod. Diese Mahnung, zugleich ein Hinweis, die Lebensweise auf einen guten Tod auszurichten, wurde seit dem 14. Jahrhundert in sogenannten Totentänzen einem grossen Publikum vermittelt. Hans Holbein der Jüngere brachte einen solchen Totentanz 1526 im Medium des Drucks heraus. Einer der Holzschnitte ist der Nonne gewidmet, die sich, die Gebetskette in den Händen, nicht recht auf die Andacht konzentrieren kann. Der Holzschnitt zeigt sie in ihrer prächtig ausgestatteten persönlichen Zelle. Hatte Hans Holbein sich im Kloster Klingental ein Bild davon gemacht? Sein Bruder Ambrosius hatte wenige Jahre zuvor dort verschiedene Wandmalereien ausgeführt und ihm womöglich Zutritt verschafft (KDS BS, Bd. 4, S. 129).

Kloster eintraten, was tatsächlich geschehen sollte. Diese hatten Anwartschaft auf alle Zellen Claras, die also doppelt versprochen worden waren.¹³

Claras letzter Wille bezeugt eine Vielfalt sozialer Beziehungen, darunter verwandtschaftliche und solche, die sie erst im Kloster knüpfte. In Klingental übernahmen ältere Schwestern als «Mütter» die besondere Sorge für Mädchen, die dem Kloster im Kindesalter übergeben wurden.¹⁴ Solche Mutter-Tochter-Beziehungen standen möglicherweise hinter der Übergabe von Zellen an die Nichten des Klosterverwalters. Aber auch Klientelbeziehungen konnten sich in grösseren Klöstern etablieren, und Freundschaften gab es überall.

Auch im Kloster halfen unter Verwandten weitergegebene «weltlich-materielle» Ressourcen, in der Gemeinschaft eine gehobene Position zu erlangen. Andere Mittel dazu führt eine Beschwerdeschrift an, die in Klingental um die Mitte des 15. Jahrhunderts abgefasst wurde. Gerade die nicht beim Namen genannte Priorin wurde darin mit massiver Kritik überzogen: Die «Mutter Priorin» übe ihre Strafgewalt nach «Gunst und Ungunst» aus und binde die jungen Schwestern an

sich, indem sie ihnen alles erlaube. Sie habe sich mit einer alten, gebrechlichen Schwester verbündet, die eine eigene Stube habe. Dort würden die Priorin und ihre Anhängerinnen ein- und ausgehen.¹⁵ Klosterämter waren durch Wahl delegierte Kompetenz und begehrte Herrschaftsposition gleichermassen, und wie in allen Haushalten war Harmonie keine Selbstverständlichkeit. Im konkreten Gebrauch von Autorität und in informellen Praktiken wurden Solidaritäten und Widerstand permanent verhandelt. Im Rahmen des Klosterlebens waren diese Praktiken aber andere als im Haushalt eines Ritters oder eines Handwerkers. Nur in Grosshaushalten konnten sich stabilere Parteien bilden.

Geschäft, Reputation und Erbe: Dimensionen eines kaufmännischen Haushalts

Zu wissen, was im Inneren eines Hauses vor sich geht, war auch im vormodernen Basel keine Selbstverständlichkeit. Die städtischen Baukommissäre, die sogenannten Fünfer, mussten sich häufig damit befassen, dass Nachbarn ungefragt Fenster eingezogen hatten, die dann zurückgebaut werden mussten.¹⁶ Zugleich waren Haushaltsangelegenheiten Gegenstand alltäglicher Gespräche unter Nachbarinnen, Bekannten und Gesinde. Was Theologen als nichtiges Geschwätz anprangeren, war gerade in der vormodernen Gesellschaft eine Ordnungsmacht ersten Ranges. Denn Gerede konnte die Ehre, den Ruf schädigen. Wenn Männer eher Rats- und Zunftangelegenheiten besprachen, tauschten sich Frauen mehr über Haushalt, Ehe und Krankheit aus.¹⁷ Brisant wurde dies erst, wenn das Gerede zur Zeugenaussage wurde und so in die Basler Gerichtsakten einging.

Geschirr, Gerede, guter Ruf

Ins Gerede und vor Gericht geriet kurz nach 1450 die aus einem Basler Kaufleute- und Achtburgerschlecht stammende Agnes von Laufen.¹⁸ Agnes war die zweite Ehefrau des Basler Kaufmanns Hans Wiss, der mit seinem Bruder und anderen Teilhabern eine Handelsgesellschaft betrieb. 1437 hatte Hans ein geräumiges Haus samt Hof und Garten am Spalenberg gekauft (Spalenberg 12).¹⁹ Bei einem Aufenthalt in Barcelona 1450 verhaftet, musste sich der Kaufmann für seine Entlassung eine hohe Summe leihen und starb noch in der Fremde, ohne die Schuld beglichen



37 Matthäus Merian d. Ä., Basler Merianplan (Detail), 1617 — Noch im Merianplan übertrafen das «Schöne Haus» (gelb) und der «Spalenhof» (rot) mit der Kubatur ihrer nun schon jahrhundertalten Kernbauten (intensiver eingefärbt) die meisten Basler Häuser bei Weitem. Die an die innere Stadtmauer stossenden Parzellen und Häuser auf dem Plateau des Nadelbergs (orange) sprechen mit ihrer Grösse von der dort über Jahrhunderte ansässigen wohlhabenden Bewohnerschaft. Die zugehörigen Scheunen und Ställe lagen vielfach auf der gegenüberliegenden Strassenseite am Talhang (grün), der erst seit dem 15. Jahrhundert sukzessive bebaut wurde. Das Plateau des Nadel-

bergs thronte über der von Handel und Handwerk geprägten Talstadt und hatte mit St. Peter ein nahes geistliches Zentrum. Nicht zuletzt war die Verkehrslage besonders günstig. Nur wenige Schritte führten zum Spalenberg, der wichtigen, schon früh mit kleineren Häusern gesäumten Ausfallstrasse ins Elsass (violett). Diese Situation bot sich für die Errichtung eines herrschaftlichen Hauses an, und so entstand rund um den Petersberg eine Reihe von Häusern Adliger – oder von Familien, die in diese Gesellschaft aufsteigen wollten. Der Ausschnitt aus dem Merianplan erweist aber, dass grosse Häuser andernorts auch kleine Nachbarn haben konnten.

zu haben. Die Gläubiger klagten gegen die Hinterbliebenen, auch gegen Agnes.²⁰ Sie war als Witwe zum Bruder ihres verstorbenen Mannes gezogen, bald aber schon wieder verheiratet. Über ihren neuen Ehemann, den Junker Peter Offenburg, wurde sie Schwiegertochter des Henman von Offenburg, den wohl steilsten Basler Aufsteiger seiner Zeit. Der König persönlich hatte den Bankier und Diplomaten zum Ritter erhoben. Dem neuen Stand entsprechend erwarb Henman die Schauenburg nahe Pratteln, behielt aber sein Stadthaus.²¹ Ebendort wurde das erste Kind geboren, das Henmans Sohn Peter und Agnes erwarteten, wie aus den Prozessakten von 1453 hervorgeht.

Die beim Prozess gegen Agnes eingeholten Aussagen lassen eindrücklich erkennen, wie wichtig Hausrat und Vorräte waren. Alles hatte einen Gebrauchs-

wert, speicherte Wert und wurde zuweilen schon bei der Aussage vor Gericht in gängiger Münze taxiert. Viele Dinge waren Beziehungsmedien, wurden zu Geschenken oder Opfergaben, verbanden sich mit Ansehen, mit Erinnerungen und Gefühlen. Knechte und Mägde, Verwandte und Nachbarinnen erwähnten vor Gericht Silber-, Zinn- und Messingleuchter und -geschirr, Schmuck und einen Hausaltar mit Heiligenstatuetten, Truhen und Schränke voller Textilien, teils mit Wappen verziert.²² Aus dem Wiss'schen Haus seien «viele hübsche Dinge» auf die Schauenburg geführt worden, aber auch Wein und Flachs; all das man dort dringend gebraucht habe – denn Junker Peters Hausrat auf der Burg sei «nichts wert». Der Bruder des Hans Wiss habe Wein, Korn und Hafer, Schmer und Schmalz in sein Haus geführt und zwei mit Marderfell gefütterte Mäntel an St. Peter und ans Münster gegeben – «um Gottes Willen», für das Seelenheil des Verstorbenen. Ein Lammfutter, einen Mantel, ein blaues Seidenwams, einen Hut und einen Ring des Verstorbenen sollte Agnes ihrem Bruder geschenkt haben.²³

Zum einstigen Haushalt des Hans Wiss gehörte neben den Eheleuten und Kindern – einer gemeinsamen Tochter und einer aus früherer Ehe – auch das Gesinde und wahrscheinlich der Schreiber des Hans Wiss, der nach dem Tod des Kaufmanns zügig entlassen wurde. Diese Haushaltskonstellation war nicht nur für reiche Kaufleute typisch. Vorzeitiger Tod und Altersunterschiede zwischen den Eheleuten waren Ursache für häufige Verwitwung und Mehrfachehen, und auch Gesinde war in vielen Haushalten anzutreffen.

Knechte und Mägde wussten sehr gut, was im Haus vor sich ging. Ihre ambivalente Stellung tritt besonders im Fall einer einstigen Magd der Agnes von Laufen hervor, die zu Zeiten des Prozesses schon in einem anderen Haushalt diente. Ihrer neuen Hausherrin hatte die Magd von Agnes erzählt. Deren Schwägerin habe geäußert, Agnes würde ihre Stieftochter um das Ihrige bringen, und ja: Agnes habe das Haus äusserst gründlich geräumt. Als die neue Herrin zur Aussage geladen wurde, bat die Magd um Stillschweigen; sie fürchte sich vor der Reaktion des Herrn Henman (von Offenburg) und der Seinen. Die neue Dienstherrin jedoch schien nichts fürchten zu müssen. Sie riet der Magd, ihre Seele nicht zu beflecken, also zur Wahrheit zu stehen – und erzählte all dies auch vor Gericht. Ihre Aussage lässt erkennen, dass die neue Herrin ihre Magd höchst interessiert über Agnes' Verhalten ausgefragt hatte. Die Vertraulichkeit mit der neuen Herrin bezahlte die Magd also vielleicht nicht ganz freiwillig mit einem Vertrauensbruch gegenüber der alten.

Eine andere hierarchische Haushaltskonstellation kommt mit der aus der ersten Ehe des Hans Wiss stammenden Tochter in den Blick. Auch diese war überzeugt, Agnes habe sich über Gebühr am hinterlassenen Hausrat bedient. Sie schilderte,

Diese Abbildung kann aus urheberrechtlichen Gründen nicht in der Open-Access-Ausgabe angezeigt werden. Sie ist jedoch in der gedruckten Ausgabe enthalten.

38 Silberne Trinkbecher, Anfang 14. Jahrhundert. — Silbergeschirr des Mittelalters hat sich nur selten erhalten, weil es immer wieder eingeschmolzen wurde. Das abgebildete Exemplar stammt aus einem Schatz, der angesichts der drohenden Verfolgung 1349 von Erfurter Juden vergraben wurde. Die Ausführung mit aufgesetztem Trichter und umlaufenden Arkadenbögen war weit verbreitet und an älteren gläsernen Vorbildern orientiert. Unter den Spitzbögen konnten bei christlichen Besitzern Heilige dargestellt sein (Stürzebecher 2016).

wie sie sich unter Tränen von der Stiefmutter wenigstens zwei Tücher erstritt, die einst ihrer leiblichen Mutter gehört hatten. Beim Anblick zweier Messer mit elfenbeinernen, vergoldeten Griffen habe Agnes überlegt: «Soll ich die Messer meinem Herrn, dem Herrn Henman, schenken? Sie gehören doch einem Ritter zu.» Ein standesgemäßes Geschenk für den neuen Schwiegervater.

Das hohe Mass an Autorität, das Agnes als Witwe des Hans Wiss hatte, verlor sie als «Offenburgerin». Nun war sie nicht nur einem Ehemann untergeordnet, sondern auch ihrem Schwiegervater. Gerade in aristokratischen Haushalten dürften solche Konstellationen öfter vorgekommen sein. Wie Agnes und Peter von Offenburg mussten sich auch andere Söhne und Schwiegertöchter in den Haushalt der älteren Generation einfügen, statt einen eigenen zu gründen. Ein naheliegender Arrangement, wenn ein Haus ein repräsentativer Ansitz war, den man an die nächste Generation weitergeben wollte. Als Agnes im Stadthaus ihres Schwiegervaters die Entbindung näherrücken sah, musste sie sich gar dessen Magd beugen. Diese weigerte sich, für die Entbindung gute Bettwäsche herauszugeben, sodass Agnes sich «notgedrungen» aus ihrem alten Haus am Spalenberg damit versorgte.

Ehe, Erbe und Geschäft

Eine wichtige Frage im Prozess gegen Agnes war, ob sie sich an den Geschäften ihres Mannes beteiligt hatte. Bei Kaufleuten und im Handwerk war es üblich, dass das Ehepaar auch ein Arbeitspaar war und gemeinsam wirtschaftete [43]. Frauen waren dabei oft eine Art Joker, die dort einsprangen, wo es gerade nötig war – was die (christliche) Basler Rechtspraxis schon seit dem 13. Jahrhundert berücksichtig-

39 Jüdischer Hochzeitsring, Anfang 14. Jahrhundert. —

Zum Erfurter Schatz gehörte auch ein Hochzeitsring. In die filigrane Goldschmiedearbeit sind in hebräischer Schrift die Worte «Masel tov» (Guter Stern / Viel Glück) eingraviert. Die Übergabe eines (einfachen, glatten) Ringes an die Braut durch den Ehemann ging auf die Entrichtung eines Brautpreises zurück. Im 14. Jahrhundert ähnelte die Ausstattung der Eheleute, aber auch das Erbrecht teilweise den Gewohnheiten der christlichen Umgebung. Der abgebildete Ring dürfte Eigentum der Gemeinde gewesen und nur für die Zeremonie der Eheschliessung verwendet worden sein (Lohrmann 1999, Stürzebecher 2010, S. 220).

Diese Abbildung kann aus urheberrechtlichen Gründen nicht in der Open-Access-Ausgabe angezeigt werden. Sie ist jedoch in der gedruckten Ausgabe enthalten.

te.²⁴ Weil sich im Geschäftsleben das Vermögen während der Ehe stark verändern konnte, wurde nach städtischem Recht das während der Ehe «errungene» Gut bei Verwitung geteilt. Zwei Drittel gingen an den Ehemann oder dessen Erben, ein Drittel an die Ehefrau oder deren Erben. Der Anteil der Witwe am erwirtschafteten Gut wurde also geringer bewertet als der des Witwers, was die latente Dominanz von Männern im Haus, in Handel und Handwerk verfestigte. Allerdings wurden im städtischen Recht Söhne und Töchter als Erben gleich behandelt, sodass auch Frauen einiges in einen Basler Haushalt einbringen konnten. Die Heiratsgüter wurden, anders als während der Ehe erwirtschaftete Güter, direkt an die Kinder übertragen oder an die Verwandten derjenigen Seite, von der sie gekommen waren.

Zum errungenen Gut gehörten nicht nur gemeinsam erworbene Immobilien, sondern die gesamte mobile Habe – bis auf jene Stücke, die bei der Heirat eingebracht worden und nicht verändert worden waren. In dieser Hinsicht konnte Agnes eine Aussage für sich verbuchen, die sie nicht als Täterin, sondern als Opfer darstellte. Ihre Schwester bezeugte, der verstorbene Hans Wiss habe Silbergeschirr, das Agnes von ihrem Vater erhalten hatte, ohne deren Zustimmung einschmelzen lassen. Mobile Habe änderte allzu leicht ihre Besitzerin und ihren Zustand, und die Kommerzialisierung machte selbst Hab und Gut mobil, das in früheren Zeiten als Immobilie schlechthin gegolten hatte: Grund und Boden.

Besitzrechte am Boden, genauer an dessen Erträgen, beruhten seit dem 14. Jahrhundert immer häufiger auf Geschäftsformen wie Pfand oder Rentenkauf. Beides konnte ohne Einschränkung verkauft werden. Auch die Heiratsausstattung – die Ehesteuer – bestand immer öfter aus solchen Einkünften oder barer Münze. Um sie als Sondergut der Ehefrau abgrenzen zu können, wurde um 1400 eine

Rechtskonstruktion geschaffen, die diese Güter dem im Geschäft drohenden Verlust entziehen sollte. Man konnte sie «legen in estur wise», also wie eine Ehesteuer zu liegendem Gut machen.²⁵ Die Ehesteuer konnte so als Wertspeicher fungieren und ungeschmälert an die ehelichen Kinder oder zurück an die Herkunftsverwandten fallen. Bestand sie aus barer Münze, musste die Summe in Renten oder in den Kauf von Immobilien investiert werden, damit sie feste Einkünfte abwarf und so zu den Haushaltseinkünften beitragen konnte. Die Höhe der Ehesteuer wirkte sich auf die Heiratschancen ebenso aus wie auf die materielle Absicherung in der Witwenzeit. Absprachen darüber gehörten fest zum Prozess der Eheanbahnung. Solche Absprachen wurden insbesondere in gehobenen Haushalten auch beurkundet. Sie hatten Vorrang vor dem städtischen Recht und bildeten zugleich eine Grundlage desselben, dann nämlich, wenn sie zur Gewohnheit wurden. Vertragliche Rechtspraxis und Rechtsetzung durch Beschlüsse des Rats beeinflussten sich gegenseitig.²⁶

Die Ehesteuer wurde im Prozess gegen Agnes von deren Schwester ganz gezielt ins Feld geführt: Der verstorbene Hans Wiss habe ohne Wissen seiner Frau deren Ehegüter und ihr väterliches Erbe in Geschäfte der Handelsgesellschaft investiert, trotz des Verbots im Ehesteuerbrief. Die Aussage wirft ein Schlaglicht auf die Spannung zwischen der Absicherung der Ehefrau und dem vom Fernhandel geprägten Geschäft des Ehemannes, das hohe Investitionen verlangte. Auch in weniger ausgreifenden Handelsgeschäften und im Handwerk bestand diese Spannung. Investition durch Veruntreuung des Frauenguts war eine mögliche Antwort. Eine andere – oft belegte – Variante war, dass Eheleute sich gemeinsam entschlossen, ihr gesamtes Gut gerichtlich als mobil, das heisst als Fahrhabe zu deklarieren. Die Ehe wurde so zur umfassenden Gütergemeinschaft, das Ehepaar vollumfängliches Geschäftspaar, das auch gemeinsam für Schulden haftete. Genau darum ging es bei der Frage, ob Agnes sich an den Geschäften ihres Ehemannes beteiligt hatte.

Im Jahr 1457 forcierte der Rat die gemeinsame Haftung von Eheleuten: Wenn es sich füge, dass bei Eheleuten, die «gute Zeitlang beieinander gewesen sind, Liebe und Leid miteinander geteilt haben [...], eine Frau nach dem Tod ihres Mannes ungeerbt auszugehen begehre [...], sie trotzdem schuldig sein solle, entstandene Schulden zu bezahlen helfen».²⁷ Der Ratsbeschluss liest sich wie ein Reflex auf den Prozess, in den die Kaufmannswitwe verwickelt wurde und dessen Ausgang nicht überliefert ist. Tatsächlich hatte Agnes von Laufen versucht, sich ihrer Haftung für die Schulden zu entziehen, indem sie auf ihren Anteil an den gemeinsamen Ehegütern gänzlich verzichtete. Dem stand aber entgegen, dass sie von der hinterlassenen Habe nicht nur eingebrachte Stücke an sich genommen hatte. Das Gerede von Gesinde und Bekannten hatte dies ans Licht gebracht.

Haushalte zwischen Behaglichkeit und Prekarität

Die überwiegende Zahl von Basler Haushalten war arm. Das lässt sich auch an den Häusern ablesen. Noch heute haben in der Basler Talstadt oder in der Kleinbasler Rheingasse viele Häuser die typisch schmale Gestalt von Riemenparzellen, die sich zur Strasse hin eng aneinanderlegen, aber weit in die Tiefe reichen können [21]. Das Raumprogramm dieser Häuser lässt sich vor allem aus den seit 1407 erhaltenen «Beschreibbüchlein» ablesen. Dies waren Inventare, welche im Auftrag des Rats den Hausrat Verstorbener, Verschuldeter oder Geflüchteter verzeichneten, häufig zum Zweck der Pfändung oder Versteigerung.²⁸ Die mit der Sichtung Beauftragten notierten die vorgefundene Ausstattung oft geordnet nach den Räumlichkeiten; Küche, Stube und Estrich (Dachboden) bildeten das Minimum an Innenräumen. Häufiger werden zwei Stuben, diverse Kammern und Gaden (Verschläge) erwähnt, öfter auch ein Keller. Seltener ist von einem Sommer- und Winterhaus oder einer Laube die Rede, von Werkstatt und Laden. Auch Hof, Stall und Hausgarten kommen selten zur Sprache. In dieser Hinsicht ist die Aussagekraft der Inventare begrenzt. Denn es ist ein Fehlschluss anzunehmen, dass nicht erwähnte Räume oder Gebäudeteile nicht existierten. Darauf weisen mit anderem Fokus erstellte Akten hin: Die Basler Fertigungsbücher, welche Immobiliengeschäfte dokumentierten, sprechen regelmässig von «Haus und Hofstatt».

In den Häusern armer Leute war der einzige warme Raum die Küche mit offener Feuerstelle. Bessergestellte Haushalte heizten ihre Stuben mit einem Kachelofen. Unbeheizt blieben die Kammern, die Lager- und Schlafraum waren, manchmal beides zugleich. Generell wurden Räume sehr flexibel benutzt und waren meist karg möbliert. Das im Februar 1513 erstellte Inventar über den Hausrat eines Hafners zeigt, wie stark das ganze Haus dem Handwerk angepasst war. Vielleicht wegen der kalten Jahreszeit musste die Stube im ersten Stock als Werkraum mit zwei Töpferscheiben und übriger Handwerksausstattung erhalten. Im Keller befand sich der Brennofen, im Erdgeschoss der Laden. Mit Ausnahme von zwei Schlafkammern lagerten in allen übrigen Räumen und Ecken ungebrannte Kacheln und Gefässe.²⁹

Die Inventare spiegeln oft schon über ihre Knappheit oder Ausführlichkeit enorme soziale Unterschiede. Sie zeigen auch, dass die meisten Haushalte verschiedene Unterhaltsstrategien gleichzeitig verfolgten und das Bild des vom eigenen Handwerk lebenden Meisters als alleinigen Versorger in die Irre führt. Bei

Heizung und Öfen in Basler Haushalten

Im Mittelalter war eine warme Stube eine Frage des Wohlstands. Während auf Herrensitzen offene Kamine die Räume beheizten, mussten sich die einfachen Haushalte mit einer einzigen Wärmequelle begnügen, dem Herdfeuer in der Küche. Die Erfindung des Kachelofens, der Wärme nachhaltig speichern und den Wohnraum rauchfrei beheizen konnte, steigerte die Lebensqualität und veränderte die Wohnkultur. Das Alltagsleben verlagerte sich

von der einst zentralen Küche in die Stuben und Speisezimmer.

In der Region Basel sind sogenannte Hinterladeröfen, die von einem Nebenraum aus eingefeuert wurden, erstmals auf Herrensitzen des 10. und auf Burgen des 11. Jahrhunderts nachgewiesen.³⁰ Die ältesten Belege aus der Stadt Basel datieren ins 12. Jahrhundert.³¹ Dabei wurden becherförmige Kacheln mit der Öffnung nach aussen in kuppelförmige Lehmöfen eingesetzt, um die Wärmeabstrahlung zu verstärken. Anfänglich ein ausserordentlicher Luxus für wenige Reiche, begannen sich Kachelöfen ab dem 13. Jahrhundert auch in bürgerlichen Haushalten durchzusetzen.³² Im Laufe des 14. Jahrhunderts wurde das Formenspektrum dank technologischer Neuerungen immer vielfältiger. Die Becher wurden zum Träger von runden, dreieckigen, viereckigen und pilzförmigen Kachelblättern [40]. Zugleich begannen die Töpfer, die Sichtseiten der Kacheln farbig zu glasieren. Diese Entwicklung mündete in Turmöfen aus reliefierten Blattkacheln, die ein geschlossenes Bildprogramm ermöglichten [41]. Damit verbunden war ein Wandel von der einfachen Heizung zum Repräsentationsobjekt und Statussymbol. Im 15. Jahrhundert standen die kunstvollen



40 Ofenkacheln aus Basel, 12.–15. Jahrhundert.

Turmöfen in den meisten bürgerlichen Wohnstuben, Klöstern und öffentlichen Gebäuden der Stadt. Besonders beliebt waren Kachelmotive, die christliche Gesinnung, Tugendhaftigkeit und Bildung versinnbildlichten. Identische Bildprogramme finden sich im ganzen süddeutschen Raum, was darauf hindeutet, dass die Basler Töpfer ihre Model nicht selbst herstellten, sondern einkauften oder abformten. Basel galt nie als bedeutendes Zentrum der Ofenherstellung. Erst im Laufe des 17. Jahrhunderts sind eigenständige Ofenhafner nachgewiesen, die sich auf die Anfertigung von Stubenöfen spezialisierten.³³ Zuvor kamen die Kacheln aus Töpfereien, die professionell Keramikgeschirr produzierten.³⁴

Eine weitere Revolution in der Heiztechnik brachte die Erfindung des Eisengusses mit sich, der ab dem späten 15. Jahrhundert den Bau von eisernen Kastenöfen ermöglichte. Diese waren stabiler als Keramiköfen, liessen sich schneller einheizen und verdrängten deshalb in reichen Haushalten zunehmend die Kachelöfen. Im 16. Jahrhundert, der Blütezeit des Ofenplattengusses, entstanden im Elsass und im südbadischen Raum bedeutende Produktionszentren, wo eine kaufkräftige Basler Kundschaft ihre Ware beziehen konnte.³⁵ Pia Kamber



41 Rekonstruierter Kachelofen aus dem Refektorium des ehemaligen Augustiner-Eremitenklosters in Basel, erste Hälfte 15. Jahrhundert.



42 Haus «zum Brauer» (Rheinsprung 14), 15. Jahrhundert. — Auch im 15. Jahrhundert wurden in Basel noch Häuser gebaut, die nahezu vollständig Holzkonstruktionen waren. Dazu gehört dieses am Rheinsprung gelegene kleine Haus unterhalb der Martinskirche. Es diente zunächst als Wohnhaus für einen Kirchenkaplan. Kapläne, meist mit dem Dienst an einem Nebenalтарь betraut, hatten in etwa so hohe Einkünfte wie gut ausgebildete Handwerker und rangierten in der Mitte kirchlicher Positionen. Der Grundriss des Obergeschosses wurde in typischer Weise durch eine Auskragung vergrößert (KDS BS, Bd. 7, S. 358).

wohlhabenden Handwerkern stapelten sich teils enorme Vorräte an Rohstoffen, Vorprodukten oder Gebrauchsgütern, die wohl nicht für die Eigenproduktion, sondern den Zwischenhandel bestimmt waren. Gerade in ärmeren Haushalten fehlten selten Hecheln zum Kämmen von Flachs- oder Hanffasern oder Spindeln und Garn, mit denen Frauen und Kinder bei der Heimarbeit hantierten. Die meisten städtischen Haushalte verfolgten eine «Ökonomie des Notbehelfs», in der sich Einkünfte aus Handwerk und Tagelohn, Aushilfe und Heimarbeit mischten und der Unterhalt nach Möglichkeit aus dem eigenen Acker, Garten oder Hühnerstall und mit gesammelten Früchten und Kräutern aufgebessert wurde.³⁶

In den Beschreibbüchlein dominieren kleine Haushalte. Dagegen erlauben städtische Steuerlisten des 15. Jahrhunderts, Haushalte im Querschnitt zu beleuchten.³⁷ Im Strassenzug zwischen Kornmarkt und Barfüsserkirche, einer von Handel und Handwerk geprägten Zone, tritt im Jahr 1454 dabei Folgendes zutage: Von den 71 erfassten Haushalten hatten 53 einen intakten Familienkern, bestanden also aus einem Ehepaar und gegebenenfalls Kindern. Meist gehörte zum Haushalt ausserdem eine Magd oder ein Knecht, wobei das Wort Knecht auch einen Gesellen bezeichnen konnte. Nur wenige Haushalte konnten sich mehrere Bedienstete leisten. Die acht erwähnten «Knaben» und ein «Töchterli» waren wohl Heranwachsende, die eine Lehre machten. Auch einzelne Angehörige der (Gross-)Eltern-generation lebten manchmal im Haushalt. Genauso häufig waren Untermieter. Ein

Viertel der erfassten Haushalte wurde – zu gleichen Teilen – von alleinstehenden Männern oder Frauen geführt, ganz allein lebten aber die wenigsten.

Spätere Steuerlisten lassen die Veränderungen in den Haushalten im Laufe der Zeit erkennen. Im Jahr 1470 waren noch dreissig Haushaltsvorstände von 1454 im alten Haus verzeichnet. 1497 sind gerade noch zwei Personen nachzuweisen, die auch schon 1454 erfasst wurden. In sechs Fällen lassen die Nachnamen vermuten, dass Söhne oder Enkel der einst hier Ansässigen im Haus ihrer Vorfahren lebten. Insgesamt zeigt sich eine hohe Fluktuation, für die es mehrere Gründe gibt. In Handwerk und Handel gründeten Kinder bei der Heirat in der Regel einen eigenen Haushalt und verliessen das Elternhaus. Doch auch wer im Laufe der Jahre einen gewissen Wohlstand erwirtschaftete oder ererbte, zog von einem kleineren³⁸ in ein grösseres Haus. Verwitwete oder alte Menschen konnten ihr Haus oft nicht mehr halten. So zog ein Flickschuster nach dem Tod seiner Frau in ein Hinterhaus und tat sich dort mit drei anderen Alleinstehenden zusammen.

Wer es schaffte, ein Haus zu erwerben, sorgte damit schon fürs Alter vor.³⁹ Andere mussten sich mit dem Sparen begnügen. Gerade von Mägden ist häufiger belegt, dass sie im Alter «ein Armütlein» zusammengebracht hatten. Eine andere Möglichkeit war, sein Gut dem Spital oder einem Kloster zu übertragen und sich dort mit Wohnung, Nahrung und Kleidung versorgen zu lassen, wobei es verschiedene Versorgungsklassen gab. Man konnte sich auch bei Verwandten, Berufskollegen oder Nachbarn einmieten und in Kost begeben oder umgekehrt Personen zur Untermiete aufnehmen, sich eine Magd oder Pflegekinder verpflichten, die man im Gegenzug im Testament begünstigte.⁴⁰ Während eines Lebens veränderten sich Haushalte nicht nur, sondern wurden auch aufgegeben und neu begründet. Die Versorgung durch die eigenen Kinder war die Ausnahme. Von den 1454 nachgewiesenen Haushalten waren 26 von 71, also über ein Drittel, im Alter kinderlos. Davon zeugen Erbinsetzungen und Versorgungsverträge, die sie vor dem städtischen Schultheissengericht dokumentieren liessen.⁴¹ Die niedrige Reproduktionsquote in der Stadt machte deshalb ständigen Zuzug vom Land nötig.⁴²

Was die finanziellen Verhältnisse betrifft, so versteuerte 1454 ein Fünftel der Haushalte gar kein Vermögen und zwei Drittel besaßen nur bescheidene Summen. Über die Hälfte der Stadtbevölkerung lebte demzufolge mit dem Risiko, bei Unfall oder Krankheit, Teuerung oder Verwitwung in prekäre Verhältnisse zu geraten. Greifbar wird das in einer Liste über Getreidevorräte bei der Bewohnerschaft des St.-Leonhard-Kirchspiels aus dem Jahr 1444. Damals machten Söldnerbanden die Gegend unsicher und der Rat hatte der Bevölkerung vorgeschrieben, sich mit Getreide zu bevorraten. Jedoch war gemäss der Liste ein Viertel der Haushalte dazu

nicht in der Lage. Im folgenden Jahr diskutierte der Rat, ob aus städtischen Mitteln Getreidevorräte beschafft werden sollten. Ein Ratsherr hatte argumentiert, das anzukaufende Korn käme nur den Armen zugute, während die Reichen eigene Vorräte hätten. Der Rat verwendete die Mittel schliesslich für die Verteidigung.⁴³ Diese Entscheidung muss als Ausnahme gesehen werden. Die Beschaffung von Kornvorräten in Krisenzeiten gehörte zu den Massnahmen, die grundsätzlicher Teil der öffentlichen Sozialfürsorge waren, nicht zuletzt um Hungerrevolten zu vermeiden. Der Rat suchte auch in verschiedenen Erlassen die Versorgung der städtischen Bevölkerung sicherzustellen. Er reservierte die Morgenstunden des Kornhandels für den Einkauf der Basler Bewohnerschaft und gestattete den Zwischenhandel erst als zweiten Schritt. Er ging auch gegen die Praxis vor, Korn und andere Lebensmittel vor den Toren der Stadt aufzukaufen und mit Aufschlag auf dem städtischen Markt anzubieten.⁴⁴ Trotzdem blieben ärmere Haushalte Teuerungskrisen nach schlechten Ernten ausgeliefert und konnten sich auch den im Jahreslauf ohnehin schwankenden Getreidepreisen viel weniger entziehen als Haushalte mit gut gefüllten Kellern und Scheunen.⁴⁵

Schulden vor Gericht

Schulden gehörten zum Alltag reicher wie armer Haushalte. Für die handwerkliche Tätigkeit nötige Rohmaterialien, aber auch Konsumgüter wurden häufig auf Kredit gekauft (Borgkauf). Dabei konnten spätere Zahlungstermine oder auch Ratenzahlung vereinbart werden. Ebenso übernahm, wer in Basel ein Haus kaufte, erbte oder lieh, damit häufig Schulden (vgl. S. 76).

Nicht beglichene Schulden konnten beim Basler Schultheissengericht eingeklagt werden. Die wenigsten Fälle verhandelte das Gericht mit abschliessendem Urteil. Denn ebenso wie einer Klage schon aussergerichtliche Auseinandersetzungen vorausgingen, fand auch die endgültige Einigung oft erst nach einem Prozess statt. Der Gang vor Gericht sollte vor allem den Zahlungsdruck erhöhen oder festgefahrene Verhandlungen neu in Gang bringen.⁴⁶ Fiel tatsächlich ein Urteil, so wurde oft die Beschlagnahmung von Gütern angedroht und im Fall der Nichtbeachtung auch in die Tat umgesetzt. Das beschlagnahmte Gut wurde, wenn das nicht schon geschehen war, oft bei Dritten hinterlegt. Die Versteigerung war das letzte Mittel der Schuldentilgung. In Situationen drohender oder vollzogener Beschlagnahmung entstanden die meisten Hausratsinventare. Sie belegen auch die Alltäglichkeit von Schulden bis in den Tod, denn häufig sollten aus dem verzeichneten Hausrat die Schulden von Verstorbenen getilgt werden.⁴⁷

43 Quentin Massys, «Der Geldwechsler und seine Frau», 1514. — Geldwechsler, Geldleiher, Bankier? Die Bezeichnungen für den Mann changieren, wenn es um den Titel des Gemäldes geht. Gehören die glitzernden Objekte zur Haushaltsausstattung, oder sind sie Leihegut, für das sorgsam abgezählt bare Münzen ausgegeben wurden? Wie immer, die Waage hilft, den Nennwert der Münzen zu prüfen, den Wert der Dinge – und der Schulden – zu taxieren. Die Münzen ziehen die Blicke von Mann und Frau auf sich. Unterbricht ihr Klingen die geistliche Lektüre, die der Frau in die Hand gegeben ist? Massys zeichnet ein vielschichtiges, mehrdeutiges Bild von Geschäft und von Mann und Frau.



Die Omnipräsenz von Schulden ist nicht grundsätzlich ein Anzeichen ständiger Not. Schulden waren oft schlicht ein Kreditinstrument, das ohne Banken und oft ohne Münzen auskam. Die typischen Transaktionen, die Schulden hervorbrachten, waren Kauf auf Kredit und die Gewährung von Darlehen. Die damit verbundenen Haushaltssituationen bleiben meist im Dunkeln. Beim Gros der städtischen Bevölkerung dürfte die strukturelle Ursache für die Aufnahme von Schulden in begrenztem Betriebskapital gelegen haben. Viele Leute konnten ihre Ausgaben also erst begleichen, wenn sie gerade Erlöse erzielt hatten. Saisonale Schwankungen von Einkommen und Ausgaben kamen hinzu. Im Winter schrumpften die Einkommensmöglichkeiten etwa im Bauhandwerk, bei Gärtnern und Rebleuten, während gleichzeitig die Getreidepreise zu steigen begannen. Eine andere strukturelle Ursache für die allgegenwärtigen Schulden war die begrenzte Menge an Münzen und die Tatsache, dass Münzen nicht die beliebtesten Wertspeicher waren. Wer Überschüsse erwirtschaften konnte, legte bares Geld möglichst wieder an – in Geschäften und Bevorratung, zum Erwerb einer kleinen Rente oder zur Ablösung bestehender Rentenlasten. Selbst gut gestellte Leute hatten deshalb zuweilen nur begrenzte Münzvorräte.

Im Jahr 1455 behandelte das Basler Schultheissengericht 947 Fälle von Schulden, im Jahr 1497 waren es 851. Die Auswertung dieser Stichproben hat eine ganze Reihe wichtiger Beobachtungen ermöglicht.⁴⁸ Dazu gehört, dass in den meisten Fällen keine engen sozialen Beziehungen zwischen den Beteiligten bestanden. Schulden machte man häufig bei mehr oder weniger Unbekannten. Die soziale Distanz überbrückten Bekannte und Freunde, Nachbarinnen oder Verwandte, die als Zeuginnen oder Bürgen auftraten. Gerade in der Vermittlung waren Beziehungen sozialer Nähe eine unverzichtbare Grundlage für die Gewährung von Darlehen, ebenso dafür, durch Zahlungsverzug erschüttertes Vertrauen wieder herzustellen. Solche Beziehungen im persönlichen Umfeld ermöglichten auch ärmeren Menschen, Kredit zu erhalten. Ihre Gläubiger waren vor allem – aber keineswegs ausschliesslich – Reiche. Diese wiederum nutzten sehr viel öfter als arme Leute das Gericht zum Eintreiben von Schulden.

Der Zugang Armer zu Darlehen lässt sich als Ausdruck sozialer Integration verstehen, wenn auch um den Preis latenter Abhängigkeit, denn so manche Schuld wurde erst nach Jahren beglichen. Die Tatsache, dass Reiche häufiger klagten, spricht deutlich vom Machtgefälle in der städtischen Gesellschaft. Ein Instrument allein der reichen Elite war das Gericht aber nicht. Abgesehen von der Klage bot es auch die freiwillige Dokumentation von Schulden an, und zwar kostenlos. Ein Angebot, das besonders ärmere Leute nutzten, speziell in schlechten Zeiten. Das Gericht konnte Zweifel an der Zahlungsfähigkeit also ein Stück weit kompensieren.⁴⁹

Frauen erschienen in Schuldsachen wesentlich seltener als Männer vor dem Schultheissengericht (1455: 17 %, 1497: 14 %). Bei verheirateten Frauen agierten in aller Regel die Ehemänner vor Gericht, denen *de iure* die Vormundschaft über ihre Frauen und Kinder zustand. Wenn Frauen aber in Schuldsachen auftraten, dann meist ohne Vormund. In einzelnen Fällen liessen sich Ehemänner vor Gericht gar

Nützliche Bekanntschaften

Heinz Peter von Hauingen begleitete 1456 zwei auswärtige Bekannte zum Basler Schuhmacher Ganser, damit sie dort Schuhe kaufen konnten. «Da sie aber nichts hatten, um ihre Schuhe zu bezahlen, und ihnen Ganser nichts auf Borg geben wollte», sagte Heinz Peter dem Schumacher: «Gebt ihnen die Schuhe und schreibt mir die an meine Schuld, für die ich bei Euch einstehen will, denn ich kenne die Gesellen wohl.»⁵⁰

Von Henslin Schinken 1481 um ein Darlehen gebeten, machte Fridlin Wolfeisen diesem einen Gegenvorschlag. Er wolle Henslin Pflugscharen übergeben, die er im Auftrag von Ludwig Peiger verkaufen solle. Mit den Pflugscharen solle Henslin nach Neuenburg gehen «und versuchen, ob er die um Bargeld verkaufen könne. Fridlin Wolfeisen wolle ihm den Erlös eine Zeitlang zum Gebrauch überlassen und ihm bei Ludwig Peiger eine Frist bis zur Zahlung verschaffen.»

von ihren Ehefrauen vertreten. Das als Abweichung von der schriftlichen Rechtsnorm zu interpretieren, entspringt einem modernen Missverständnis. Das Basler Stadtrecht des 15. Jahrhunderts war weder in einem Kodex zusammengestellt, noch wurden geschriebene Normen in jedem Fall angewandt. Zentral blieb das Prozessrecht und in seinem Mittelpunkt das Gericht selbst. Die seit dem 13. Jahrhundert zunehmende Schriftlichkeit hatte mündliche Praktiken und deren Anpassungsfähigkeit noch lange nicht beseitigt. In Bezug auf die Stellung von Frauen war die Situation also besser, als in Ratsbüchern notierte Rechtssätze erkennen lassen. Ehefrauen konnten auch klagen, wenn sich Ehemänner unzulässig am Frauengut vergriffen hatten oder gemeinsamen Besitz verschleuderten. Die Handlungsfreiheit von Frauen nahm im Verlauf des 16. Jahrhunderts insgesamt ab. Die Geschichte weiblicher Emanzipation lässt sich nicht als lineare Fortschrittsgeschichte erzählen. Sie spielt sich an vielen Tatorten ab und ist bis heute nicht vollständig erreicht.

Hausrat und Kleider als letzte Bank

Die gerichtlichen Aufzeichnungen über Schulden sind nur die Spitze des Eisbergs. Ohne gerichtliche Vermittlung kamen insbesondere Pfandleihen aus.⁵¹ Die Praxis, gegen Pfand Kredit zu geben, ist gut belegt in den Hausratsinventaren, die bei Tod und Verschuldung aufgenommen wurden. Die 1464 verzeichnete Habe eines verstorbenen Sattlerknechts, der seine Bleibe in einem Wirtshaus hatte, bestand aus einer Handvoll Kleider, einem Gürtel, zwei Taschen und einem Hut. Ein altes Wams, so wurde vermerkt, sei beim Schneider hinterlegt für eine Summe von sechs Schilling. Die ausstehenden Guthaben des Gesellen, nämlich sechs oder sieben Wochenlöhne sowie zwei Gulden, die der Wirt noch schuldig war, überstiegen die Schulden.⁵² Das zeigt zugleich mögliche Gründe für die Pfandleihe an: verzögerte Lohnzahlung und wahrscheinlich im Voraus zu zahlende Kosten für die Unterkunft. Drastischer als dieser Fall ist die 1413 verzeichnete Notiz im Inventar eines Basler Rebmanns, dessen Frau ein Rebmesser gegen Brot versetzt hatte: «Ist ein sag über ein rebenmesser, hat sine frowe vorziten versetzt für ein schilling brot-te.»⁵³ In den Haushalten von Rebleuten, die sich oft an der Armutsgrenze bewegten, dürften ähnliche Notsituationen keine Ausnahme gewesen sein.

Wer sich Kredit verschaffen wollte, hatte oft einen längeren Weg vor sich. Bekanntschaft und Zunft konnten befragt, Häuser abgeklappert werden. Ausserdem gab es Expert:innen des Kleinkredits.⁵⁴ Juden, die solche Kredite vergaben, waren nach 1397 nicht mehr in Basel ansässig. Wer bei jüdischen Geldleihern Kredit nehmen wollte, musste sich nun etwa nach Mülhausen aufmachen. Öfter sind im



44 Hans Holbein d. J., «Ein Gelehrter tritt in den Eierkorb einer Marktfrau», Zeichnung in einem Exemplar des «Lobs der Torheit» von Erasmus von Rotterdam, 1515. — Holbeins Zeichnung karikiert einen Gelehrten, dessen Vernunft sich im Angesicht einer schönen Frau verflüchtigt. Die Zeichnung lässt aber auch die je typische Kleidung von Personen unterschiedlichen Standes erkennen.

Die einfach gekleidete Marktfrau trägt eine Haube, ist also verheiratet, während die junge Dame im aufwendigen Kleid mit dem typischen Bänder-Kopfschmuck der ledigen Frau ausgestattet ist. Der lange, weit fallende Mantel kennzeichnet den Gelehrten – Details, die auch in anderen Bildern dieser Zeit ins Auge fallen [10 | 46].

15. Jahrhundert Pfandleihen bei sogenannten Käuflern und Käuflerinnen belegt, die im Secondhand-Markt zuhause waren und teils im Dienst der Stadt standen, um den Wert beschlagnahmter Habe zu schätzen.⁵⁵ Sie hatten aber nicht nur eine wichtige Funktion, wenn es um Kredit und Schulden ging, sondern auch, wenn man nach den Konsummustern fragt, die in der vormodernen Stadt verbreitet waren.

Standesgemäss konsumieren

Die städtische Gesellschaft Basels konsumierte zwischen 1250 und 1530 weit weniger als die heutige. Nicht nur, weil sie viel kleiner war, sondern weil viele kulturelle Genüsse, für die heute Geld hingelegt wird, damals gänzlich abseits von Bezahlung zu erleben waren – allem voran im Gottesdienst – und sich nicht als Konsum beschreiben lassen. Doch auch der Verbrauch von Konsumgütern war in der Summe geringer als heute und folgte anderen Mustern und Leitlinien.

Herrenspeisen und Haferbrei

Für die Zeit von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zum 16. Jahrhundert wurden die Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten annäherungsweise ermittelt. Modellrechnungen für das Jahr 1500 erlauben den Rückschluss, dass selbst Jahreseinkommen aus gelernter Handwerksarbeit von vierzig bis fünfzig Gulden im Jahr für Ehepaare mit Kindern nur einen bescheidenen Lebensstil zuließen. Ein Tagelöhner hätte von (maximal) zwanzig Gulden Jahreslohn – nach Abzügen für Behausung, Kleider und Heizen – etwa vierzehn Gulden für Ernährung ausgeben können. Das reichte damals für zwei bis vier Personen, allerdings nur bei strikter Beschränkung auf die Grundnahrungsmittel: Brot und Getreidebrei. Wein und Fleisch waren wesentlich teurer. Anders als oft behauptet, tranken gerade ärmere Leute deshalb meist nur Wasser.⁵⁶ Ein alleinstehender, regelmässig beschäftigter Tagelöhner konnte wohl über dem Existenzminimum leben, doch viele Menschen mussten sich mit deutlich geringeren Jahreseinkommen begnügen: im Taglohn arbeitende Frauen, arme Kleriker, Gesellen und Gesinde.⁵⁷

Die Untersuchungen zu Löhnen und Preisen konnten ältere Auffassungen korrigieren: Weder das 14. noch das 15. Jahrhundert waren demnach goldene Zeiten des Handwerks. Bessere Zeiten waren sie allein im Vergleich zum 16. Jahrhundert, in dem die steigenden Getreidepreise nicht von steigenden Löhnen aufgefangen wurden. Die zugrundeliegenden Dynamiken werden häufig mit dem Bevölkerungseinbruch seit den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts und dem neuerlichen Anwachsen der Bevölkerung seit dem späteren 15. Jahrhundert in Verbindung gebracht. Geringere Bevölkerungszahlen minderten den Ressourcen- und sorgten mit besseren Löhnen für Wohlstandsgewinne.

Die sozialen Unterschiede bei den verfügbaren Haushaltsmitteln schlugen auch auf die Ernährung durch. Archäologische Untersuchungen konnten Unterschiede beim Fleischkonsum belegen. An der Augustinergasse wurden 1975 bis 1977 fünf Latrinen aus dem 13. Jahrhundert ausgehoben, in denen auch tausende Knochenreste entsorgt worden waren. Zwei dieser Latrinen wurden vor dem Bau des Augustinerklosters genutzt. Das Profil der Knochenfunde stimmt damit überein, dass es sich hier, in der Nähe zum Münsterplatz, um eine wohlhabendere Gegend handelte. Jungtierknochen von Rind, Schaf und Ziege, Schweine- und Hühnerknochen stehen für gehobene Fleischqualität. Ähnliches gilt für die Latrine, welche die Augustinermönche selbst benutzten. Analog zu diesem Befund belegen auch Rechnungen aus Basler Klöstern im 15. Jahrhundert reichhaltige Ernährung.⁵⁸ In den übrigen beiden Latrinen waren Hühnerknochen eine Rarität, andere

Diese Abbildung kann aus urheberrechtlichen Gründen nicht in der Open-Access-Ausgabe angezeigt werden. Sie ist jedoch in der gedruckten Ausgabe enthalten.

45 Hieronymus Bosch, «Die sieben Todsünden und die vier letzten Dinge» (Detail), um 1500. — Die Todsünde der Völlerei verortete Hieronymus Bosch mit diesem Gemälde in einem einfachen Haushalt. Eine Frau, die bedient, ein Kind, das bettelt, und ein Knecht, der die Gelegenheit für einen grossen Schluck aus der Kanne nutzt – sie sind die Satelliten des Hausherrn, der sich den Bauch mit Fleisch vollstopft. Die Ehrlosigkeit dieses Haushalts zeigt sich am verdreckten Kindergewand ebenso wie an den löchrigen Beinkleidern des Knechts und dem achtlos umgestossenen Hocker. Das Essen mit der Hand war damals noch üblich (Hirschfelder 2005).

Fleischsorten stammten häufiger von alten Tieren. Diese Gruben sind ärmeren Leuten zuzurechnen, möglicherweise den beim Klosterbau tätigen Handwerkern und dem klösterlichen Gesinde.⁵⁹

Noch anschaulicher zu greifen ist der Verzehr von (zugekauften) Lebensmitteln in den Rechnungen des bischöflichen Hofschaffners aus den 1460er-Jahren. Für den Bischof war der Basler Haushalt seit dem 14. Jahrhundert nur einer neben anderen: den Residenzen in Pruntrut (Porrentruy) und Delsberg (Delémont) sowie dem Reisehaushalt. Kam der Bischof nach Basel, stiegen die Ausgaben des Schaffners beträchtlich. Dann wurden günstige Fische wie Hering und Stockfisch ergänzt um teure wie Weissfisch und Hecht, Karpfen, Lachs und andere Arten. Ausser dem sonst dominierenden Rindfleisch kam nun eher Kalbfleisch auf den Tisch, dazu Hühner und andere Vögel, Weissbrot, Äpfel und Birnen sowie importierte Pfirsiche. Auch exotische Gewürze fehlten nicht.⁶⁰ Fast all diese Nahrungsmittel zählten zu den «Herrenspeisen», die nur für den Bischof und dessen Gäste bestimmt waren. Doch auch in Abwesenheit des Bischofs wurden Fleisch und Fisch verzehrt, und so genossen auch die Beamten und das Gesinde die Vorteile dieses herrschaftlichen Haushalts. Die angeführten Modellrechnungen zum Lebensunterhalt, die sich auf Löhne und Preise stützen, können solche Konstellationen nicht berücksichtigen. Gerade für Gesellen, Knechte und Mägde deckte aber die Mitversorgung in den Haushalten, zu denen sie gehörten, den

Löwenanteil ihres Konsums ab: Nahrung war dabei der mit Abstand grösste Unterhaltsposten.⁶¹

Ob man sich an Lachs oder Pfirsichen erfreute, war nicht nur eine Frage der Haushaltsmittel, sondern auch eine der Ehre. Angemessener Konsum gehörte zu den Standespflichten. Deshalb spiegeln Berichte über üppige Festmähler nicht den Alltag, sondern den Status der Gastgeber und die Bedeutung herausgehobener Ereignisse. Für den Adel brachten Ritterturniere regelrechten Zwangskonsum mit sich. Der Basler Bischof gab in den 1460er-Jahren nachweislich besonders viel bei der jährlichen Ratswahl am Sonntag vor dem Johannisfest (Mittsommer) aus, wenn die städtischen Magistrate den Bischof um die Erneuerung der Regierung baten und – nach gewährter Bitte – an die bischöfliche Tafel geladen wurden.⁶² Üppige Mähler und Festlichkeiten begleiteten auch die Besuche hoher Würdenträger und die Festtage nach und vor Beginn der kirchlichen Fastenzeiten: Ostern und Fasnacht, Weihnachten und Martinstag – ein wichtiger Zinstermin Mitte November, der ausserdem kurz vor Beginn der vorweihnachtlichen Fastenzeit lag. Abseits dieses demonstrativen Konsums herrschten indes auch am Bischofshof die Leitlinien des Masshaltens und der Sparsamkeit.⁶³

Zeigen, wer man ist – bewahren, was man kann:

Der Wert der Kleider

Der Wechsel von Masshalten und Üppigkeit galt auch im Bereich der Kleidung. Bei den Stoffen für seine Untergewänder leistete der Bischof sich keinen Luxus. Für seine Obergewänder hingegen bevorzugte er Importstoffe, farblich das Rot hoher Würdenträger, ergänzt von Schwarz, der damaligen Modefarbe der im buchstäblichen Sinne Wohlbetuchten.⁶⁴ Mit ganz besonderem Kleiderschmuck reiste der Basler Bischof 1471 an den Reichstag nach Regensburg; er liess dafür nicht nur die eigenen Gewänder, sondern ebenso die seiner Begleiter besticken. Noch höhere Summen flossen in die bischöflichen liturgischen Gewänder. Schliesslich ging es hier nicht nur um den Nimbus eines gesalbten Hirten der heiligen Kirche, sondern auch um die Ehre Gottes. Liturgische Gewänder, die nach dem Tod dem Kirchenschatz einverleibt wurden, Altarbehänge und andere Kirchenzierden können als symbolischer Höhe- und Endpunkt des Konsums und der Güterzirkulation angesehen werden. Als Bestandteile des Kirchenschatzes wurden sie zum religiösen Opfer und damit dem Kreis austauschbarer Waren enthoben.⁶⁵

Die mit den kostbaren Textilien und dem Kirchenschatz als Ensemble angezeigte Metamorphose irdischer Reichtümer in jenseitig anmutende, schim-

mernde Heilmittel wurde als eine endgültige inszeniert. Von Dauer blieb sie aber nicht in jedem Fall. So belegt eine Klage der Dorfbewohner von (Efringen-)Kirchen, deren Pfarrkirche dem Basler Petersstift inkorporiert war, die Rückverwandlung ihres Kirchenschatzes ins Profane. Ein bei ihnen von St. Peter eingesetzter Leutpriester, so die Pfarrgemeinde, habe ein mit Seide und Perlen besticktes Futeral gestohlen; ein anderer einen guten Überrock, also eine Festtagskleidung, an sich genommen, daraus aber Windeln für seine Kinder fertigen lassen; auch der Silberlöffel für die Krankensalbung sei abhandengekommen. Ausserdem beklagte die Dorfgemeinde den Verfall ihrer kirchlichen Betreuung. Den Grund für die Misere lastete sie dem Petersstift an, schicke dieses doch immer jene Kandidaten, die sich mit der geringsten Ausstattung zufrieden gäben. Für die Ernährung eines Einzelnen, so lässt sich aus späterer Warte hinzufügen, mochten die Pfarrpründe reichen. Für die Versorgung von Kindern aber nicht.⁶⁶

Geistliche waren keineswegs immer besser gestellt als Laien, und auch der Basler Ritteradel überragte nicht all jene mit üppiger Lebensführung, die «nur» Bürger waren. Der Konzilsbesucher Enea Silvio Piccolomini berichtete 1433/34 über die Basler Männer, dass die Edlen der Stadt niemandem aus dem Volk Zutritt zu ihrer Gesellschaft gewährten, der nicht herausragender Ratsherr, bekannter Würdenträger oder extrem reich sei. Die Männer würden sich einfach, aber geschmackvoll kleiden. Nur wenige, etwa Ritter, trügen Purpur; die Leute aus den ersten Kreisen kleideten sich schwarz. Die übrige Masse der Leute käme in unkultivierter, zerlumpter und unordentlicher Kleidung daher, in «geringen», meist leinenen Gewändern.⁶⁷ Piccolominis Worte sprechen von ständischen Grenzziehungen ebenso wie von ihrer Durchbrechung oder Erweiterung: Für die «ersten Kreise» der Stadt war ein Rittertitel vielleicht begehrenswert, aber um einen aristokratischen Lebens- und Kleiderstil zu pflegen, war er nicht notwendig.

Seine eigene Distanz zur «grossen Masse» der Basler Bevölkerung markierte Piccolomini über die Abfälligkeit, mit der er ihre Kleidung charakterisierte. Aber entgegen den wohlgeformten Worten des Humanisten war Kleidung auch für diese Mehrheit ein wichtiges Statussymbol und lesbares Zeichen ihrer Verhältnisse. Zerlumpte Kleidung trugen nur bettelarme Leute, was ihre Chancen auf Indienstnahme fast gänzlich zunichte machte. Deshalb sind in Nachlassinventaren von Gesellen und Gesinde neben «bösen» – abgenutzten – Kleidern meist auch bessere finden. Das Gesinde wurde von den Dienstherrn oder -herinnen mitversorgt, auch das bezeugte die Ehre des Haushalts. Zuweilen wurde dabei die eigene, abgetragene Kleidung nach unten weitergereicht. Manche Magd empfing nach Jahren treuer Dienste auch Kleidung und erhielt anderen Hausrat geschenkt, eine

46 Hans Holbein d. J., «Madonna des Bürgermeisters Jakob Meyer zum Hasen», 1526. —

Der ehemalige Bürgermeister Jakob Meyer zum Hasen liess sich und die Seinen in der Reformationszeit in Anbetung der Gottesmutter mit dem Jesuskind malen und bekannte sich damit demonstrativ zum alten Glauben. Das Bild spiegelt die Aufwertung der Ehe, zeigt es doch neben der zweiten auch die verstorbene erste Ehefrau Meyers, beide erkennbar an den üblichen Kopfbedeckungen verheirateter Frauen. Viel weniger zurückhaltend gekleidet als die Eltern sind die Kinder. Der bereits verstorbene Sohn trägt einen modischen Leibrock und rote Samtstrümpfe, die Tochter ein Kleid mit aufwendiger (Gold-)Stickerei am Kragen. Die Kernfamilie ist damit komplett und partizipiert am Glanz der Heiligen (Kemperdick 2016). Die Differenz der Geschlechter zeigt sich nicht nur in der Kleidung und Gruppierung, sondern auch in den Gebetsketten, einem Accessoire aller drei Frauen. Der Vater ist als Oberhaupt der Familie dadurch akzentuiert, dass er allein den Blick nach oben richtet.



Art minimaler Grundausrüstung für eine eigene Haushaltsgründung oder gar die Ehe. Die Praxis, das Gesinde im Haushalt mitzuversorgen, war demnach eine Praxis des Teilens als eine des hierarchisch geordneten Zuteilens. Eine Folge war, dass es auch unter Mägden und Knechten je nach der Ehre ihres Haushalts beträchtliche Unterschiede bei der Kleidung gab.⁶⁸

Wie wertvoll Kleidung war, zeigt sich auch in anderen Zirkulationsweisen als dem vertikalen Konsummuster innerhalb der Haushalte. Kleidung wurde in die Ehe mitgegeben, den Erben hinterlassen oder ging nach dem Tod als Opfer an eine Kirche. Lange Listen belegen, dass das Basler Spital regelmässig gebrauchte Kleidung und Hausrat verkaufte.⁶⁹ An solche Habe kam das Spital über Hinterlassen-

schaften, Almosen oder ‹Bezahlungen› für vorübergehende Pflege. Wie das Spital, so waren viele Kaufleute nicht im Grosshandel der Messen aktiv, sondern im lokal-regionalen Kleinhandel des Secondhandmarkts, auf dem sich die weniger Wohlhabenden mit Kleidung und Hausrat versorgen konnten. Für mehrfache Konsumschleifen sorgten aber auch Flickschneider und -schuster. Selbst im Basler Haushalt des Bischofs liess man die Schuhe des Gesindes flicken.⁷⁰ Die Zirkulation von Textilien endete selbst dann nicht, wenn Kleidung nicht mehr auszubessern war. Sie konnte dann noch immer Bettelnden überlassen, als Lappen gebraucht oder dem Lumpensammler übergeben werden, der sie als wichtigen Rohstoff in die Papiermühlen brachte. Die Zirkulation von Textilien hatte also mehrere Zyklen und dauerte sozusagen bis zur letzten Faser. Auch für andere, heute wenig luxuriös anmutende Dinge, allem voran Betten und Bettzeug, Werkzeug und Bauholz, war die lange Weiterverwendung charakteristisch.

Die vielfache Wieder- und Weiterverwendung von Kleidung und anderer Habe hatte nicht nur damit zu tun, dass diese Ressourcen teuer waren und deshalb möglichst nachhaltig gebraucht werden mussten. Kleidung war nicht nur Spiegel, sondern konstitutives Element von Stand und Ehrbarkeit. Änderungen des sozialen Status wurden durch Kleidungswechsel angezeigt, man denke an den Habit von Geistlichen oder an die Haube verheirateter Frauen. Wurde eine Person gesucht, beschrieb man zuallererst ihre Kleidung, nicht ihren Körper. Kleidung war ein Identifikationsmerkmal und Kleidung schuf Identität.⁷¹ Wenn um 1450 der Bruder des verstorbenen Hans Wiss zwei gute Mäntel des Toten an die Kirche gab, gingen persönliche Stücke dorthin und gerade nicht ein unpersönlicher Münzerlös.

Doch die Übereinstimmung von innerer, immaterieller Person und äusserer, materieller Hülle drohte unter der zunehmenden Verfügbarkeit der ‹hübschen Dinge› auf dem Markt zu zerbrechen.⁷² Die Intensivierung des Handels liess seit dem 14. Jahrhundert das Phänomen der Mode entstehen und ermöglichte immer mehr Varianten für die Manipulation des Äusseren. Einige Reaktionen darauf waren altbewährt, so das Klischee, dass Frauen anfällig für Kleiderschmuck seien. Zeitgenössische Gemälde oder Glasfenster beweisen, dass auch Männer höchst elegant gekleidet sein konnten.⁷³ Auch der Diskurs über die sündigen Begleiter des Reichtums – Eitelkeit und Habsucht – war nicht neu, wenngleich er nun viel intensiver unters Volk gebracht wurde (vgl. S. 27). Dass Kleidung die ‹wahren› Verhältnisse aber auch verschleiern konnte, wurde zum Problem, verhandelt in populären Erzählungen und Erlassen der Obrigkeit [44] (vgl. S. 262). Einen bezeichnenden Ausdruck fand die Differenz zwischen innen und aussen im 14. und 15. Jahrhundert dort, wo die Basler Gesellschaft die Grenzen der Ehrbarkeit zog: Gerade als ehrlos

angesehene Leute wie Zuhälter und Prostituierte gaben sich, wie Nachlassinventare belegen, oft einen gepflegten, modischen Anschein – die Frauen meist um den Preis erzwungener Verschuldung bei ihren Zuhältern.⁷⁴ Kein Wunder, dass der Rat die Prostitution zu Zeiten des Basler Konzils möglichst eng zu kontrollieren und auf wenige Orte zu begrenzen suchte: zu deutlich zeigte sie den sich gefährlich öffnenden Zwiespalt der Gesellschaft.

So trieben weithin gehandelte Tuche, Kleidung und Mode voran, was als typisches Zeichen der Renaissance gilt: die Individualisierung, das Nachdenken über Differenz und Kohärenz von innerer Person und «Ansehen». Das barg beträchtliches Transformationspotenzial und brachte ein Ringen in Gang, das bis heute nicht gänzlich beendet ist.

Anmerkungen

- 1 Schmidt-Voges 2015.
- 2 Burckhardt 1909, S. 98–100.
- 3 HLS, Art. «Hertenberg».
- 4 KDS BS, Bd. 8, S. 177–183. Matt; Jaggi 2011, S. 36–43, 52. Sommerer 2004.
- 5 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1 (1911), S. 381–383. 1456 waren es 25 Achtbürgergeschlechter: StABS, Ratsbücher A 1 (Rotes Buch), S. 1.
- 6 Grundlegend dazu Morsel 2004.
- 7 Vgl. Morsel 2008.
- 8 KDS BS, Bd. 7, S. 89 f., wo aber die Zuweisung zu Jakob von Andlau fehlt.
- 9 Literatur zu den einzelnen Konventen weitgehend erschlossen durch <https://www.helvetiasacra.ch>.
- 10 StABS, Kloster Klingental, HH 4, Nr. 40.
- 11 HS IV/5, S. 581.
- 12 Weis-Müller 1956, S. 33–35.
- 13 StABS, Kloster Klingental, H, fol. 93v–94v. Eine Klosterzelle ins Bild setzte 1526 Hans Holbein d. J., womöglich nach Klingentaler Eindrücken: KDS BS, Bd. 4, S. 129.
- 14 Weis-Müller 1956, S. 22.
- 15 StABS, Kloster Klingental, HH 4, Nr. 301. Vgl. Weis-Müller 1956, S. 41–48, mit teils falscher Wiedergabe.
- 16 Exemplarisch StABS, HGB Spalenberg 12, zum Jahr 1352, 1374, 1421.
- 17 Simon-Muscheid 2004, S. 290–295.
- 18 HLS, Art. «Laufen, von (BS)».
- 19 StABS, HGB Spalenberg 12, zum Jahr 1437.
- 20 Zum gesamten Prozess: Schulte 1922.
- 21 Gilomen-Schenkel 2008, S. 53 f., 131.
- 22 Zum Hausrat Basler Haushalte generell Major 1911.
- 23 Aussagen im Auszug ediert in: Rippmann; Simon; Simon-Muscheid 1996, S. 53–66.
- 24 Zum Folgenden Hagemann 1981, Bd. 2, S. 161–179. Vgl. auch Signori 2001. Zum jüdischen Erbrecht Lohrmann 1999, S. 14.
- 25 Hagemann 1981, Bd. 2, S. 167.
- 26 Hagemann 1970.
- 27 Zitiert nach Hagemann 1981, S. 174.
- 28 Simon-Muscheid 2004, S. 21–26. Major 1911, insb. S. 240, und zur Haustypologie KDS BS, Bd. 8, S. 30.
- 29 Simon-Muscheid 2004, S. 69.
- 30 Marti 2013, S. 259 f.
- 31 Tauber; Tauber 1980, S. 138, Abb. 98; S. 149 f., Abb. 109, Nrn. 1–2; S. 152, Abb. 110, Nrn. 1–3; S. 153, Abb. 111, Nrn. 1–5; S. 154, Abb. 112, Nrn. 1–2.
- 32 Roth Heege 2012, bes. S. 35–37.
- 33 Grütter; Keller 1999, S. 7.
- 34 Stehlin 1907.
- 35 Heiniger; Heiniger 2009, S. 18 f.
- 36 Simon-Muscheid 2004, S. 76.
- 37 Signori 2000 zu allem Folgenden.
- 38 Eher klein etwa das abgebildete Haus (Rheinsprung 14). Dazu KDS BS, Bd. 7, S. 398.
- 39 Signori 2016. Signori 2008.
- 40 Simon-Muscheid 2004, S. 169.
- 41 Signori 2001.
- 42 Schäfer 2014. Holenstein; Kury; Schulz 2018.
- 43 Simon-Muscheid 2011, S. 31 f.
- 44 Hitz 2017. Jörg 2008.
- 45 Dazu grundsätzlich Groebner 1993.
- 46 Hitz 2022, S. 234–241.
- 47 Simon-Muscheid 2004, S. 22 f.
- 48 Hitz 2022 zu allem Folgenden.
- 49 Ebd., S. 181, 265–269. Signori 2015, S. 31.
- 50 StABS, Gerichtsarchiv D 6, 93v. Das Folgende ebd. D 12, 13r. Vgl. Hitz 2022, S. 30.
- 51 Hitz 2022, S. 52.
- 52 Ediert in: Simon-Muscheid 2004, S. 419.
- 53 Zitiert nach ebd., S. 77.
- 54 Hitz 2022, S. 47–52. Simon-Muscheid 2004, S. 78–86.
- 55 Hitz 2022, S. 54–60. Simon-Muscheid 2004, S. 84–86.
- 56 Hirschfelder 2005, S. 137.
- 57 Dirlmeier 1978, S. 461 f.
- 58 Gilomen 1977, S. 326 f. und ähnliche Befunde in den Rechnungen Klingentals: StABS, Kloster Klingental N.
- 59 Schibler; Hüster-Plogmann 1996.
- 60 Hirsch 2004, S. 167–175.
- 61 Dirlmeier 1978. Groebner 1993, S. 142–147.
- 62 Hirsch 2004, S. 285 f.
- 63 Fouquet 2012, S. 5 f.
- 64 Hirsch 2004, S. 278–283 auch zum Folgenden.
- 65 Burkart 2009, S. 48–54, 67–69 auch zum Folgenden.
- 66 Marchal 1971 mit Edition.
- 67 Hartmann u. a. 1951, S. 33.
- 68 Simon-Muscheid 2004, S. 171–189.
- 69 Fuchs; Weber 2021.
- 70 Hirsch 2004, S. 169 f.
- 71 Moos 2004.
- 72 Howell 2010, S. 208–260, auch zum Folgenden.
- 73 Simon-Muscheid 1995. Zur abgebildeten Madonnentafel und dem elegant gekleideten Jüngling zuletzt Kemperdick 2016.
- 74 Simon-Muscheid 2004, S. 227–230.



Claudia Modellmog

Orte, Räume, Lebensformen. Geselligkeit und Gesellschaft

Die Stadtmauern als Kennzeichen vormoderner europäischer Städte verleiten zur Annahme, im Inneren des Mauerrings habe sich der städtische, im Aussen der ländliche Raum befunden. Doch der städtische Raum reichte über die Mauern hinaus und umfasste auch die Vorstädte. Sie unterschieden sich vom Zentrum durch den grösseren Anteil armer Leute, die oft keine Bürger waren, gleichwohl aber zur Einwohnerschaft gehörten, und durch eigene Organisationen, die Vorstadtgesellschaften. Diese brachten es, anders als die Zünfte, zwar nie zur Vertretung im Rat, übernahmen aber ähnliche Funktionen: Sie gaben Orientierung über die rechte Ordnung und übten niederschwellig Kontrolle darüber aus, boten Unterstützung und Geselligkeit an. Was Stadt bedeutete, wer hier etwas zu sagen hatte, wurde zum grossen Teil in den Zunft- und Gesellschaftshäusern verhandelt, aber immer auch im städtischen Raum vorgeführt: bei Turnieren, Prozessionen oder zur Fastnacht. Neben solch demonstrativen Ereignissen gehörte zum urbanen Leben essenziell das Nebeneinander von Armen und Reichen, Christen und Juden, Einheimischen und Fremden. Es lässt sich anhand spezifischer Plätze, Quartiere und Orte beschreiben.

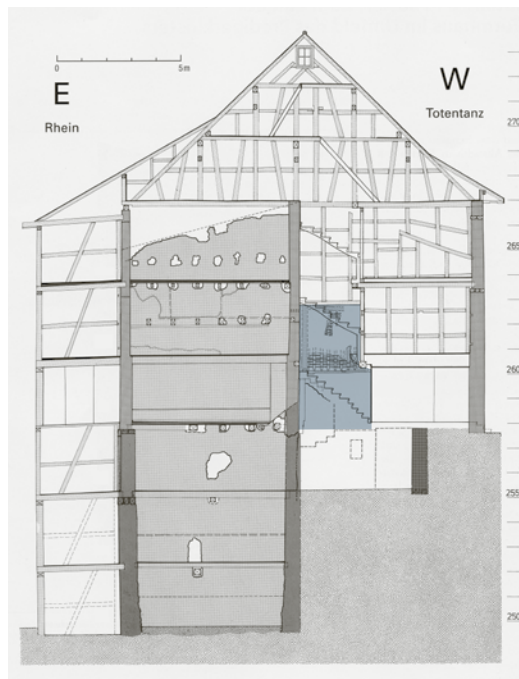
Wie unterschiedlich Basel als Stadt im Jahr 1256 wahrgenommen werden konnte, lässt sich an einer Urkunde ablesen, die der Basler Bischof Berthold damals ausstellen liess. Es ging darin um die Regeln für die Bäcker in der Stadt. Die Urkunde verliert kein Wort über Selbstverwaltungsrechte oder eine Zunft, sie ist gänzlich aus der Perspektive der Herrschaft geschrieben: Der Bischof sprach von den Bäckern in «seiner Stadt» (*nostrae civitatis*). Als es aber um deren Abgaben ging, brach sich eine andere Perspektive Bahn. Die Stadt zerfiel nun in verschiedene Räume. Deutlich geringere Abgaben als ihre Kollegen zahlten jene Bäcker, die «bei Sankt Alban, in Kleinbasel oder vor dem Kreutztor» – also der St. Johannis-Vorstadt – «oder vor anderen Stadttoren» lebten.¹ Obwohl Kleinbasel bis ins 14. Jahrhundert rechtlich gesehen eine eigene Stadt war, nannte es die Urkunde in einer Reihe mit den Grossbasler Vorstädten. Mit diesen hatte die rechtsrheinische Stadt tatsächlich einiges gemein.

Die Basler Vorstädte in archäologischer Perspektive

Gute Anhaltspunkte für die Entwicklung der Vorstädte gibt die Lage der seit den 1230er-Jahren neu gegründeten Klöster, die im linksrheinischen Grossbasel zunächst ausnahmslos direkt vor den damaligen Stadttoren errichtet wurden. Dort war noch genügend Platz für die ausgreifenden Klosterareale, und die Klöster trugen zum Ausbau dieser Zonen bei. Anfangs als Bauherren, später als Grosskonsumenten zogen sie Handwerker an. Im 12. Jahrhundert hatte sich bei St. Alban eine Vorstadt gebildet, die dem Cluniazenserklöster in mehrfacher Hinsicht unterstellt war und auch deshalb lange ein Eigenraum blieb.

Etwas jünger ist die dichtere Besiedlung der anderen Vorstädte anzusetzen. Doch schon für das 13. Jahrhundert konnten Archäologie und Bauforschung in den Vorstädten vor dem (inneren) Spalen- und dem Kreutztor einige Häuser nachweisen, die wenigstens teilweise aus Stein errichtet waren. Eines davon (Spalenvorstadt 7) lag genau gegenüber der ersten Klosteranlage der Franziskaner, die später vom Frauenkonvent Gnadental übernommen wurde.² Kloster und Haus wurden wohl gezielt an der Ausfallstrasse Richtung Elsass errichtet [37].³ Dieser wichtigen Verkehrsader dürfte die Bebauung schon früh gefolgt sein, ohne sich strikt darauf zu begrenzen. Denn auch an der von der Ausfallstrasse abzweigenden heutigen

47 Rekonstruktionszeichnung zum Haus am Totentanz 8. — Schon früh wurde in der St. Johannis-Vorstadt in der Nähe des Predigerklosters sehr hoch gebaut, weil dort der steile Anstieg der Rheinhalde zu überwinden war (Totentanz 8) [48]. Die Abbildung zeigt einen Schnitt und die Brandmauer. Der Kernbau aus der Mitte des 13. Jahrhunderts (mit Pultdach) ist grau eingefärbt. Blau eingefärbt sind Reste eines gleichzeitigen Fachwerkbaus, der den Kernbau Richtung Strasse erweiterte. Jünger sind das Dach, die anderen Anbauten zur Strasse hin (um 1685) und die dortige Fassade. Die Lauben zum Rhein hin wurden erst um 1800 angebaut (s. Anm. 4).



48 Conrad Morand (?), Rheinansicht (Detail), um 1530. — Der Ausschnitt zeigt die Fassaden zum Rhein hin schmucklos, denn die Schauseiten der Häuser waren allein zur Strasse hingewandt. Gut erkennbar sind auskragende Fachwerkanbauten, wie sie für das Haus am Totentanz 8 (zur Strasse hin) bereits im 13. Jahrhundert anzunehmen sind.



Schützenmattstrasse 11 stand bereits im 13. Jahrhundert ein einfaches kleines Haus mit steinernem Keller und einem Fachwerkaufbau.⁴ Für eine schon fortgeschrittene Bebauung spricht, dass die Spalenvorstadt in den 1270er-Jahren mit Befestigungen versehen wurde. Im Laufe des 14. Jahrhunderts schlossen sich die ersten Hausfronten zur Strasse hin. Anders als in der Innenstadt hielten sich aber hinter den Häusern noch lange grössere Gartenareale.

Eine Gründungsstadt: Kleinbasel

Anders als die linksrheinischen Vorstädte war Kleinbasel eine Gründungsstadt. Die Errichtung der Rheinbrücke in den 1220er-Jahren hatte die Voraussetzungen dafür geschaffen. Seit den 1250er-Jahren tauchen in der schriftlichen Überlieferung einzelne Häuser und Gassen auf;⁵ Profanbauten des 13. Jahrhunderts lassen sich auch archäologisch nachweisen.⁶ Teils wurden Grundstücke gezielt entwickelt, wie die regelmässige Parzellierung grösserer Areale erkennen lässt. Im Kontrast dazu gab es noch längere Zeit Überbauungslücken, die wahrscheinlich als Werkplätze genutzt wurden.⁷

Dass seit 1250 Schlag auf Schlag eine rechtsrheinische Neustadt entstand, belegen übergreifende Infrastrukturmassnahmen. 1255 wurden erstmals (Stadt-) Gräben erwähnt, ab 1256 Stadttore. Ein Teilstück der Kleinbasler Stadtmauer, soweit sie bis 1270 fertiggestellt worden war, konnten bauhistorische Forschungen in den Mauern des «Kleinen Klingentals» identifizieren. Dieses erste Konventsgebäude der Frauen integrierte den vorhandenen Mauerabschnitt in seiner langgestreckten Nordfassade.⁸ Das Klostergelände als Ganzes wurde später – auf Kosten der Frauen – mit einer neuen Stadtmauer eingefasst, die dem Kleinbasler Mauerverlauf eine markante Ausbuchtung bescherte. Wahrscheinlich hatte also schon um 1270 das Bauland nicht mehr ausgereicht, um die Klosteranlage aufzunehmen.

Der grösste Kleinbasler Grundbesitzer war das Kloster St. Alban. Bei der Errichtung der Stadt spielten die Cluniazensermönche allerdings nur insofern eine Rolle, als sie dort abgegrenzte Parzellen zu sehr günstigem Zins verliehen. Zu den in Kleinbasel aktiven Investoren gehörten auswärtige Klöster wie Wettingen und St. Blasien, aber auch adlige und bürgerliche Männer und Frauen aus Basel und der Region. Besonderen Elan entwickelte ein einstiger Amtsträger des Bischofs, Heinrich von Ravensburg. Er beteiligte sich am Ausbau des Kanalsystems und liess mehrere Mühlen errichten. Einige davon verkaufte er in den 1270er-Jahren den Klingentalerinnen, dazu auch eine Hofstatt dicht beim Klostergelände.⁹ Überdies bot er gegen eine Entschädigungszahlung an, einen auf dem Nachbargrundstück begonnenen Hausbau zu stoppen, falls die Baupläne den Schwestern missfielen.¹⁰ Das Kloster erwarb damals nicht nur für die Arrondierung des Klosterareals Immobilien, sondern auch als Investitionsobjekte und Wertanlage. Häuser und Mühlen brachten durch die Verleihung an Dritte laufende Einkünfte für den Klosterhaushalt.

Ein wesentlicher Kreis von Leuten, die Kleinbasels Bebauung mitgestalteten, dürfte in den urkundlich überlieferten Transaktionen aus gutem Grund fehlen. Das waren Menschen, welche auf günstig geliehenem Land einfache Häuser bauten



↑ 49 Bauphasenplan der Nordfassade des «Kleinen Klingentals». — Die Kleinbasler Mauer endete damals noch dreissig Meter vor dem Rheinufer. Sie zeichnet sich, rot eingefärbt, samt Zinnen im Gründungsbau des Klingentaler Klosters ab. Aus der Bauzeit zwischen 1270 und 1274 (braun), als die Frauen einzogen, stammen auch die Spitzbogenportale, die in die Stadtmauer gebrochen wurden, die regelmässig darüber angeordneten Fenster des Schlafsaals und der Sturz eines dreiteiligen Masswerkfensters (oben rechts) [50].

→ 50 Die Bebauung Kleinbasels um 1400. — Gelb markiert ist mit dem «Kleinen Klingental» der erste Wohnbau für die Klingentaler Frauen. Blau eingefärbt sind die Kleinbasler Gewerbekanäle, die mit Wasserkraft Mühlen und Schleifen, Schmieden und Sägen antrieben. Grün sind die Häuser der Kleinbasler Vorstadtgesellschaften im 15. Jahrhundert markiert. Am unteren Rand befindet sich das Areal des Klosters St. Clara.



und diese Häuser nicht verkaufen wollten, weil sie darin lebten. Für eine solche ärmere Bewohnerschaft, die in den schriftlichen Quellen unterrepräsentiert bleibt, sprechen archäologische Befunde: Die Stadtmauern Kleinbasels waren ebenso wie die der linksrheinischen Vorstädte deutlich schwächer als jene, die sich um die Grossbasler Innenstadt legten.¹¹ Auch die geringeren Abgaben der vorstädtischen und Kleinbasler Bäcker weisen in diese Richtung. Dabei zählten Bäcker wenigstens in späterer Zeit tendenziell zu den bessergestellten Bewohnern, denen die Besitzer von Mühlen und Schmieden, Schleifen und Sägen in den Kanalquartieren an die

Seite zu stellen sind. Zur armen Bevölkerung, die in den Vorstädten und Kleinbasel überproportional vertreten war, gehörten vor allem Leute, die ihr Auskommen in Landwirtschaft und Gartenbau sowie in Gelegenheitsarbeiten suchten. Dass die Vorstädte auf Dauer als weniger begehrten Siedlungszonen gesehen wurden, drückt sich auch darin aus, dass der Basler Rat des Öftern Einwohner aus der Innenstadt zur Strafe dorthin verbannte.¹²

Städtische Gesellschaften

Im Zuge der Stadtentwicklung bildeten sich in Basel unterschiedlich geprägte Stadträume heraus. Rund um den Kornmarkt – dem heutigen Marktplatz – überwogen Häuser von Geschäftsleuten, am Nadel- und Petersberg und um den Münsterplatz dominierte die aristokratische Bewohnerschaft, in den Vorstädten sammelten sich Migrant:innen vom Land und in manchen Gassen oder entlang der Wasserläufe konzentrierten sich spezifische Gewerbe (vgl. S. 172 f.). Die Eigenheit der unterschiedlichen Basler Stadträume wurde ausserdem durch Orte geprägt, die explizit den Zweck hatten, Menschen zueinander zu bringen. Solche Treffpunkte sind etwa für Handwerksgesellen belegt, die sich auf diese Weise einen Raum schufen, an dem sie sich der Kontrolle der Meister entziehen konnten.¹³ Als exklusive Orte der Geselligkeit für die eigenen Leute bekannter sind aber die Zunft- und Gesellschaftshäuser.

Zünfte und Vorstadtgesellschaften

Zunft Häuser sind seit dem 14. Jahrhundert belegt. Teilweise hatten sie Vorläufer in Trinkstuben, die nicht den Besitz einer ganzen Liegenschaft voraussetzten. Hier versammelten sich die Zunftmitglieder zu ganz verschiedenen Anlässen. Frauen und Männer, die keine Vollmitglieder waren, sondern allein der geistlichen Zunftbruderschaft beitraten, kamen nur zu den wenigen Grossversammlungen. Für viele, vor allem männliche Vollmitglieder, war das Zunft Haus hingegen stark in den Alltag integriert. Nach Feierabend konnte man hier dem «Müssiggang» frönen. Beim gemeinsamen Essen und Trinken, Spielen und Schwatzen wurden Informationen ausgetauscht und Geschäfte angebahnt, Ratsentscheide diskutiert und sogar Aufstände oder Verschwörungen geplant.¹⁴

51 Glasscheibe aus dem Zunfthaus zu Schneidern

(Detail), 1508. — Der Zunftheilige St. Gotmann (Homobonus) wurde der Basler Zunft zu Schneidern wahrscheinlich erst um das Jahr 1507 anempfohlen, und zwar von Basler Kartäusern, die damals einen eben in Venedig gedruckten «Heiligenkatalog» (*catalogus sanctorum*) erworben hatten. Geschickt und augenfällig eingearbeitet ist das damals aufkommende Zunftwappen, eine weisse Schere auf rotem Grund. Wappen und Scheibe belegen das gewachsene Repräsentationsbedürfnis der Zünfte. Homobonus gehörte zu einem besonderen Heiligentyp, der im Italien des 13. Jahrhunderts entstand. Er war ein Laie im Büsserstand und bekannt für seine Armensorge. Überlebte die Scheibe den Bildersturm, weil man sie abseits der Heiligkeit auch als Tugend der Caritas lesen konnte?



Das Gewicht der Zünfte lässt sich an der Errichtung eigener Zunfthäuser und der dafür gewählten Standorte ablesen. Fast alle Zünfte, die bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts noch kein Zunfthaus an zentralen Orten der Grossbasler Innenstadt besaßen,¹⁵ holten das nun nach. Kürschner und Gartner erwarben bald nach der Ermordung der jüdischen Bewohnerschaft (1349) jüdische Liegenschaften in der Gerbergasse, während die Schmiede nach der offiziellen Ausweisung der Basler Beginen (1411) ein einstiges Beginenhaus am Rümelinsplatz übernahmen.¹⁶ Ein Coup gelang der Safran- bzw. Krämerzunft. Sie konnte den einstigen bischöflichen Ballhof, das heisst das Lagergebäude für Stoffballen, erwerben und errichtete 1423 auf dem Areal einen vollständigen Neubau.¹⁷ Die zu den vier Herrenzünften zählende Safranzunft, deren Mitglieder man als «Herr» ansprach, ragt auch darin hervor, dass sie die nahegelegene Andreaskapelle gewissermassen als Zunftkirche vereinnahmte, in der die Zunft selbst den Kaplan einsetzte.¹⁸ Diese zentrale Positionierung hatte nicht nur praktische Gründe, sondern zielte ebenso auf die

öffentliche Wahrnehmung. Anders als das Rathaus, das eine offene Halle als Eingang aufwies und damit als öffentlicher Ort inszeniert wurde, schlossen sich – soweit noch zu ermitteln – die Zunft Häuser zur Strasse hin ab, was den exklusiven Zugang nur für Mitglieder betonte. Mit dem Rathaus gemein hatten sie, dass sich die verschiedenen Gebäudeteile um einen Hof gruppierten, der bei grösseren Anlässen viele Menschen aufnehmen konnte: ein Raum, um wichtige Beschlüsse der Zunft zu verlesen, den Bürgereid zu leisten oder auch zu tanzen.¹⁹

Je nachdem, welche Funktion man in den Blick nimmt, reichten die Aktivitäten und Kompetenzen der Zünfte unterschiedlich weit. Gerade in den Vorstädten und in Kleinbasel hatten die Zünfte Konkurrenz in den sogenannten (Vorstadt-)Gesellschaften. Diese Gesellschaften organisierten den Wach- und Kriegsdienst mit und besaßen eigene Gesellschaftshäuser samt Trinkstuben. Anhand von Kleinbasel lässt sich gut erkennen, dass auch hier die Gesellschaftshäuser in zentraler Lage errichtet wurden [50].

Die Vorstadtsellschaften sind den Zünften nicht in jeder, aber in vielerlei Hinsicht an die Seite zu stellen. Anders als die Zünfte partizipierten die Vorstadtsellschaften nicht im Rat, sondern waren in dieser Beziehung, wie wohl der

Herrschaften und Genossenschaften

Zünfte galten lange als genossenschaftlich verfasste Organisationen schlechthin, geprägt von Selbstbestimmung, Selbstverwaltung und eigenen rechtlichen Kompetenzen – quasi der demokratische Gegenpol zu den überkommenen hierarchischen Herrschaftsformen. Herrschaft und Genossenschaft als polarisierendes Begriffspaar wurden in der Forschung oft fruchtbar angewendet, um die historischen Verfassungen sozialer Verbände zu analysieren. Hier wurde die Zeit seit etwa 1300 als die eines mehr und mehr wachsenden Kommunalismus beschrieben, besonders stark ausgeprägt im Süden des alten Reichs (auch der Eidgenossenschaft). In jüngeren Arbeiten zu vermeintlich rein genossenschaftlichen Organisationen ist dagegen die Aufmerksamkeit dafür gestiegen, dass genossenschaftliche Organisationen auch vertikale Strukturen hervorbrachten.

Einige Basler Zünfte bildeten im Rahmen der vermeintlich egalitären Zunftverfassung drückende Abhängigkeitsverhältnisse aus. So nutzten reiche Metzger- oder Viehhändler-Dynastien ihre Monopolstellung beim Einkauf von Rohmaterialien, um andere Zunftgenossen kleinzuhalten. In armen Zünften – bei Webern oder Fischern und Schiffeuten – konnten sich solche Konstellationen kaum etablieren. Hier wie dort aber suchten die Zunftvorstände ihre Macht innerhalb der Zunft auszubauen, indem sie einfachen Mitgliedern die Mitsprache verweigerten oder sich zusätzlich in eine zweite Zunft einkauften, um ihren Geschäftsumfang zu erweitern.²⁰ Und schliesslich ist nicht zu vergessen, dass nicht jedermann – und vor allem nicht jede Frau – überhaupt als (volles) Zunftmitglied aufgenommen wurde, denn die Mitgliedschaft war nicht für alle bezahlbar.

Grossteil ihrer Mitglieder, minderprivilegiert. Doch auch sie durchdrangen die (vor)städtische Gesellschaft auf sehr verschiedenen Ebenen, offerierten Bruderschaft, Kontakt und Unterstützung, übten aber auch Kontrolle aus. Exemplarisch lässt sich dies anhand der Kleinbasler Gesellschaft Zum Rebhaus zeigen, welche unabhängig von den Zünften der Rebleute und der Gärtner bestand. Aus dem Jahr 1431 hat sich im Archiv der Gesellschaft eine Ordnung erhalten,²¹ eingerichtet gemäss der Überschrift von «unseren Ratsherren und Meistern, neuen und alten». Sie war also wohl in gemeinsamen Beratungen ausgewählter Zunft- und Gesellschaftsvorstände mit dem Rat der Stadt ausgearbeitet worden. In Bezug auf die Stellung und Aufgaben von Zünften und Gesellschaften ist der letzte Satz bemerkenswert: Die Ordnung sei «allen zunften und geselschaften» schriftlich übergeben worden. Das erhaltene Schriftstück war also nur eine von mehreren Kopien, die der Rat Zünften und Gesellschaften zur Bekanntmachung bei ihren jeweiligen Mitgliedern zugestellt hatte. Wenn auch die Gesellschaften insgesamt weniger Rechte hatten als die Zünfte, nahmen sie in diesem Fall schlicht dieselben Aufgaben wahr.

Die Ordnung regelte zuallererst den Taglohn von Rebleuten, Gärtnern oder Hilfskräften – Männern und Frauen, fremden und heimischen, ob sie nun inner- oder ausserhalb «beden stetten» (beider Städte) werkten. Schlechter als in der Ordnung festgesetzt zu bezahlen, war erlaubt – das Gegenteil nicht. Gleiches galt für die Verköstigung: am Morgen eine einfache Suppe mit Brot, zum «imbis» ein Stück Fleisch oder ein bis zwei Eier, dazu «mus» (Brei) und Brot. In der Fastenzeit traten sauer eingelegtes Gemüse («gumpest») und ein halber Hering an die Stelle von Fleisch oder Eiern. Am Abend gab es Brot «und anders nutzit». Über den Tag verteilt erhielten Männer anderthalb, Frauen ein Mass Wein (ca. 1,5 l). Alle sollten den ganzen Tag am Werk für ihre Auftraggeber bleiben.

Die Ordnung lässt das Denkmuster von Heimischen und Fremden hervortreten, obwohl die Fremden ausnahmsweise gleich behandelt werden sollten. In den frühen Tagen des Basler Konzils bewirkte der gesteigerte Konsum einen Arbeitskräftemangel, der Gleichbehandlung und Höchstlöhne nötig machte. Frauen kamen dabei schlechter weg als Männer, nicht nur bei der Verpflegung. Auch ihre Löhne waren niedriger. Das Regelwerk machte abschliessend allen zur Pflicht, die Übertretungen einzelner Akteur:innen anzuzeigen. Insbesondere in den Blick genommen wurden dabei geistliche Auftraggeber: «Brechtent aber die geistlichen dise ordenung, den soll man knecht und werg verbieten.» Diese Vorschrift zeigt zum einen, dass geistliche Institutionen, die wie viele andere Betriebe mit Saisonkräften wirtschafteten, als finanzkräftige Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt galten; zum andern, dass auch die Wahrnehmung der Geistlichkeit sich nach dem

konkreten Kontext richtete. Auch hundert Jahre später – zu Zeiten der Reformation – sollte die Kritik an den Vorteilen, die geistliche Institutionen sich und ihren Leuten in Handel und Produktion verschafften, eine wichtige Rolle spielen.

Einblick in ihre innere Struktur bietet ein anderes Dokument der Gesellschaft Zum Rebhaus, ein schäbig anmutendes Büchlein, an dem häufiger Gebrauch seine Spuren hinterlassen hat [52]. Weil es mit Listen über bezahlte Heizkostenbeiträge beginnt, ist es im Archiv unter dem Titel ›Heizgeldbüchlein‹ verzeichnet.²² Doch ein genauerer Blick erweist, dass weitere Abschnitte Eintrittsgelder, gewährte Kredite und verhängte Bussgelder verzeichnen. Die Gesellschaft ahndete also auch Vergehen, meist Konflikte zwischen je zwei Beteiligten. Genauer lässt lediglich ein Eintrag erkennen, bei dem es um einen Angriff auf den Stubenknecht ging, der quasi als Wirt für die Gesellschaft fungierte: dem hatte ein gewisser Peter L. eine Kanne in den Bauch geworfen. Als Busse musste der Angreifer ein Pfund Wachs zahlen. Das Zahlungsmittel ist bezeichnend. Wachs als Beleuchtungsmaterial war schon seit Jahrhunderten als Abgabe im Zusammenhang mit Gaben fürs Seelenheil und Sünden etabliert. Wachskerzen wurden wohl nirgendwo in solcher Menge verbraucht wie in Kirchen. Die Wachsstrafen könnten durchaus in Kerzenform aus dem Gesellschaftshaus auf den Altar des heiligen Pantaleon in der Kleinbasler Pfarrkirche St. Theodor gewandert sein, jenen Altar, den die Gesellschaft Zum Rebhaus dort gemeinsam mit den beiden anderen Kleinbasler Gesellschaften unterhielt.

Ganz am Ende folgten im ›Heizgeldbüchlein‹ die Ausgaben (und verstreuten Einkünfte) der Gesellschaftsmeister und Untermeister. Für Gesellen, die sich unter dem Banner der Gesellschaft an Fehde- oder Kriegszügen beteiligten, wurde vor Ort Brot gekauft und bei der Rückkehr ein Mahl mit Fleisch bezahlt. Manchmal wurden der Kleinbasler Schultheiss – der Gerichtsherr Kleinbasels – oder der Leutpriester bewirtet. Mal war ein Fenster zu reparieren, mal ein Ofen, mal Tischtücher, Gläser und Teller zu kaufen. Regelmässige Ausgaben für ein Spalier weisen darauf hin, dass die Gesellschaft eigene Reben bewirtschaftete. Der ebenfalls verzeichnete Erlös für den davon geernteten Wein war so gering, dass man sich die Reben am ehesten an Laubengängen oder im Hof des Gesellschaftshauses vorstellen möchte, wo sie zugleich dem Namen der Gesellschaft Ehre machten.

Die mit Abstand häufigsten Ausgaben galten dem (Heiz-)Holz, das die Meister wohl mehrfach in Muttenz kauften. Dort ansässige Bauern wurden öfter für den Transport entlohnt. Sie brachten das Holz offenbar zum Rhein, denn auch Schiffsleute wurden bezahlt. Hinzu kamen Kosten für das Hauen und Tragen des Holzes und schliesslich für den Zoll. Das Heizen der Trinkstube brachte also einigen

52 «Heizgeldbüchlein» der Gesellschaft Zum Rebhaus, ca. 1489–1500. — Das «Heizgeldbüchlein» begann mit Mitgliederlisten, die den Eingang der Zahlungen fürs Heizen erfassen. Danach folgten andere Rubriken, darunter die «Überkumnisse», Übereinkünfte zur Tilgung von Schulden (im Bild). Am Beginn neuer Abschnitte eingeklebte Lederstückchen erleichterten das Nachschlagen: Wer hatte welche Busse zu zahlen, wer die Eintrittsgebühr abzustottern, was hatten die Meister ausgegeben? Das um 1900 so genannte «Heizgeldbüchlein» ist ein Zeugnis umfassender Selbstverwaltung. Unter den Ausgaben werden auch solche für «den Schreiber» aufgelistet. Wer war das, und wer konnte die Einträge lesen? Unbeantwortete Machtfragen.



Aufwand mit sich. Dabei war die Gesellschaft Zum Rebhaus alles andere als reich. Die immer wieder belegte Sorge ums Holz illustriert den enormen Stellenwert der Heizung in der Trinkstube. Die Gesellschaftshäuser waren nicht nur Begegnungszentren; im Winter dürften die beheizten Stuben gerade für ärmere Vorstadtbewohner, denen die Mittel zum regelmässigen Heizen und Kochen fehlten, auch Wärmestuben gewesen sein.

Aus dem «Heizgeldbüchlein» lässt sich auch ablesen, dass die Gesellschaft ihre Mitglieder in ganz verschiedene Beziehungen einband – zum Rat, zum Schultheissen, zum Leutpriester. Zugleich diente das Gesellschaftshaus als eine Art Erweiterung der individuellen Haushalte. Hierin standen die Gesellschaften den Zünften in nichts nach. Gewerbetreibende Mitglieder der Vorstadtgemeinschaften waren sicher auch Angehörige einer Zunft, doch anders als die Zünfte hatten die Vorstadtgemeinschaften ein räumlich bestimmtes Einzugsgebiet. Im Fall der Kleinbasler Gesellschaften wurde der Bezug auf den rechtsrheinischen Stadtraum noch verstärkt durch die Tatsache, dass dieser ein eigener Pfarrbezirk

war. Der Zusammenschluss der Gesellschaften in einer Bruderschaft, die an der Pfarrkirche St. Theodor einen Altar unterhielt,²³ akzentuierte die Bindung an die Pfarrkirche über das Kirchenrecht hinaus, denn hier ging es gerade nicht um rechtlichen Zwang, sondern um eine selbstgewählte Bindung der Bruderschaft, die sie grundsätzlich auch auflösen konnte.

Konvergenzen und Divergenzen:

Freiwillige und erzwungene Gesellschaft um St. Alban

In anderer Weise nachverfolgen lässt sich die Quartierbindung in der St. Alban-Vorstadt. Das Quartier war am Rhein stark durch Kanäle und Mühlen geprägt. Am Fluss, im Haus ‹Zum Esel›, befand sich auch die älteste belegte Trinkstube. Die oberhalb, heisst auf dem Berg wohnenden Leute, die ganz andere Interessen hatten, sahen sich in dieser Stube nicht vertreten. Nicht enden wollende, im Einzelnen nicht zu fassende Streitigkeiten zwischen beiden Parteien brachten 1486 den Prior von St. Alban dazu, auf die bis dahin ausgeübten Gerichts- und Aufsichtsrechte in der Vorstadt zu verzichten. Er legte sie in die Hände des Rats. Dieser beschaffte für die Vorstadtgesellschaft einen neuen Sitz im Turm beim Lindbrunnen, der aber schon 1492 ausbrannte. In der Folge bezog die Gesellschaft das Haus ‹zum Tolden›, nach dem sie sich bald ‹Zum hohen Dolder› nannte.

Im Zuge der Neuordnung der Gesellschaft ordnete der Rat an, alle nichtzünftigen Vorstadtbewohner müssten dort Mitglied werden, und erliess 1492 für sie eine umfassende Ordnung: Alle Nichtzünftigen mussten sich an Wach- und Kriegsdienst beteiligen. Witwen, Näherinnen und «dergleichen Leute» hatten anstelle des Dienstes eine Gebühr zu entrichten. Die Gesellschaft sollte auch dafür sorgen, dass die Brunnen sauber blieben. Der Rat regelte die Wahl der Meister und erliess eine Stubenordnung. Beschimpfungen, Schlägereien und Messerzücken waren verboten, an Festtagen auch das Spielen und Fluchen.²⁴

Am Fall der Gesellschaft Zum hohen Dolder lassen sich die Zusammenhänge zwischen dem physischen, dem sozialen und dem rechtlichen Raum gut konturieren. Die Interessenkonflikte zwischen den Leuten am Kanal (dem St. Alban-teich) und am Hügel gingen letztlich auf die Topografie und das davon geprägte Gewerbe zurück. Der Rat hatte wiederum andere Interessen, nämlich die Vorstadtgesellschaft in die städtische Verteidigung und andere Aufgaben einzubeziehen. Ausserdem spielten alten Rechte des Klosters St. Alban eine Rolle. Was daraus ersichtlich wird, dass der Rat der Gesellschaft alle Gebühren für die Ablösung des Wach- und Kriegsdienstes in einem Raum weit über die Vorstadt hinaus zusicherte.

Dieses Gebiet aber entsprach dem der alten Rechte von St. Alban links des Rheins und ebenso dem korrespondierenden Pfarrbezirk [2]. Daran anzuknüpfen, gebot vielleicht die damalige finanzielle Not der Gesellschaft, die in kurzer Folge zweimal umziehen musste.

Die Auseinandersetzungen um die Vorstadtgesellschaft von St. Alban waren vielleicht besonders gravierend, doch dürften Konflikte innerhalb der Vorstadtgesellschaften und ebenso innerhalb der Zünfte kaum eine Ausnahme gewesen sein. Schliesslich waren Zünfte und Gesellschaften auch Institutionen, die Konflikte niederschwellig kontrollierten und Sanktionsmöglichkeiten gegen gewalttätige Mitglieder in Händen hatten. Der Stolz über die eigene Gesellschaft, der über Wappenscheiben oder an Altären in Szene gesetzt wurde, ist deshalb nicht als reine Schauseite aufzufassen. Denn auch Konflikte, ebenso wie die Kontrolle von Konflikten, verstärken soziale Beziehungen. Aber während eine erhaltene Inschrift bis heute vom Zunftstolz spricht, sind Konflikte und Solidaritäten, die sich in den Trinkstuben entfalteten, in den seltensten Fällen aufgezeichnet worden.

Die Hohe Stube und die aristokratische Basler Gesellschaft

Exklusive Trinkstuben waren keine Erfindung der Zünfte. Auch die Aristokratie hatte sie, und zwar schon seit dem 13. Jahrhundert. Deren älteste lag im Haus «zur Mücke» (Schlüsselberg 14), nur ein paar Schritte vom Münsterplatz.²⁵ Hier verkehrten vor allem die adligen Geschlechter. Bald trat die Trinkstube im Haus «zum Brunnen» (Petersberg 1) hinzu, wo sich vor allem Achtburger versammelten, jener Zirkel von Bürgern, die aus ihren Reihen acht «burger» in den Rat entsandten. Eine weitere Stube wurde im Haus «zum Seufzen» (Stadthausgasse 4–8) eröffnet, wo wenigstens zeitweise Adlige und Achtburger gleichermassen verkehrten.²⁶ Diese Aufteilung der aristokratischen Stuben, die gemeinsam unter dem Namen Hohe Stube firmierten, war keine strikte und so veränderlich wie die Aristokratie selbst. In den drei Jahrhunderten vor der Reformation änderte sich der Bestand an führenden Geschlechtern wesentlich dynamischer als danach.²⁷

Phasenweise sammelten sich in der «Mücke» und im «Seufzen» regelrecht verfeindete Parteiungen des städtischen (teils auch ländlichen) Adels, die allerdings ihrerseits keine langfristig stabilen Blöcke bildeten. Reibereien um Einfluss im Rat, Loyalitäten gegenüber regional bedeutenden Fürstenhöfen – der Basler Bischöfe, habsburgischer Herzöge und anderer – oder strittige Erbsprüche schufen immer wieder aufbrechende Konflikte, die zweifelsohne innerhalb der Stuben und phasenweise zwischen ihnen ausgetragen wurden. In den aristokratischen

Trinkstuben wurde auch ausgehandelt, wer Sitz im Rat nehmen oder dem Basler Bischof als Bürgermeister vorgeschlagen werden sollte. Die Stuben hatten also, ebenso wie jene der Zünfte, für die Verteilung, Ausübung und Weitergabe von Machtpositionen enorme Relevanz.

Schon im frühen 15. Jahrhundert löste sich die älteste adlige Stube im Haus «zur Mücke» auf. Das Haus wurde vom Rat übernommen, um hochrangige Gäste zu bewirten und Feierlichkeiten abzuhalten. Konzilsgäste, die über einen Basler «Stadtpalast» berichteten, meinten damit sehr wahrscheinlich das Haus «zur Mücke».²⁸ Die Übernahme der adeligen Trinkstube durch den Rat steht sinnbildlich für die abnehmende Bedeutung des Adels in der Stadt. Zwar sass er schon länger gemeinsam mit Achtburgern und Zünften im Rat, beharrte aber auf dem Privileg, einen Ritter als Bürgermeister zu stellen. Dieser Anspruch war im 15. Jahrhundert schwieriger zu erfüllen, auch deshalb, weil immer weniger Basler Adlige den Rittertitel führten.

Die Unterscheidung von Adel, Achtburger und Zünften orientiert sich an wichtigen Kategorien der Zeitgenossen. Sie ist allerdings nicht mit einer sozialen Schichtung gleichzusetzen. Auch in den Zünften gab es mächtige Männer, welche die Zunft verlassen und in die Hohe Stube aufgenommen werden konnten. Ein bekanntes Beispiel ist der 1379 als Apothekerssohn geborene Henman Offenburg, dessen Karriere als Bankier und Diplomat ihm einen kaiserlichen Wappenbrief und die Ritterwürde einbrachte.²⁹ Der wohl letzte dieser neuen Basler Ritter war Heinrich Meltinger, der 1512 von der Hohen Stube in den Rat entsandt wurde. Er war der Sohn des Basler Kaufmanns und Zunftmeisters der Schlüsselzunft Ulrich Meltinger und amtierte ab 1522 viele Jahre als ritterlicher Bürgermeister.

Heinrich Meltingers Karriere war gut vorbereitet: Studium, Solddienst, Ehe mit einer Basler Junkerstochter, Übernahme erst der bischöflichen Vogtei Birseck, später der städtischen Vogtei Waldenburg – all das hatte er vorzuweisen, um in die Hohe Stube aufgenommen zu werden.³⁰ Ein Blick auf seinen Vorgänger im Bürgermeisteramt verdeutlicht indessen, dass die Hohe Stube damals schon stark an Bedeutung verloren hatte. Meltinger war als Bürgermeister kein Ritter vorangegangen, sondern ein Zunftmeister – der in der Zunft zu Hausgenossen sitzende Münzwechsler Jakob Meyer zum Hasen. Als erster zünftischer Bürgermeister steht er in der Basler Stadtgeschichtsschreibung für den Durchbruch des «Zunftregiments» im Rat. Aber dieser «Zünfter» besass neben dem Haus «zum Hasen» in der Stadt seit 1508 auch einen repräsentativen Landsitz, ein Schlösschen in Gundelringen.³¹ Er war ein Aristokrat, wenn auch kein Adliger. Die Übernahme hoher städtischer Ämter blieb ein Merkmal der gewandelten städtischen Aristokratie.

Städtischer Raum als Arena – Wettkämpfe, Feste, Prozessionen

Anders als die Gesellschaftshäuser mit ihren abgegrenzten Mitgliederkreisen teilte sich grundsätzlich die gesamte Stadtbevölkerung den öffentlichen Raum – vor allem Gassen und Plätze, die allen zugänglich waren. Allerdings gaben diese Räume im Jahresverlauf immer wieder eine Bühne für spezifische Aufführungen, mit denen städtische Hierarchien und Ordnungen demonstriert oder auch infrage gestellt wurden.

Der Münsterplatz als Bühne der Aristokratie

Zu den vom städtischen Adel gestalteten Inszenierungen im städtischen Raum gehörten vor allem die Turniere. Als Arena für diese Schaukämpfe diente der Münsterplatz. Dort präsentierten sich die adligen Ritter als exklusives Kollektiv von kampfgewandten und hochgerüsteten Männern. Eines der Basler Turniere ist unter dem Namen ›böse Fasnacht‹ in die Geschichte eingegangen. Es fand zur Fastnacht 1376 statt. Höchster Gast war der habsburgische Herzog Leopold III., der sich in den Jahren zuvor mit dem Basler Bischof gegen die Stadtgemeinde verbündet und im Gegenzug Kleinbasel als Pfand erhalten hatte. Vielleicht gezielt provoziert seitens antihabsburgischer Kräfte endete das Turnier in Tumult, Todschlag und Arrestierung einer ganzen Reihe Adliger durch aufgebrachte Basler Bürger. Leopold konnte nach Kleinbasel fliehen und später die schwere Bestrafung der ganzen Stadt durchsetzen.³² Die ›böse Fasnacht‹ ist ein typischer Fall symbolischer Kommunikation: der mit dem Ritterspiel auf dem Münsterplatz demonstrierte habsburgische Herrschaftsanspruch wurde mit gewalttätiger Ablehnung beantwortet. Ein gestörtes Ritual, eine ›böse Fasnacht‹ also. Auf diese und andere Erfahrungen mit der Eskalation von Turnieren antwortete der Basler Rat mit Sicherheitsvorkehrungen. Die Stadt wurde abgeriegelt, bewaffnete Wachen patrouillierten und hielten nach Möglichkeit die einfache Bevölkerung auf Abstand.³³

Über die Ehre der turnierenden Ritter wachten die Damen, die als Gäste des Turniers unentbehrlich waren. Im Minnesang – der seit dem 13. Jahrhundert in Basel gepflegt wurde – wurden Frauen, in deren Dienst ein Ritter Heldentaten vollbrachte und für die er dichtete, als umworbene, unberührbare Herrinnen stilisiert. Die Turniere setzten sie als Richterinnen über männliche Ehre in Szene. Eine detaillierte Schilderung darüber verfasste für seine Landsleute in der Heimat ein

aus Spanien stammender Gesandter, der 1436, während des Basler Konzils, ein Turnier in Schaffhausen besuchte. Der Spanier beschrieb auch das Ritual der Helmschau, bei dem Frauen die Ehre der Helmträger angreifen konnten: «Vom Turnierplatz begab sich von den Damen, wer Lust hatte, in den Saal, um die Helme zu betrachten. Und da bezeichnete eine jede den Helm des Ritters, über den sie Klage zu führen hatte. Zugleich hielten sie Nachschau, ob Helme von Leuten da wären, die nicht am Turnier teilnehmen durften, und fanden auch einen ... es ist, müsst Ihr wissen, wie es scheint, der Sohn eines sehr reichen Basler Bürgers und er hat wegen seines Reichtums eine Gräfin zur Frau genommen.» Auf Geheiss der Damen wurde der Helm nun öffentlich in den Dreck geworfen. Er gehörte dem Basler Henman Sevogel.³⁴ Dessen Gemahlin war zwar nicht wirklich eine Gräfin, aber eine geborene von Eptingen. Sie stammte aus jenem Zweig des Geschlechts, das (neben nahe gelegenen Burgen) den Basler Eptingerhof beim Münsterplatz innehatte (Rittergasse 12). Beim Turnier wurde Henman Sevogel öffentlich klar gemacht, dass seine Ehe nicht ausreichte, um sich dort unter die Ritter zu mischen. Ein anderer Basler Teilnehmer wurde nicht ganz so drastisch behandelt: Er wurde zwar verprügelt, da er eine «Bürgerliche» geheiratet hatte, durfte aber am Turnier teilnehmen.

Ablehnung gegenüber nicht standesgemässen Ehen zu demonstrieren, war auf Turnieren schon seit dem späteren 14. Jahrhundert üblich. Dazu trugen auch Turniervesellschaften bei, in denen sich Ritter zusammenschlossen. In Basel hatten sich schon im 13. Jahrhundert die Gesellschaften der habsburgisch orientierten Sterner und der bischofstreuen Psitticher formiert, die sich aber im 14. Jahrhundert auflösten. An ihre Stelle traten regionale Turniervesellschaften wie etwa die zum Fisch und Falken [35].³⁵ Die Turniervesellschaften machten nun häufiger Herkunft aus adligem Geschlecht zur Aufnahmebedingung oder sogar die Abkunft von vier adligen Grosseltern.³⁶ Der spanische Gesandte berichtet dementsprechend: «Niemand durfte eine Dame zum Tanz auffordern ausser untadeligen Ritttern mit reinem Geblüt von allen vier Grosseltern her.» Der Fall Gredannas von Eptingen und Henman Sevogels steht also für die verstärkte Abgrenzung zwischen Adel und Nichtadligen. In diesem Zusammenhang waren die Inszenierungen der Turniere nur eine soziale Praxis neben anderen, hier etwa der Eheschliessung. Wieder eine andere war die Auszeichnung im wirklichen Kampf. Und so wurde Henman Sevogel in Basel nicht auf Dauer als gedemütigter Möchtegern angesehen, sondern konnte sich als Held erweisen. 1444 vom Basler Rat zum Hauptmann eines Aufgebots aus den Ämtern Liestal und Waldenburg ernannt, kam er in der Schlacht bei St. Jakob zu Tode (vgl. S. 294 f.).³⁷

53 «Walther von Klingen», Miniatur im Codex Manesse, um 1300, fol. 52 (beschnitten). —

Die in Zürich hergestellte Liederhandschrift gibt der abgebildeten Miniatur die Überschrift «her Walther von Klingen». Der dem Minnesang ergebene Adlige musste erleben, dass alle seine Söhne vor ihm starben. Im Anschluss förderten die Hinterbliebenen freigiebig einen Frauenkonvent, der ihren Namen im Kleinbasler «Klingental» am Leben halten sollte. Die Miniatur zeigt Walther im Turnier und setzt auch Frauen in Szene, die das Turnier sichtlich engagiert mitverfolgen – denn das war ihre Pflicht.



Die Tendenz zur stärkeren Abgrenzung des Dienstadels gegen bürgerliche Aufsteiger lief in der eidgenössischen Region parallel zu dessen zunehmendem Bedeutungsverlust – in der Stadt und in der werdenden Schweiz. Dazu trug der weitreichende Zusammenbruch der habsburgischen Herrschaft im eidgenössischen Gebiet bei, im Falle Basels aber auch der geringe Erfolg des Basler Bischofs bei der Ausbildung eines fürstlichen Territoriums. Denn obwohl der Adel immer auch in Konkurrenz zu den Fürsten stand, lagen im Dienst für den Fürsten seine grössten Chancen. Der Basler Bischof jedoch, dessen Rechte die Stadt seit dem späten 14. Jahrhundert mehr und mehr aufkaufte, konnte sich an Bedeutung nicht mit den grossen Fürstentümern messen.

Für den Bedeutungsverlust des Adels spielte daneben das Heranwachsen einer bürgerlichen Aristokratie in den Städten eine Rolle. In den alten Führungspositionen beim Schutz der Stadt, in Verwaltung, Kontrolle und Gericht konnte der Adel im 15. Jahrhundert nicht mehr höhere Kompetenzen als bürgerliche Amtsinhaber behaupten. Der Vorrang an Ehre schrumpfte auf die Herkunft, die nun umso sorgfältiger demonstriert und kontrolliert wurde. Die ältere Offenheit adliger Geschlechter für Eheverbindungen mit reichen Bürgerlichen ging zurück, ebenso der Zuzug Adliger vom Land in die Stadt. Damit kam der jahrhundertelange Wechsel adliger Geschlechter zwischen Stadt und Land zu einem Ende.

Auf dem Basler Münsterplatz wurde das letzte Turnier im Jahr 1491 abgehalten. 1521 beschloss der Rat, dem Bischof die Eidesleistung nach der Ratswahl aufzusagen, die bisher im Beisein der Stadtgemeinde alljährlich auf dem Münsterplatz vollzogen worden war. Als mit der Reformation auch noch das Domkapitel ins katholische Freiburg im Breisgau abziehen musste, war der Platz gründlich gereinigt von der alten Herrschaft, vom Adel und von den geistlichen Herren. Eine nunmehr ausschliesslich städtische, bürgerliche Aristokratie übernahm die Chorherrenhöfe und das Münster. Die Turniere wichen den städtischen Schützenfesten, die in Basel nicht beim Münster, sondern auf dem Petersplatz ihren Ort hatten.

Das Reich des Teufels und die christliche Stadt: Fastnacht und Fronleichnam

In theologischer Symbolik liess sich die Zeit vor dem Fasten im Anschluss an den Kirchenvater Augustinus als die Zeit der Gottlosigkeit, als teuflisch korruptierte Zeit deuten, der die Fastenzeit als Symbol für das Gottesreich gegenüberstand.³⁸ Abseits der theologisch-liturgischen Zusammenhänge fungierte die Fastnacht anfänglich vor allem als Zinstermin, an dem Abgaben verschiedener Art zu leisten waren. An den Zinstermin lagerten sich üppige Mähler an, bei denen man besonders solche Vorräte aufbrauchte, die in der Fastenzeit ohnehin nicht mehr verzehrt werden durften. Erst die Tänze und Feste, die sich wohl seit dem 13. Jahrhundert ans Gelage anschlossen, machten die Fastnacht dann zu einem Grossereignis im Jahreslauf. In dieser Charakterisierung ist die Fastnacht zuerst in den Städten des 14. Jahrhunderts belegt.³⁹

Die Fastnachtszeit lässt sich ebenso als eine gestreckte Phase in der dunklen Jahreszeit beschreiben, die auch Feste am Nikolaus- oder am Dreikönigstag umfasste. Am eigentlichen Fastnachtstermin kulminierte das mehrtägige Feiern in festlich-fröhlichem und auch aggressiv-normbrechendem Verhalten. In den



54 Wilde Leute auf der Hirschjagd, Wirkteppich (Detail), um 1468. — Entrücktes Spiegelbild aristokratischer Kultur: Der Wirkteppich zeigt wilde Leute – menschenähnliche, aber gänzlich behaarte und meist im Wald lebende Phantasiewesen – auf der Hirschjagd. Dabei war diese gänzlich aristokratische Praxis einfachen Leuten verboten. Doch die vorgeblich Wilden sind zahm (Rapp; Stucky-Schürer 1990), vom sorgsam errichteten Haus über

die Jagdwaffe bis zum verzierten Hundehalsband prägt gehobene Kultur das Bild. Dass die Frau ihren Mann auf die Jagd nach etwas Wildem schickt, ist zugleich eine erotische Konnotation. Der Teppich wurde um 1470 aus Anlass der Hochzeit des Basler Bürgermeisters Hans von Flachslanden mit Barbara von Breitenlanden angefertigt, wie beigegebene Wappen ausserhalb des hier gezeigten Ausschnitts verdeutlichen (Schubring 1995, S. 80–83).

Zunft Häusern schmausende und tanzende Leute wurden von Eindringlingen mit Lärm und Radau gestört, verkleidete Gestalten forderten geistergleich Kuchen, und manchem konnte es geschehen, mit einem Aschesack geprügelt oder aus dem Haus gezerrt und in einen Brunnen geworfen zu werden. Männer konnten in Frauen-, Frauen in Männerkleidern umherziehen. Im Laufe des 15. Jahrhunderts brach sich bei den winterlichen Festen die Verwendung von Masken Bahn. In Basel etablierte sich besonders die Verkleidung und Maskierung als Bock (der auch für den Teufel stehen konnte), als Narr (der auch den Tod meinte), als Wilder Mann und als Meier, womit man auf das vermeintlich Tölpelhafte der Dorfbevölkerung abhob.⁴⁰ Von einem Turnier in der Konzilszeit wird von maskierten Tänzern berichtet und von Leuten, «die wie Wilde gekleidet waren mit langen, bis zum Boden herabfallenden Haaren, halb rot, halb grün [...]»⁴¹ Die Beschreibung erinnert an



55 Büstenreliquiar des heiligen Pantalus, um 1270. — Pantalus wurde seit dem 12. Jahrhundert als Basler Bischof verehrt, dessen Lebenszeit man ins 5. Jahrhundert datierte. Um 1270 gelang es, für den Basler Domschatz Reliquien des Heiligen aus Köln zu beschaffen. Pantalus wurde neben Maria zum zweiten Patron des Münsters. Das umgehend angefertigte Reliquiar mit einer Kopfpartie aus vergoldetem Kupfer- und Silberblech verschaffte dem darin präsenten Heiligen eine Aura der Erhabenheit. Die Pantalusbüste wurde regelmässig bei Prozessionen mitgeführt, wohl auch zu Fronleichnam, denn der Domkaplan hielt um 1500 für diese Prozession fest: Die schwersten Reliquien, nämlich die Häupter der Heiligen, sollten die jungen Kapläne tragen. Das Tragen verlangte auch der Büste selbst einen Preis ab, ist doch die Vergoldung an den Schultern deutlich abgerieben (Fehlmann 2019).

die wilden Leute, die in der oberrheinischen Teppichwirkkunst – dem sogenannten Heidnischwerk – damals ein beliebtes Motiv waren.⁴²

Ihre besondere Attraktivität bezogen Fastnachtsbräuche aus ihrer Mehrdeutigkeit. Das Küchli-Heischen konnte ein fröhlicher Besuch bleiben, sexuelle Übergriffe einleiten oder in Heiratsversprechen münden; das Brunnenwerfen die Taufe eines Zunftneulings oder Rache an einem Nachbarn sein. Die Fastnachtsbräuche schillerten zwischen geduldeter Fröhlichkeit, Freude an Grenzüberschreitungen und immer auch Aggressionen oder Selbstjustiz. Ihre Unwägbarkeit machte die Bräuche bald zu einem Feld obrigkeitlichen Handelns, das Fest der Unordnung wurde eingehegt. Manche Aktivitäten unterstützte der Rat, so etwa 1423 ein Fastnachtsspiel der Schneider und eines der Druckergesellen im Jahr 1511.⁴³ Solche szenischen Darbietungen, oft von Gesellen, griffen komödiantisch beliebte Themen auf, allem voran moralische Verfehlungen. Andere Bräuche, darunter das

Brunnenwerfen und die Fastnachtsfeuer, verbot der Rat und drohte mit Strafen bis hin zur Verbannung. Auch kirchliche Autoritäten kritisierten seit dem 15. Jahrhundert die Fastnachtsbräuche zunehmend als gottlos. Angesichts der Bemühungen in dieser Zeit um die Kirchenreform verwundert das nicht. Die Reformatoren wollten das vollständige Verbot der Fastnacht, blieben damit in Basel aber letztlich erfolglos. Erst nach der Reformation und in einem gestreckten Prozess konnte die Fastnacht in Basel vom religiösen Bezug unabhängig und zur lokalen Tradition werden – eben zur «Basler Fasnacht».

Zeichnete sich die Fastnacht durch Unordnung und Vieldeutigkeit aus, war das ganz anders bei ihrem Gegenfest: Fronleichnam (Leib des Herrn). Das Fest, in den Jahrzehnten um 1300 von der Kirche eingeführt, verbreitete sich im Verlauf der folgenden Jahrzehnte und ist seit dem 14. Jahrhundert auch in Basel belegt. Im Mittelpunkt des Festes stand der Dank für das Opfer Christi, angekündigt beim letzten Abendmahl am Gründonnerstag, vollzogen bei der Kreuzigung und versinnbildlicht in Brot und Wein bei der heiligen Messe (Eucharistie). Für das 15. Jahrhundert ist der Ablauf des Festtages aus verschiedenen Quellen bekannt. Er begann mit einer Messe im Münster, in deren Anschluss sich auf dem Münsterplatz ein Grossteil der Basler Bevölkerung zu einer Prozession versammelte. An der Spitze ging die (männliche) Geistlichkeit, gefolgt von den Vertretern der Zünfte und der übrigen Bevölkerung.⁴⁴

Die Fronleichnamsprozession war die prächtigste der im Jahreslauf stattfindenden Prozessionen, bei der die Heiltümer (Reliquien von Heiligen) der verschiedenen Kirchen mitgeführt wurden. Festmähler im Zunfthaus, die auf die Prozession folgten, sind im «Kuchibuch» der Safranzunft seit 1466 überliefert. Der Koch veranschlagte fünfzig Gäste, die mit Reisbrei und einem halben Huhn bewirtet wurden. Das Rechnungsbuch listete auch Ausgaben für die Kerzen der Zunftvorstände auf, welche diese von ihnen beigegebenen Dienern bei der Prozession präsentieren liessen.⁴⁵ Der Konzilsgesandte Andrea Gattaro, der eine solche Prozession miterlebte, berichtete von mit frischem Gras bestreuten Strassen. Die Fenster seien geschmückt gewesen mit farbigen Vorhängen (womöglich Heidenischwerk), und während des Umzugs hätten achthundert Lichter gebrannt.⁴⁶ Dem Rat stand in der Prozession kein eigener Platz zu – es brauchte ihn nicht. Denn an Fronleichnam präsentierte sich die Stadt als Heilsgemeinschaft, angeführt von der Geistlichkeit, unter dem Schutz ihrer Heiligen und des Gottessohns. Auch die Zünfte akzentuierten mit den Kerzen ihren geistlichen, bruderschaftlichen Charakter. Die Prozession hob die Einheit der Stadt im Glauben auch damit hervor, dass der Weg durch alle Pfarrsprengel führte.

Räume für Differenzen – Zeiten der Ausgrenzung

Zünfte und Gesellschaften, Pfarrkirchen und Bruderschaften – in einer grösseren Stadt wie Basel waren die Menschen Mitglied in vielen Institutionen. Dazu kamen noch, nicht erst im 15. Jahrhundert, verschiedene gelehrte oder spirituelle Kreise, von denen die weit über die Stadt hinausreichenden humanistischen Netzwerke nur die bekanntesten sind – denen aber speziell von der Aristokratie getragene Kreise vorausgingen, die Minnesang oder mystische Praktiken pflegten. Die Vielzahl der Vereinigungen und Institutionen war ein entscheidender Unterschied zwischen dem Leben in Basel und dem auf dem Dorf, und sie verschaffte den Menschen in der Stadt beträchtlich mehr Wahlmöglichkeiten. Ein Effekt der multiplen Mitgliedschaften war, dass das städtische Leben viel öfter von Beziehungen geprägt war, die nebeneinander bestanden und sich gerade nicht übereinanderlegten und gegenseitig verstärkten. Das dichte Zusammenleben auf engem Raum trat hinzu und erzeugte schon im vormodernen Basel neben zahllosen persönlichen Beziehungen eine gewisse Anonymität und schwache Bindungen: auch Menschen, die sich nur flüchtig oder gar nicht kannten, teilten sich die Stadt.

Miteinander und Nebeneinander: der Petersplatz

Ein Ort, den dieses Nebeneinander besonders geprägt haben muss, war der Petersplatz. Seine Funktion war ebenso unbestimmt wie sein Name, der 1286 zum ersten Mal auftaucht: «der Platz». Daneben blieb die Bezeichnung «Garten von St. Peter» geläufig. Der Boden war im 13. Jahrhundert im Besitz der Chorherren der Peterskirche, die ihn wohl als Garten nutzten, bis sie ihn 1277 mit Bäumen bepflanzen liessen. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte wurde ein öffentlicher Platz daraus. Der gehörte nun ebenso wie die Gassen und Marktplätze, oder auch der Birsig, zur städtischen Allmend.⁴⁷ Basel erhielt mit dem Petersplatz eine spezifisch städtische Grünanlage – einen Park *avant la lettre*. Vielleicht ist es kein Zufall, dass etwa zur selben Zeit in Zürich mit dem Lindenhof ein ähnlicher Ort geschaffen wurde.

In seiner Beschreibung Basels aus den 1430er-Jahren schwärmte Konzilssekretär Enea Silvio Piccolomini von den Rasenflächen in der Stadt, wo man in Sommer Zuflucht vor der Hitze finde, weil die Bäume schon in zartem Alter in die Breite gezogen würden. Ob das am Petersplatz so war, sei dahingestellt, doch was der junge Humanist im Folgenden berichtet, vermittelt einen Eindruck davon, was

56 Basler Meister, «Drache» und «Widder», 1474. —

Das Zeughaus, fertiggestellt im Jahr 1440, wurde 1474 mit Wandmalereien versehen, welche die Positionen der städtischen Geschütze festhielten. Die Geschütze trugen Namen wie Rennerin, Drache oder Widder. Letzteren zeigt der abgebildete Ausschnitt. Das beigegegebene Spruchband lässt ihn verkünden: «Ich heiß der wider, min starck schießen hilfft machen friden» (KDS BS, Bd. 5, S. 134). Das separat laufende dunkle (rote) Band aus der Zeit um 1440 verzeichnete die Namen der Ratsherren, denen die Basler Bevölkerung den Neubau zu verdanken hatte.



sich auf dem Platz alltäglich abspielte: «Hier finden sich die jungen Leute ein, wenn sie etwas feiern und dabei tanzen und spielen wollen. Hier wetteifern sie im Laufen, Ringen und Entsenden des beschwingten Pfeils; hier reiten sie Pferde zu [...]; andere schleudern den Speer, manche stossen Steine, um ihre Kraft zu zeigen [...] Wer sonst noch da ist, singt oder flicht Kränze für die Spielenden. [...] Auch Frauen kommen häufig auf die Wiesen, tanzen Reigen und unterhalten sich mit Gesang und Lautenspiel [...]» Später, in einer überarbeiteten Fassung seiner Basler Stadtbeschreibung, schrieb Piccolomini, allein schon diesem Treiben zuzuschauen, sei «ein köstlicher Genuss».⁴⁸

In eleganter, stilisierter Darstellung zeichnete der Humanist aus Italien ein Nebeneinander recht verschiedener Menschen: Männer und Frauen, Jugendliche und ihre Zuschauer. Hinter denen, die Pferde trainierten, dürften sich Männer aus aristokratischen Häusern verborgen haben, während die Übung im Armbrustschiessen ein spezifisch städtisches Phänomen war.⁴⁹ Im Gegensatz zu den Stuben mit ihren exklusiven Teilöffentlichkeiten bot der Petersplatz Raum nicht nur für das alltägliche Miteinander, sondern eben auch für das Nebeneinander von Menschen, die sonst wenig miteinander zu tun hatten. Diese Art von schwacher Inklusion, die keine Zugehörigkeit voraussetzte, sondern Gesellschaft als weit geöffneten Raum von Geselligkeit präsentierte, machte den Petersplatz zu einem urbanen Ort par excellence.

Noch während des Konzils, dem Basel die wohlwollende Stadtbeschreibung des späteren Papstes verdankte, begannen am Petersplatz Bauarbeiten für ein

Lagerhaus, das die gesamte Westflanke des Platzes einnehmen würde. Das Gebäude sollte als Kornspeicher und Waffenlager dienen, aber auch den städtischen Werkhof vergrössern, der dort seit dem 14. Jahrhundert angesiedelt war. Anlass für die Projektierung gaben zwei Ereignisse: eine Missernte 1437, die ein zusätzliches Kornhaus nahelegte, und die Präsenz von marodierenden Söldnern (Armagnaken) in der Umgebung, die den Ausbau der Verteidigungsmittel zum Gebot der Stunde machte. Dass zugleich das Konzil tagte, dürfte die Pläne beflügelt haben. Abseits von der damaligen Konstellation waren Korn- wie Zeughäuser über einzelne Anlässe hinaus Gebäude «für den gemeinen Nutzen» und damit auch Repräsentationsbauten. Obwohl das Gebäude den Platz selbst nicht veränderte, fügte es dem Ort buchstäblich eine obrigkeitliche Flanke hinzu. Daran knüpfte der Rat an, als er auf dem Petersplatz im Jahr 1501 den Bund mit der Eidgenossenschaft beschwören liess (vgl. S. 281 f.).

Nachbarn und Feinde: Die Basler Juden

Die Errichtung des Zeughauses um das Jahr 1438 war nur möglich, weil vernichtet worden war, was sich zuvor auf dem Gelände in der Nachbarschaft des Petersplatzes befunden hatte: der jüdische Friedhof. Zu Zeiten des Konzils war der jüdische Friedhof nicht mehr sichtbar. Schon damals nahmen Besucherinnen und Besucher aber von den jüdischen Grabsteinen Notiz, die mittlerweile in der Stadtbefestigung verbaut worden waren. Nicht nur diese Steine hielten die jüdische Gemeinde nach ihrer Auflösung im Jahr 1397 präsent. Das Interesse für alte Sprachen, das mit dem Humanismus Fahrt aufnahm, bezog auch das Hebräische mit ein. Als frühes Zentrum des Buchdrucks und als Universitätsstadt zog Basel schon vor der Reformation Gelehrte an, die Hebräisch lehren konnten oder lernen wollten.⁵⁰ Auf dieser Grundlage entstand hier bald eine regelrechte Hebraistik. Auch das in jüdischen Kreisen gepflegte medizinische Wissen wollte der Rat nicht missen und bestellte noch bis 1410 jüdische Experten zum Stadtarzt.⁵¹ Ausserdem ist damit zu rechnen, dass wie in Strassburg auch in Basel trotz Auflösung der Gemeinde weiterhin Juden in die Stadt kamen, um hier zu handeln.⁵²

Der erste jüdische Friedhof Basels lag unmittelbar ausserhalb der älteren Stadtmauerringe aus dem 11. und 13. Jahrhundert. In diese Zeit ist auch die Anlage des Friedhofs zu datieren, der im frühen 13. Jahrhundert nachweislich bestand, wahrscheinlich aber deutlich älter war.⁵³ Der Friedhof befand sich zwischen dem Garten von St. Peter und dem Kloster Gnadental in der Spalenvorstadt. Die meisten jüdischen Häuser und auch die Synagoge lagen hangabwärts im

Gebiet der Gerbergasse, in einer früh verdichteten und stark von Handel und Handwerk geprägten zentralen Zone beim Kornmarkt. Der Weg von dort zum Friedhof führte entweder über das (heutige) Totengässlein, über das die Leichname von christlichen Verstorbenen aus dem Kirchspiel von St. Peter zu ihrer Pfarrkirche hinaufgetragen wurden, oder über den Spalenberg, eine der grossen Verkehrsadern. Jüdische Bestattungszüge waren so oder so für die christliche Bevölkerung regelmässig wahrzunehmen, auch wenn das Friedhofsgelände eingefriedet und wohl bald durch eine umlaufende Mauer den Blicken entzogen war. Die zweite jüdische Gemeinde durfte den älteren Friedhof nicht mehr nutzen. 1394 erwarb sie dafür ein anderes Gelände, löste sich aber wenige Jahre später auf und verliess Basel.⁵⁴

Ein Unterschied zwischen christlichen und jüdischen Bestattungen lag darin, dass die Errichtung von Grabsteinen bei letzteren sehr verbreitet, bei ersteren die Ausnahme war. Jüdische Grabsteine wurden ebenso wie christliche aus den in der jeweiligen Region verbreiteten Gesteinsarten hergestellt und hatten eine einfache Grundform. An den erhaltenen Basler Steinen fällt auf, dass sie in nahezu fehlerfreiem Hebräisch gearbeitet und die Buchstaben teils sehr individuell ausgearbeitet

Basler Häuser im Besitz der jüdischen Bevölkerung bis 1349



57 Vor dem Hintergrund des Löffelplans von 1862 sind hier Liegenschaften verzeichnet, die bis zur Auslöschung der ersten Gemeinde in jüdischem Besitz waren (Daten: Roger Harmon, Basel). Die jüdische Bevölkerung lebte demnach in zentraler, marktnaher Lage. Die Angehörigen der zweiten jüdischen Gemeinde, die seit den 1360er-Jahren und bis 1397 in der Stadt lebten, erwarben Häuser in derselben Zone. Synagoge und Friedhof mussten sie allerdings verlegen, Letzteren in die Äschenvorstadt (nicht im Kartenausschnitt).

- Sichere Lokalisierung
- Unsichere Lokalisierung
- Jüdischer Friedhof
- 1 Synagoge erste Gemeinde
- 2 Synagoge zweite Gemeinde

Ecclesia triumphans: Judentaufen und Mirakel während des Basler Konzils

Im Juli 1435 kam es in Basel zu einem Wunder: Wenige Tage zuvor war der Jude Ychel wegen Diebstahls zum Tod durch den Strang verurteilt worden. Dem damaligen Brauch folgend wurde er kopfüber an den Füßen und mit einem wilden Hund an seiner Seite aufgehängt. In dieser qualvollen Position bat Ychel bald, getauft zu werden, um als Christ eine rasche und würdigere Hinrichtung zu erhalten. Während der Taufe kam es zum Wunder: Als Ychel – noch immer kopfüber am Galgen hängend – den Namen der Jungfrau Maria ausrief, zerbrachen die Fesseln an seinen Händen, fielen von ihm ab, und der wütende Hund an seiner Seite beruhigte sich augenblicklich. Dankbar faltete Ychel die Hände und pries Maria für ihre Gnade.

Der Priester, der die Taufe vollzogen hatte, informierte umgehend einige Delegierte des Konzils, darunter den Bischof von Lübeck, den Erzbischof von Lyon und den Dekan von Santiago de Compostela. Diese sahen im Wunder ein Zeichen von Marias göttlicher Gnade, machten das Mirakel dem Konzil bekannt und baten den Basler Rat um die Begnadigung von Ychel. Die Sitzungen des Konzils wurden unterbrochen, um das Wunder angemessen zu feiern.

All das verzeichnen die Protokolle des Konzils.⁵⁵ Die Darstellung mag bezweifelt werden, der Zeitpunkt ihrer Verbreitung war aber kein Zufall. Auf dem Konzil hatte kurz zuvor der königliche Vertreter Kastiliens, Juan de Segovia, seine Argumente zugunsten der Lehre der unbefleckten Empfängnis Marias vorgetragen.⁵⁶ Gegen-

stand der Debatte – welche die katholische Kirche seit Jahrhunderten umtrieb und am Konzil endlich beschlossen werden sollte – war die Frage, in welchem Verhältnis Maria zur Erbsünde stand: War sie selbst unbefleckt empfangen worden, also ausserhalb der menschlichen Erbsünde (*immaculata conceptio*)? Oder war sie erst nachträglich von Gott gereinigt worden (*sanctificatio Mariae*)? Segovia glaubte an die unbefleckte Empfängnis und ihren göttlichen Status. So hielten es auch seine Mitstreiter, die Berichterstatter des Mirakels. Das Wunder stärkte ihre Position, da es die Reinheit und Göttlichkeit Marias unmittelbar vor Augen führte. Und so war die wunderbare Judentaufe Teil einer Konzilsdebatte über Mariologie.

Die Rolle des Zeugen wider Willen, wie sie Ychel in der Frage um Maria zufiel, war über den aktuellen Anlass hinaus typisch für das spätmittelalterliche Basel, wo Judentaufen regelmässig stattfanden. Meist wurden sie feierlich nach einem streng definierten Ritual im Münster und mit illustren Taufpaten begangen.⁵⁷ So übernahmen etwa 1433 Kaiser Sigismund und der Markgraf von Brandenburg die Patenschaft für einen jüdischen Konvertiten.⁵⁸ Der Gedanke der Judenmission war dabei meist nebensächlich. Wichtiger war die Inszenierung christlicher Überlegenheit im Sinne einer triumphierenden Kirche (*ecclesia triumphans*): Die Taufe sollte verdeutlichen, dass die Erlösung einzig und allein durch Jesus Christus geschehen konnte. Ohne ihn gab es weder Heil noch Rettung für die Seele.

Wie der Graue den Juden ließ er,
 Hencke mit zwey rüden vnd verbrenn vnd dem galgē.



58 Urs Graf (?), ohne Titel,
 1515.

Im Rahmen der wunderbaren Taufe Ychels wurde dieser Vorgang von Segovia und seinen Mitstreitern zu einem Triumph und Gnadenakt Marias erweitert, mit Erfolg: Im September 1439 proklamierte das Konzil die Lehre der unbefleckten Empfängnis Marias zum Lehrsatz. Über siebzig Jahre später, um 1515, erschien in Strassburg ein anonymer Druck mit dem Titel «enderung und schmach der bildung Marie

von den juden bewiesen». Die Titelillustration stammt vermutlich von dem in Basel ansässigen Künstler und Söldner Urs Graf. Der Stich reiht sich in die lange Bildtradition des Antijudaismus ein und zeigt eindrücklich die besonders qualvolle und schmählische Hinrichtungsmethode für Juden in der Vormoderne.

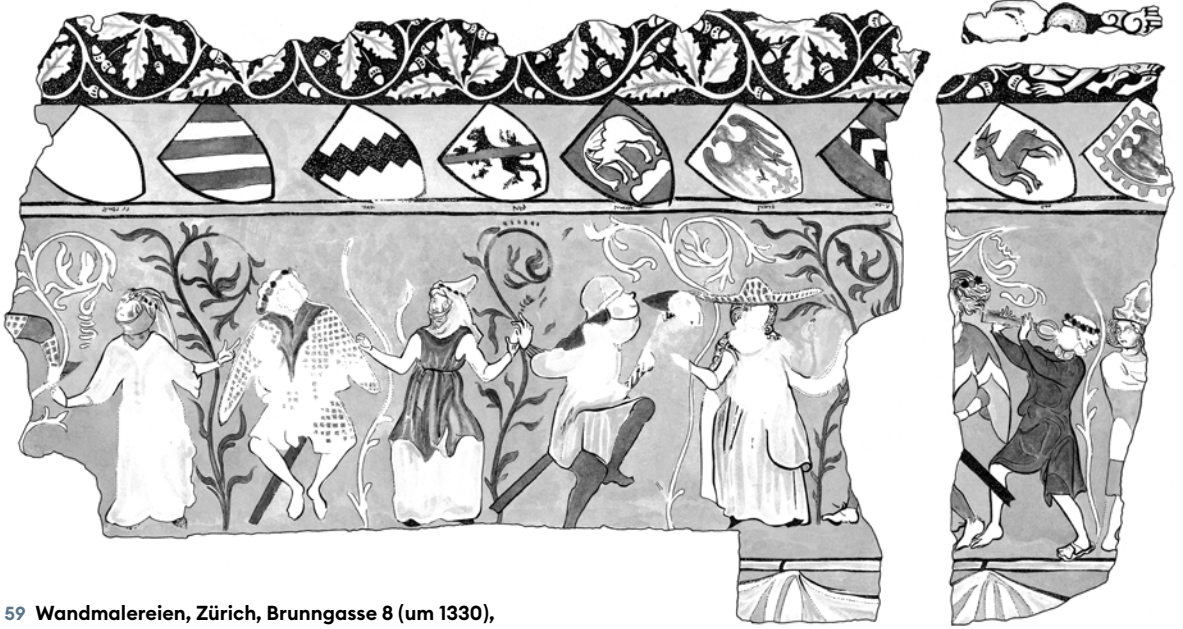
Andreas Berger

waren. Wer sie herstellte, ist nicht belegt. Für andere Regionen ist aber gesichert, dass es vielfach christliche Steinmetze waren, die in Abstimmung mit den jüdischen Hinterbliebenen die Fertigung übernahmen. Einige Details auf jüdischen Grabsteinen belegen religionsübergreifend aufgenommene Stilelemente zeitgenössischer Kunst.⁵⁹ Die verwendeten Gebete machen enge Beziehungen zu den jüdischen Gemeinden in Speyer, Worms und Mainz wahrscheinlich, Zentralorten des aschkenasischen Judentums.⁶⁰ Die jüdische Bevölkerung stand mit ihrer näheren christlichen Umwelt ebenso im Austausch wie mit der entfernteren jüdischen Umwelt.

Die Gebeine der Bestatteten geben Hinweise auf sehr grundsätzliche Ähnlichkeiten zwischen der christlichen und der jüdischen Bevölkerung. Untersuchungen nach den Ausgrabungen von 1902/03 belegen eine hohe Kindersterblichkeit und verbreitete Mangelernährung unter den auf dem Friedhof Bestatteten. Dieser Befund steht im Gegensatz zum seit dem 13. Jahrhundert verstärkt verbreiteten Diskurs, der Juden regelmässig mit Wucherern gleichsetzte und die sozialen Unterschiede verdeckt, die es auch in der jüdischen Bevölkerung gab. Dass Juden keinen Zugang zu den Zünften hatten, die ja auch christliche Bruderschaften waren, trug dazu bei, sie ins Geld- und Kreditgeschäft zu drängen. Doch muss es auch eine jüdische handwerkliche Produktion gegeben haben, allein schon, um koschere Produkte herzustellen. Ganz sicher jedenfalls waren reiche Kreditore eine sehr kleine Minderheit innerhalb der jüdischen Bevölkerung.

Fragt man vor diesem Hintergrund nach alltäglichen Kontakten zwischen Juden und Christen, verändert sich die Frage selbst. Weder die christliche noch die jüdische Bevölkerung war in sich homogen, und es gibt Hinweise, dass soziale Positionen im Alltag wichtiger sein konnten als die Glaubensfrage. Zürcher Quellen belegen für das frühe 14. Jahrhundert, dass die jüdische Oberschicht dort an derselben aristokratischen Kultur partizipierte wie ihre christlichen Nachbarn [59].⁶¹ Ein Schlaglicht auf das andere Ende der sozialen Leiter werfen die ›Basler Betrüg-nisse der Gyler‹, also der Bettler – 1440 in einem Basler Ratsbuch aufgelistete betrügerische Bettelstrategien. Die dort und später noch ausführlicher zusammengetragenen Ausdrücke der ›Gaunersprache‹ Rotwelsch enthielten zahlreiche auf das Hebräische zurückgehende Wörter.⁶² Die jüngere Forschung konnte ausserdem belegen, dass Christen und Juden des nordalpinen Raums vielfältige Kontakte beim Spielen hatten, genauer beim Würfelspiel und beim überhaupt erst von Juden an Christen vermittelten Kartenspiel.⁶³

Bei den nachbarschaftlichen Kontakten zwischen jüdischen und christlichen Leuten dürften die religiösen Unterschiede hinter sozialen Gemeinsamkeiten oftmals zurückgetreten sein. Zuweilen lässt sich auch eine Art distanzierter Wertschät-



59 Wandmalereien, Zürich, Brunngasse 8 (um 1330), Nachzeichnung 1995. — Um das Jahr 1330 liessen

jüdische Auftraggeber einen Festsaal in ihrem Haus ausmalen, der ein damals gängiges Motiv aufnahm: Vornehm gekleidete adlige Damen werden von Möchtegern-Edelleuten umtanzt, deren ungehobelt ausladende Bewegungen sie als Bauern demaskieren. Die darüber aneinandergereihten Wappen hochrangiger Adliger sind meist hebräisch beschriftet (Wild; Böhmer 1996).

zung erahnen, wenn etwa ein jüdischer Stadtarzt bestellt oder die Hilfe jüdischer Bekannter bei der Erstellung einer Übersetzung vermerkt wurde.⁶⁴ Dieses Nebeneinander und Miteinander christlicher Mehrheitsgesellschaft und jüdischer Minderheit hatte viele Formen. Die meisten, insbesondere die friedlichen, sind nicht überliefert. Die alltägliche Nachbarschaft relativiert weder die strukturelle Benachteiligung jüdischer Baslerinnen und Basler noch den latenten Antijudaismus oder akute Gewaltausbrüche, die immer wieder zur lebensbedrohlichen Gefahr für die jüdische Bevölkerung wurden. Sie lässt die Ausgrenzung vielmehr stärker hervortreten.

Öffentlich bekundete und verfestigte Grenzziehungen konnten auch im jüdisch-christlichen Verhältnis mit individuellen Grenzüberschreitungen beantwortet werden – im Verborgenen. Ein solcher Fall fand Eingang ins Leistungsbuch des Rats, in dem erlassene Strafen aufgelistet wurden. Ein Schreiber notierte 1394: Gengenbachs Tochter (eine Christin) solle eingekerkert und danach für fünf Jahre

aus der Stadt verbannt werden, weil sie heimlich einen Juden aufgefordert hatte, in ihren Garten zu kommen. Die beiden hätten sich im Gartenhäuslein eingeschlossen. Sie habe den Juden geküsst und mit ihm eine Stunde bei verschlossenen Türen zugebracht. Der Jude – Knecht eines gewissen Robin – wurde verurteilt, drei Tage mit einem Judenhut im Halseisen zu stehen, und danach auf ewig verbannt. Eine Magd, die bei der Sache geholfen hatte, erhielt das mildeste Urteil: zwei Jahre Verbannung.⁶⁵ Ein Fall, der noch heute zur Reflexion über Differenz einlädt.

Ein Ort des Verdrängten: der Kohlenberg

«Zuo Basel vff dem kolenbergk / Do triben sie vil buebenwergk».⁶⁶ So dichtete der Humanist Sebastian Brant in seiner ›Narrenschiff‹ genannten Moralsatire und machte den Basler Kohlenberg damit durch Raum und Zeit bekannt. Der Kohlenberg war ein Gebiet, das erst mit dem Stadtmauerbau des 14. Jahrhunderts innerhalb der Stadt zu liegen kam, aber eher locker besiedelt blieb.⁶⁷ Zur Bewohnerschaft gehörten arme Handwerker und Handwerkerinnen, Frauenwirte und die von ihnen abhängigen Prostituierten, aber auch Totengräber, Tagelöhner:innen und Bettler.⁶⁸ Der Kohlenberg unterschied sich von anderen tendenziell armen Quartieren dadurch, dass die hier lebenden ›Freiheiten‹ – im Auftrag des Rats arbeitende Männer, die ihren Unterhalt als Sackträger, Kloakenreiniger oder Folterknechte verdienten – vom städtischen Wachdienst befreit waren und überdies ein eigenes Gericht hatten, in dem aus ihren Reihen gewählte Vertreter Urteil sprachen.⁶⁹ Eine andere wichtige Besonderheit des Kohlenbergs war, dass Fremde dort drei Tage bleiben durften – unzweifelhaft attraktiv für Leute, die als Kesselflicker oder Musikantin, als HausiererIn, Kriegsknecht oder schlicht bettelnd durchs Land zogen und denen gewöhnlich nur der Aufenthalt für eine Nacht erlaubt war – nicht nur in Basel. Das Recht, diese Leute als kurzfristige Untermieter aufzunehmen, konnte die ansässige Bevölkerung erfolgreich gegen den Rat verteidigen.

Sowohl unter den Fremden wie auch unter den am Kohlenberg Ansässigen waren so manche, die ihre Randständigkeit nicht nur erduldeten, sondern offensiv auslebten, die über Gott und die Eidgenossenschaft lästerten, sich ostentativ Spiel und Trank hingaben und eine freizügige Sexualmoral an den Tag legten. Auf sie zielte Sebastian Brants Vers über das «Bubenwerk», auf sie zielten vom Rat verordnete Kontrollen. Dem moralisch-obrigkeitlichen Diskurs widersprechen aber Gerichtsprozesse, in denen auf dem Kohlenberg ansässige Leute gegen das liederliche Treiben beklagter Nachbarn aussagten. Und ebensowenig passt ins Bild vom Kohlenberg als einem Ort schändlichen Verhaltens – des «Bubenwerks» –, dass

dort 1481 eine Elendenbruderschaft gegründet wurde, die für das Seelenheil ihrer Mitglieder und für soziale Unterstützung bei Krankheit oder völliger Mittellosigkeit sorgen sollte (vgl. S. 34).

Das Bild vom Kohlenberg schillert in den verschiedenen zeitgenössischen Dokumenten. Im Diskurs arrivierter Ratsherren und eines Humanisten wurde ein städtisches Quartier zum Gegenbild löblicher Ordnung. Doch dieser Diskurs externalisierte die Unordnung einer Gesellschaft, in der nichteheliche Kinder und in Gewalt umschlagende Wirtshausbesuche Alltag waren. Der Kohlenberg war also weniger eine Zone des ausgegrenzten Anderen als eine Zone, in der die Widersprüche, die ungelösten Probleme und auch die Gegenentwürfe neben dem Normalen sichtbar wurden.

Anmerkungen

- 1 BUB, Bd. 1, Nr. 302.
- 2 Verfüllt mit Funden des 13. Jahrhunderts: Thommen 1987, S. 221 f. Thommen 1988, S. 176–179. Vgl. KDS BS, Bd. 3, S. 196–210; Rippmann u. a. 1987, S. 24–32.
- 3 BUB, Bd. 1, Nr. 113, S. 81, Z. 34, 41. Kaufmann 1948, S. 30.
- 4 Archäologie Schweiz; Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Archäologie des Mittelalters; Schweizerischer Burgenverein 2011, S. 44, 48, 55 f. Zum Haus Totentanz 8 (Abbildung) S. 33, 41, 51.
- 5 BUB, Bd. 1, Nrn. 310 f. BUB, Bd. 2, Nr. 374. Gassennamen: Mischke; Siegfried 2016, S. 416, 753, 722 f. Allg. KDS BS, Bd. 6, S. 20–26.
- 6 KDS BS, Bd. 6, S. 20, 213–230, 291 f., 296 f. Tramèr 2001, S. 203–206. Tramèr 2016, S. 70–72.
- 7 Thommen; Jaggi 1986. Matt 1998, S. 58–60. KDS BS, Bd. 6, S. 120 f. Matt 2008, S. 37–39.
- 8 Klingental: KDS BS, Bd. 4, S. 18, 22. Datierung des Dachstuhls auf 1274: Archäologie Schweiz; Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Archäologie des Mittelalters; Schweizerischer Burgenverein 2011, S. 35 f., 39, 51 (mit Zitat Untersuchungsbericht).
- 9 Schweizer 1927, S. 5–21 auch zum Verhalten St. Albans.
- 10 BUB, Bd. 2, Nr. 130, S. 69 f.
- 11 St. Alban-Vorstadt: Steiner 2018, S. 52 f. mit älterer Literatur. Allgemein Matt 2004 und KDS BS, Bd. 6, S. 20 f. Rheinseite: Matt 2013, S. 37 f.
- 12 Simon-Muscheid 1988, S. 206.
- 13 Schulz 1985, S. 171–183.
- 14 Simon-Muscheid 1988, S. 306.
- 15 Nur die Weber hatten das Zunfthaus in der Steinvorstadt: Simon-Muscheid 2003, S. 153.
- 16 KDS BS, Bd. 8, S. 408. Simon-Muscheid 1988, S. 202.
- 17 Möhle 2010 auch zum Folgenden.
- 18 Marchal 1971.
- 19 Zu einem der wenigen erhaltenen Repräsentationsobjekte aus vorreformatorischer Zeit, einer Wappenscheibe der Schneiderzunft: Wehrli-Johns 1992.
- 20 Simon-Muscheid 1988, insb. S. 308–310.
- 21 StABS, Zunftarchive, Zum Rebhaus 4.
- 22 StABS, Zunftarchive, Zum Rebhaus II 2.
- 23 Wackernagel 1883, S. 232, 245. KDS BS, Bd. 5, S. 404.
- 24 Teuteberg 1992, S. 33–38, 43–45.
- 25 KDS BS, Bd. 7, S. 25, 122 f.
- 26 Erste Erwähnung 1349. KDS BS, Bd. 8, S. 85 f.
- 27 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1 (2011), S. 380–386.
- 28 Wackernagel 1885, S. 18 bezeichnet sie zu Konzilszeiten schon als «Haus der Gemeinde».
- 29 Gilomen-Schenkel 2008.
- 30 Weissen 1994, S. 264.
- 31 Füglistner 1981, S. 265–267 und öfter. Groebner 2004.
- 32 Meyer 2000, S. 36–41.
- 33 Fouquet 2019, S. 68, 70, 73.
- 34 Stehlin 1915, S. 163.
- 35 Honegger 1977.
- 36 Morsel 2014.
- 37 Vischer-Merian 1880, S. 35–48.
- 38 Moser 1991, S. 363–366.
- 39 Zimmer 2005, S. 23 f.
- 40 Ebd., insb. S. 22, 30–36, 56 f.
- 41 Wackernagel 1885, S. 46.
- 42 Vgl. die Abbildung und dazu Rapp; Stucky-Schürer 1990, S. 89 f. Schubring 1995, S. 80–83.
- 43 Zimmer 2005, S. 58.
- 44 Hieronimus 1938, S. 218–225 (Brillinger, Cereemoniale).
- 45 Koelner 1929, S. 214 mit Anm. 66 (S. 248).
- 46 Gattaro 1885, S. 38.
- 47 Matt 2021, S. 20 f.
- 48 Hartmann u. a. 1951, S. 29, 30, 40.
- 49 Zum Basler Stachelschützenhaus am Petersplatz Helmig 1991, S. 65.
- 50 Gehringer 2021 (Druck unter verändertem Nachnamen in Vorbereitung: Berger).
- 51 Ginsburger 1909, S. 69 f.
- 52 Kaplan 2011, S. 69–92.
- 53 Zu allem Folgenden Alder; Matt 2010.
- 54 Ginsburger 1909, S. 355 f.
- 55 Beckmann u. a. 1896, Bd. 3, S. 432 f., Bd. 5, S. 138 f. StABS, Ratsbücher Ol, Urfehdenbuch I, 249.
- 56 Bäumer 1994.
- 57 Hieronimus 1938, S. 283 (Brillinger, Cereemoniale).
- 58 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1 (1911), S. 374.
- 59 Härtel 2017, S. 212–224.
- 60 Freundlicher Hinweis von Andreas Berger (ehemals Gehringer).
- 61 Wild; Böhmer 1996.
- 62 Gilomen 2009, S. 157 f.
- 63 Mentgen 2002.
- 64 Medieval Ashkenas, Elsass I, Nr. 151.
- 65 Meyer 2005, S. 39 mit Edition des Eintrags S. 234 f.
- 66 Brant 1494.
- 67 Zum Folgenden vor allem Simon-Muscheid 1992.
- 68 Simon-Muscheid 2011, S. 36.
- 69 Bühler 2013. Graus 1989, S. 240 f. Simon-Muscheid 1992, S. 205.

nulli principes nostri
temporis habētes, læ
di cum ille adest, a ne
mine possunt, nisi si
milē habente. Tela

Penelopes.) *πενελόπης*

ἰσὸν ἀναλύειν. i.

Penelopes telā resoli

uere, aut retexere, p/

uerbio dictum est, p/

ecò quod est, operā in/

anem sumere, rursū

q̃ destruere, quod ef

feceris. Nam Homel

rus Iliados. β. fingit

Penelopem telā, quā

iterdiu texuit, noctu

retexuisse, atq̃ eo pa

cto, procos illuisse, q̃

bus simulatq̃ tela p/

fecta fuisset, promise

rat se nupturā. Vnde

sic ait, ἔνθα καὶ ἡματίη

μὲν ὑφαίνεσκεν, μέ

γαρ ἰσὸν, νύκτας δ' ἄλι



Dor. Theologi.

Benjamin Hitz

Hand-Werk und Lohn-Arbeit

Eine zunehmende Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land und innerhalb der Stadt begleitete im Spätmittelalter einen Aufschwung des Handwerks. Dieses löste sich zunehmend vom Bischofshof. Noch unter Aufsicht des Bischofs entstanden nach dem Modell von Bruderschaften Vereinigungen von Berufsgruppen, die später beträchtlichen Einfluss auf die städtische Wirtschaft ausübten. Neue Rohstoffe und Techniken setzten sich durch, etwa im Bereich der Textilproduktion, bei der Papierherstellung und im Buchdruck. Mit diesen Neuerungen entwickelten sich auch kapitalintensivere Produktionsformen, die von Unternehmen und Investoren finanziert wurden. Nebst selbstständigen Handwerksmeistern übten viele Lohnarbeiter:innen ihr Handwerk im Auftragsverhältnis aus – mit oder ohne Mitgliedschaft in einer Zunft. So wandelten sich in einer dynamischen Zeit konkrete Arbeitsverhältnisse ebenso wie die sozialen und politischen Rahmenbedingungen von Arbeit.

Basel als Handwerksstadt

Die Zeit zwischen 1250 und 1530 war geprägt von einer massiven Erweiterung der Basler Bausubstanz. Die Kernstadt im Bereich der inneren Mauer füllte sich, und schon im 13. Jahrhundert wuchsen Vorstädte entlang der Ausfallachsen. Entsprechend zahlreich waren die Bauhandwerker – beziehungsweise die Angehörigen der Spinnwetternzunft – in den Steuerlisten des 15. Jahrhunderts. Eine grosse Zahl von Handwerkern war in der Lederverarbeitung tätig und vielfältig waren auch die Produkte, welche von den verschiedenen metallverarbeitenden Berufen der Schmiedezunft hergestellt wurden. Beide Gewerbebezüge produzierten nicht nur für die Stadt, sondern für die Versorgung der Region. Daneben waren viele Baslerinnen und Basler in agrarisch geprägten Berufen tätig, wie die zahlreichen Mitglieder der Rebleute- und der Gartnerzunft zeigen. Eher kleiner war die Zahl der Bäcker und Metzger, die für die Versorgung der Stadt mit Brot und Fleisch vital waren. Die Organisation von Berufsgruppen in Zünften war das vielleicht auffälligste Charakteristikum der Zeit.



60 Knochenreste aus Perlenherstellung für Paternoster (Rosenkränze). —

Die Paternosterer, das heisst die Hersteller:innen von Gebetsketten- oder Rosenkranzperlen, waren der Krämerzunft angeschlossen. Der Zufallsfund vom Petersberg steht für die vielen Handwerker und Handwerkerinnen, die in Basel tätig waren und kaum materielle Spuren hinterliessen.

Zünfte und Gesellschaften

Im Verlauf des 13. Jahrhunderts löste sich das Handwerk vom bischöflichen Hof, und dies in mehrfacher Hinsicht. Einerseits räumlich, weil Handwerker nun seltener beim Bischofshof auf dem Münsterhügel, sondern vor allem im Tal des Birsigs in der unteren Stadt siedelten, wo sich ein neuer Stadtteil entwickelte, nicht zuletzt dank Zuwanderung (vgl. Stadt.Geschichte.Basel, Bd. 2, S. 79–83).¹ Andererseits rechtlich, indem der Bischof den Handwerkern das Recht gewährte, auf dem Markt zu verkaufen. Auch die Gründung von neuen Zünften – zwar noch unter bischöflicher Aufsicht – gehört zur rechtlichen Emanzipation. Die Praxis des Zusammenschlusses von Handwerkern in Körperschaften war älter als die Gründungsurkunden der Zünfte. Schon unter den bischöflichen Ministerialen waren einzelne Gewerbe in sogenannten Offizien vereinigt und Regulierungen unterworfen.²

Wie ein Blick in die frühen Zunfturkunden³ zeigt, erlaubten und privilegierten die Bischöfe als Stadtherren in einer ersten Phase (1226–1256) bereits bestehende Bruderschaften von Handwerkern desselben Berufsfelds und erlaubten später die Bildung neuer Bruderschaften. In der Bestätigung der Kürschnerzunft von 1226 – der ältesten erhaltenen Zunfturkunde – ist geregelt, dass Bussgelder zu einem Drittel an die Bruderschaft gehen sollen, die volkssprachlich «zhunft» genannt werde und zu Ehren der Jungfrau Maria errichtet sei. Hier erscheint der Begriff «Zunft» zum ersten Mal in den Basler Quellen, und er bezeichnet ausdrücklich die Bruderschaft, das heisst die religiös-soziale Verbindung der Handwerker. Der gewerblich-politische Zusammenschluss hingegen wird *conductum* genannt, was so viel wie Vereinbarung oder Vertrag bedeutet. Die Gründungsurkunde der Schneiderzunft von 1260 argumentiert, dass alle diejenigen in der Stadt, welche die *artes mechanicas* ausübten, also die «hanndtwerchlute», «zúmmfte» genannte Bruderschaften hatten. Entsprechend nahm die Regelung der religiösen Aspekte mehr Raum ein als diejenige der gewerblichen. Die Zunftfeiern sollten dazu verwendet werden, Lichter im Münster⁴ brennen zu lassen; beim Tod eines Zunftgenossen sollte die Zunft ihm die letzte Ehre erweisen – und falls er ausserhalb der Stadt starb, sogar den Transport nach Basel übernehmen. Möglicherweise dominierte das Religiöse in den Urkunden, weil dieser Bereich die Schnittstelle zum Bischof darstellte.

Eine zeitlich nicht genau bestimmte Begriffsverschiebung führte dazu, dass zwischen Bruderschaft (auch «Seelzunft» genannt) und Zunft unterschieden wurde.⁵ Deren Mitgliederkreise deckten sich nicht vollständig, und es gab spezielle, tiefere Tarife insbesondere für diejenigen, die sich nur in die Bruderschaft einkaufen



61 Grabstein der Bruderschaft der Schmiede. —

Dieser Grabstein eines Gemeinschaftsgrabs – vermutlich am Münster – wurde Mitte des 15. Jahrhunderts wiederverwendet für ein Wappenrelief des Bischofs Arnold von Rotberg (1451–1458) und blieb so erhalten.

wollten. Die Zünfte waren für beide Geschlechter zugänglich, für Frauen orientierte sich die Zugehörigkeit aber stark über den Mann. 1271 regelte die Zunfturkunde der Bauhandwerke die Aufnahme von Frauen. Sie durften Mitglied sein mit ihrem Mann und nach dessen Tod, solange sie Witwen waren – bei einer Wiederverheiratung sollten sie wohl der Zunft des Mannes beitreten.⁶

Für die Ausübung eines Handwerks zentral war der Zunftzwang. In den früheren Urkunden wurde geregelt, dass Nichtzünftigen der Zugang zum Markt verwehrt wurde, spätere erlaubten den Zünften gar, in die Zunft zu zwingen, wer «diz antwerk kan und das tribet».⁷ Im Verlauf des 14. Jahrhunderts rückt in der Überlieferung die gewerbliche Funktion der Zünfte immer stärker in den Vordergrund. Die Weberzunft etwa beschränkte die Produktion, indem sie eine Maximalzahl von Webstühlen pro Werkstatt festlegte, und regulierte auch die Menge der Jahresproduktion. Der Eintrittsrödel der Weberzunft enthält für das 15. und 16. Jahrhundert auch einige Zunftausschlüsse, welche die Durchsetzung von Vorschriften belegen. Für den Verkauf an eine nicht persönlich bekannte Kundschaft waren die Qualitätskontrollen durch die Zünfte insbesondere mittels Warenschauen von grosser Bedeutung, und die Zünfte schufen diverse Ämter für die Beaufsichtigung des rechten Verhaltens im Beruf. In der Safranzunft waren es 69, wobei viele Zünfter mehrere Ämter innehatten.⁸

Während viele der heute als typisch angesehenen Zunftvorschriften, wie der Zwang zur Gesellenwanderung, Vorschriften zur Ausbildung oder das Erstellen

62 Geldbüchse der Zunft zu Schmieden. —

Die Büchse aus dem frühen 16. Jahrhundert mit dem Bildnis des heiligen Eligius, des Patrons der Hufschmiede, diente wohl zum Einziehen von Beiträgen an die Bruderschaft. Ein Einsatz aus rezykliertem Kettenhemd verhinderte die unbefugte Geldentnahme.



eines Meisterstücks, im Mittelalter noch keine Rolle spielen, waren die Aufnahmegebühren ausführlich geregelt. Schon die erste erhaltene Urkunde gab Neumitgliedern Rabatt, wenn auch deren Eltern Zunftmitglieder waren. Doch machten solche Fälle um 1500 nur rund ein Viertel der Zunftkäufe aus, denn viele Handwerker wechselten irgendwann den Wohnort oder wählten einen anderen Beruf als ihr Vater.⁹ Umso grösser war das Gewicht der Zünfte bei der Ausbildung von Handwerkern.¹⁰ Ab dem Ende des 14. Jahrhunderts stiegen in der ganzen Oberrheinregion die Aufnahmegebühren mit dem jeweiligen Prestige und politischen Gewicht der Zünfte. Das dürfte die Berufswahl stark mitbestimmt haben und hatte zur Folge, dass ärmere Zunftmitglieder über lange Zeit Raten abstottern mussten.¹¹

Die Gruppierung von Berufsfeldern zu Zünften beruht zum Teil auf ähnlichen Tätigkeitsfeldern, zum Teil wohl auf der gemeinsamen Rohstoffbeschaffung. Neu entstehende Berufe wurden bestehenden Zünften angegliedert, bei der Safranzunft waren es oft Hersteller von Produkten, die zuvor von den Krämern importiert wurden.

Zünfte vereinigten verschiedene Berufe und waren ohnehin keine homogenen Gruppen. Drastisch zeigt das ein Blick auf die Lage der Gesellen, jener Handwerker, die noch nicht als Meister einen eigenen Betrieb führten. Seit mindestens der Mitte des 14. Jahrhunderts lassen sich in Basel Gesellenbruderschaften nachweisen, die in Konkurrenz zu den Zunftbruderschaften standen. 1399 schlichtete der Rat zwischen Schneidergesellen und der Zunft in einer sehr zentralen

In den Zünften zusammengefasste Berufe

Zunft	Berufe
Kaufleute (Schlüssel)	Tuchhändler, Tuchscherer, 1453–1506 Grautücher
Hausgenossen	Glockengiesser, Goldschmiede, Hafengiesser, Kannengiesser, seit 1373 Münzer, Wechsler
Weinleute	Weinhändler, Wehlader, Weinrufer, Weinschenken
Krämer (Safran)	Apotheker, Baretteinmacher, Buchbinder, Bürstenmacher, Gufenermacher, Gürtler, Handschuhmacher, Heiligenmaler, Hutmacher, Kartenmacher, Krämer, Lautenmacher, Lebkücher, Nadler, Nestler, Paternosterer, Permenter, Ringler, Rotgiesser, Scheidenmacher, Seckler, Spengler, Spiegler, Strelmacher, Taschenmacher, Weissgerber
Rebleute	bis 1453 Grautücher, Rebleute
Brotbecken	Feilbäcker, Hausfeurer, Kornmesser
Schmiede	Armbruster, Büchenschmiede, Harnischer, Holzschuhmacher, Hufschmiede, Kessler, Kupferschmiede, Messerschmiede, Müller, Nagler, Schleifer, Schlosser, Schwertfeger, Uhrenmacher, Waffenschmiede, Windenmacher
Gerber und Schuhmacher	Gerber, Schuhmacher
Schneider und Kürschner	Altwerker, Gutermacher, Kürschner, Näherinnen, Schneider, Seidensticker
Gärtner	Gabelmacher, Gärtner, Gremper, Habermelwer, Karrensalber, Karrer, Köche, Korbmacher, Oeler, Pastetenmacher, Rechenmacher, Seiler, Stämpfer, Wirte
Metzger	Kuttler, Metzger
Spinnwetter	1248: Fassbinder, Gipser, Maurer, Wagner, Zimmerleute; 1271: Drechsler, Fassbinder, Gipser, Maurer, Wagner, Wannenmacher, Zimmerleute; später ausserdem: Baumhauer, Besetzer, Bildhauer, Bolzenmacher, Dachdecker, Flösser, Hafner, Holzhändler, Holzschuhmacher, Kistenmacher, Kübler, Küfer, Pfügler, Rahmenmacher, Säger, Schindler, Schnetzer, Siebmacher, Weidlingmacher, Ziegler
Himmel und Stern	Bader, Glaser, Goldschlager, Kommetsattler, Maler, Reitsattler, Scherer, Schnetzer, Sporer
Weber	Bleicher, Färber, seit 1506 Grautücher, Linweter, Spinner, Spuler, Wollenweber
Fischer und Schiffer	Fischer, Schiffer

63 Nach Simon-Muscheid 1988, S. 6–10.

Frage, nämlich der nach dem Lohn. Der Rat lehnte eine fixe Lohntaxe ab, weil «einem guoten nützlichen knecht me lones ze gebende ist, denne dem, der nit werken kan als er».¹² Trotz dieser Ablehnung anerkannte der Rat die Organisation der Gesellen grundsätzlich und legitimierte sie damit. In der Folge aber versuchte er, die Rolle der Gesellenvereinigungen auf die Bruderschaft zu beschränken und unter die Kontrolle der Zünfte zu stellen, indem diese immer mit einem Meister vertreten sein mussten. Immerhin blieben vielfachen Konflikten zum Trotz die seit dem 15. Jahrhundert etablierten selbstständigen Gesellschaften der Gesellen in Basel geduldet, im Gegensatz etwa zu Strassburg und Konstanz. Wie die Zünfte hatten sie eine soziale und religiöse Rolle. Die Gesellschaft der Müllergesellen etwa unterhielt ihren Altar im Kloster Klingental, was angesichts der Nähe von Klingental zu den Kleinbasler Mühlen kaum Zufall war. Die Hufschmiede- und Messerschmiedegesellen kauften sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts im Basler Spital ein, sodass kranke Kollegen dort gepflegt werden konnten.¹³

Die überlieferten Listen der Schlosser- und Gerbergesellen aus dem frühen 15. Jahrhundert belegen, wie viele Gesellen zu dieser Zeit schon den Geburtsort verliessen. Zugewanderte machten über 95 Prozent der Aufnahmen aus. Einheimische Gesellen begnügten sich wohl meist mit der Mitgliedschaft in der Bruderschaft der Zunft. Die Herkunft der in Basel aufgenommenen Schlossergesellen streute über einen sehr weiten Bereich im ganzen deutschsprachigen Raum. Die Gerbergesellen waren im Schnitt etwas weniger weit gewandert. Im Vergleich mit den anderen Basler Neubürgern legten auch sie deutlich längere Wege zurück. Nebst der Notwendigkeit des Wanderns aufgrund von mangelnden Arbeitsmöglichkeiten ist auch der Aspekt der Erfahrung, die man auf der Wanderung gewinnen konnte, nicht zu unterschätzen, und vermutlich trug das Lohngefälle seinen Teil dazu bei.¹⁴ Dass auch Frauen weite Strecken zurücklegten, zeigen die Mägde im Basler Spital, die aus dem Umland von Basel, aber auch aus weiter entfernten Orten migriert waren – und oftmals nach kurzer Zeit das Spital und vielleicht auch Basel wieder verliessen. Auch aus Basel selbst stammende Gesellen wanderten. Das weisen, wenn auch nicht systematisch, Untersuchungen zu anderen Städten nach.¹⁵

Angesichts der grossen Mobilität von Handwerksgesellen lag es nahe, sich überlokal zu organisieren. Genau das war 1407/08 das Hauptziel eines Gesellentages in Schlettstadt (Sélestat FR, rund achtzig Kilometer nördlich von Basel).¹⁶ Einzelnen Gesellengruppen gelang der regionale Zusammenschluss, darunter den Hafnern, die 1435 den Basler Kaufmann und Bankier Henman Offenburg als ihren Schirmherrn wählten. Dieser bagatellierte gegenüber dem Basler Rat die Parallelen zum Gesellentag von 1407 – und damit die Gefahr für die Basler Zünfte.¹⁷

Die ältere Forschung hat den Einfluss der Zünfte in der städtischen Wirtschaft eher kritisch gesehen, weil sie die vielen Vorschriften zu Produktion und Preisen als innovationshemmend wahrnahm. Während dies für die spätere Zeit gültig sein mag, konnten Zünfte in der Frühphase durchaus auch Innovationen begünstigen, wenn sie etwa durch Qualitätskontrollen Produkte standardisierten.¹⁸ Die städtische Politik verfolgte jedoch Ziele in anderen Dimensionen. Die Vorschriften für Bäcker und Metzger etwa dienten nicht der beruflichen Absicherung der Handwerker, sondern der ausreichenden Versorgung der Stadt mit bezahlbaren Lebensmitteln von gesicherter Qualität. Erst die von den Zünften durchgesetzten Produktionsbeschränkungen des 14. und vor allem des 15. Jahrhunderts lassen sich eher dem sogenannten Nahrungsprinzip zuschreiben, das Gewinnstreben und Innovationen Einzelner beschränkte, um allen Zunftmitgliedern ein Einkommen zu sichern. Die Zünfte sicherten ihren Mitgliedern so einen Vorteil, der zulasten der gesamten Wirtschaft ging. Sie standen dabei auch untereinander in Konkurrenz, sodass nicht alle Zünfte ihren Mitgliedern im gleichen Ausmass Vorteile verschaffen konnten. Insbesondere den Handelszünften gelang es, ihre Privilegien im lukrativen Handel gegenüber den Handwerkern zu verteidigen. Obwohl die einzelnen Zünfte sehr einseitige Interessenvertreter waren, konnten sie sich im Verteilungskampf um Ressourcen und Einkommen lange behaupten – auf Kosten etwa der Landbevölkerung, die sie von Arbeitsmöglichkeiten ausschlossen.¹⁹

Lohnarbeit

Während für die Zeit vor der Mitte des 14. Jahrhunderts wenig Konkretes über Löhne zu erfahren ist, gilt die Zeit bis ungefähr 1500 als goldenes Zeitalter der Lohnarbeit. Nachdem die Löhne nach den Pestepidemien gegen Ende des 14. Jahrhunderts angestiegen waren, weil Arbeitskräfte fehlten, blieben sie bis ins 16. Jahrhundert sehr stabil. Auf der Gegenseite verharrten die Preise bis um etwa 1470 auf eher niedrigem Niveau. In den folgenden Jahrzehnten führten Missernten zu Teuerungsjahren, die vom Lohn Lebende in Bedrängnis brachten, was der Rat mit Getreidekäufen aufzuwiegen versuchte. Ab 1500 stiegen die Preise dauerhaft und die Situation der von Lohnarbeit Abhängigen wurde vollends prekär.²⁰

Viele Basler und Baslerinnen waren auf regelmässige Lohnzahlungen angewiesen. Dienstmägde, Knechte und Handwerksgesellen wurden von ihren Arbeitgebern aber regelmässig und zum Teil über Jahre hingehalten. Das war ein Mittel, sie an sich zu binden, und Ausdruck des sozialen Gefälles in Haushalten und Werkstätten.²¹

Am besten dokumentiert ist die Lohnarbeit im städtischen Bauwesen. Mit dem Bau der Stadtmauer im 14. Jahrhundert und stetigen Ausbesserungen und Ausbauten der Befestigung war die Stadt eine attraktive Arbeitgeberin für Spezialisten der Bauhandwerke, insbesondere Steinmetze und Zimmerleute.²² Der Bauhaushalt verschlang zwischen 1450 und 1550 knapp zwölf Prozent des gesamten städtischen Budgets. Dabei erwies sich die Aufteilung der Kosten auf rund sechzig Prozent für Löhne und vierzig Prozent für Material als relativ konstant. Der Werkhof beschäftigte um 1500 rund dreissig, 1520 schon rund fünfzig Arbeiter – der Stadtbau war klar männlich dominiert.²³ Obwohl auch der Samstag ein Arbeitstag war, führten die vielen kirchlichen Feiertage im Durchschnitt zu einer Fünftagewoche. Die tägliche Arbeitszeit hingegen war lang. Während sich eine Regelung für Maurer und Zimmerleute von 1422 noch die Sonnenscheindauer zum Massstab nahm und damit im Sommer deutlich längere Arbeitszeiten vorsah als im Winter, richteten sich die 1481 für den städtischen Schmiedemeister festgelegten Arbeitszeiten ganzjährig nach Uhrzeiten: Die Arbeitszeit begann um 5 Uhr morgens und endete um 8 Uhr abends. Im Gegenzug war auch der Lohn im Winter gleich wie im Sommer. Diese Umstellung – und der damit verbundene Verzicht auf Begriffe wie ›ungefähr‹ – war nur möglich dank der Beleuchtung der Werkstatt.

Die Löhne für Bauarbeiter waren nach Qualifikation gestuft und im 15. und 16. Jahrhundert stabil. Mit einem schwer abzuschätzenden Anteil an Naturalien waren es gute Löhne. Die Stadt war als Arbeitgeberin ausserdem attraktiv, weil sie bei Unfall und Krankheit einsprang und für verdiente Mitarbeiter gar eine Art Rente bezahlte. Das galt besonders für die Meister, während Gesellen und Handlanger mit geringerer Sicherheit rechnen mussten. Die Benachteiligung subalternen Angestellter erwies eine Untersuchung des Rats im Jahr 1494. Dabei kam heraus, dass die Knechte den Werkmeistern täglich eine Art Provision auf ihren Lohn bezahlen mussten. Trotzdem dürfen die städtischen Angestellten unter den Bauhandwerkern als privilegiert gelten. Ihre anderweitig beschäftigten Kollegen gehörten meist zu den ärmeren städtischen Kreisen.²⁴

Welche Berufszweige und Zünfte eher mit hohem Vermögen verbunden waren, zeigen die überlieferten Steuerlisten des 15. Jahrhunderts auf. Dabei ist zu beachten, dass das soziale Gefälle innerhalb der Zünfte bisweilen beträchtlich war.²⁵ Der Rat erhob die ausserordentliche Vermögenssteuer von 1429 zunftweise. Tabelle 64 zeigt den prozentualen Anteil der zünftischen Haushalte in den zwei untersten Vermögenskategorien von total vier Kategorien.²⁶

Anteil armer Zunftmitglieder in der Vermögenssteuer von 1429

Zunft	Mitgliederzahl	Anteil Arme (%)
Kaufleute (Schlüssel)	77	8.0
Hausgenossen	56	23.2
Weinleute	121	58.6
Krämer (Safran)	181	45.3
Rebleute	213	96.7
Brotbecken	70	50.0
Schmiede	172	53.5
Gerber und Schuhmacher	–	–
Schneider und Kürschner	123	73.2
Gärtner	159	60.0
Metzger	95	64.2
Spinnwetter	219	71.7
Himmel und Stern	76	51.3
Weber	93	78.5
Fischer und Schiffer	95	73.7
Total Zünfte	1750	62.3
Nichtzünftige	697	93.9

64 Nach Schulz 2010, S. 76 f.

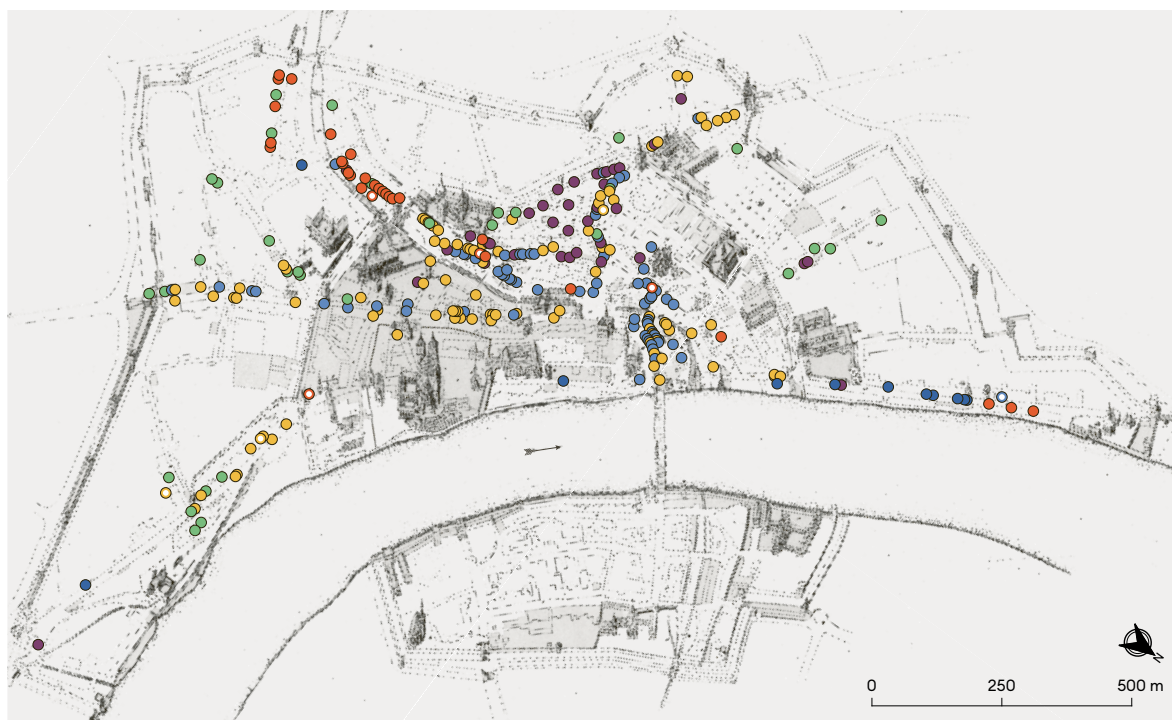
Unter den nichtzünftischen Haushalten war der Anteil der Habenichtse am grössten, aber dass die Ausübung eines zünftischen Handwerks nicht vor Armut schützte, zeigt sich bei den Rebleuten und Webern. Deren Einkünfte reichten nur knapp, um kleine Reserven anzulegen, die in einer Notlage schnell aufgebraucht waren. Damit erklären sich viele Fälle von Weberinnen, die Rohstoffe oder Garn unterschlugen und wegen Diebstahls verfolgt wurden.²⁷

Sozialtopografie des Handwerks

Handwerksbezeichnungen in Strassennamen haben die Vorstellung genährt, dass sich die Haushalte der Handwerker berufsweise konzentrierten. Das traf jedoch nur in Einzelfällen zu. Die meisten Gerber wohnten tatsächlich am Birsig und am Rümelinbach, wo sie das notwendige Wasser zur Produktion vorfanden, ohne jedoch die einzigen Handwerker an diesen Orten zu sein.²⁸ Auch die Weber oder Fischer wiesen berufsbedingte Standorte auf, erstere konzentriert in der Steinen-

vorstadt an Hanglage, zweite entlang des Rheins. Die meisten Handwerke und Zünfte hingegen verteilten sich über die ganze Stadt, etwa die Bauhandwerker der Spinnwetternzunft. Grossbasler Metzger durften ihre Produkte zwar nur an der School am heutigen Marktplatz verkaufen, hatten ihre Häuser aber eher an der Ausfallachse in Richtung Elsass. Die Rebleute hingegen wohnten ausschliesslich in peripheren Lagen, was nicht zuletzt damit zusammenhing, dass viele von ihnen zugewandert und arm waren. Nebst den ärmeren Zünftern lebten viele nichtzünftische Arbeiter und Tagelöhner in den Vorstädten.²⁹ Ab 1460 erliess der Rat Weisungen an bestimmte Berufsgruppen, dass sie in den Vorstädten zu produzieren hatten. Dazu zählten Bäcker, Lebkucher, Ziegler und Hafner – deren Öfen eine Feuergefahr darstellten – sowie die Glockengiesser.³⁰ Diese Vorschrift betraf aber

Ausgewählte Zunft Haushalte in der Stadt



65 Verteilung der Haushalte ausgewählter Zünfte über die Stadt gemäss der Steuerliste des Reichspfennigs von 1497.

Zunft

● Fischer und Schiffer

● Gerber und Schuhmacher

● Metzger

● Rebleute

● Spinnwetter

● Weber

Mehrfachzünftig

○ ja

● nein

nur den Produktionsstandort, denn noch 1497 waren die Haushalte dieser Berufsgattungen in der ganzen Stadt verstreut.

Die Einordnung der Haushalte nach der Zunftzugehörigkeit des Haushaltsvorstands verdeckt, dass innerhalb eines Haushalts verschiedenen Erwerben nachgegangen wurde. Nur knapp sechzehn Prozent der einer Zunft zugeordneten Haushalte der Steuerlisten von 1429 hatten Frauen als Haushaltsvorstand – oft wohl Witwen, die das Handwerk des Mannes weiterführten, oder Krämerinnen, die selbst keine Produkte herstellten.³¹ Über die anderen Frauen ist wenig bekannt, nur im Ausnahmefall ist die Mitarbeit im Berufsfeld des Mannes zu fassen, etwa als die Weberzunft 1488 einen Stubenmeister mitsamt seiner Frau anstellte.³² So selbstverständlich vielerorts die Mitarbeit der Frau in der Werkstatt des Mannes gewesen sein mag, so erweist die Textilarbeit vieler Frauen, dass alle Mitglieder des Haushalts nach Möglichkeit versuchten, zum Gesamteinkommen beizutragen.

Omnipräsent und prekär: Textilarbeit

Textilien waren in der spätmittelalterlichen Wirtschaft von zentraler Bedeutung. Tuche verschiedenster Herkunft wurden auf Märkten und Messen gehandelt, und auch in Basel wurden verschiedene Rohstoffe verarbeitet. Obwohl Basel am Rand einer Exportregion lag, entwickelte sich hier keine nennenswerte Exportproduktion, dafür aber eine Spezialisierung in einem Luxussegment. Textilarbeit war keine lukrative Tätigkeit, sondern für viele Haushalte eine Möglichkeit, das Einkommen aufzubessern. Ein grosser Teil dieser Arbeit wurde ausserhalb der Zünfte und teils in Konkurrenz zu diesen geleistet. In vielen Hausratsinventaren waren die dazu nötigen Werkzeuge wie Kämmе und Spindeln, aber auch Rohstoff-Vorräte aufgeführt.³³

Textilien in Basel

Von der Alltagskleidung der Basler:innen sind nur wenige Stücke erhalten geblieben. Diese schlechte Überlieferungslage ist nicht nur auf die Tatsache zurückzuführen, dass Textilien relativ schnell zerfallen, sondern auch darauf, dass Kleidung so lange wie möglich genutzt wurde. Kleidung zirkulierte auf einem regen Gebrauchtwarenmarkt. Und wenn das Recycling als Kleidungsstück oder Haushaltstextilie

66 Mütze eines Bauarbeiters, um 1460. —

Ein Handwerker hat die Mütze wohl in einem Hohlraum der Kirche von St. Leonhard vergessen, als er dort Arbeiten ausführte. Die gestrickte Wolle war gefilzt und eingeschnitten (Ribbert 2003, S. 23 f.).



nicht mehr möglich war, blieb zumindest bei Leinenstoffen immer noch die Verarbeitung zu Papier.³⁴

Wie heute auch, folgte die Kleidung Modebewegungen und drückte sozialen Status aus. In einer ständisch geprägten Gesellschaft sollten Kleiderordnungen die Sittlichkeit wahren und luxuriöse Exzesse verhindern, aber vor allem gewährleisten, dass die Kleidung dem jeweiligen Stand entsprach und bestimmte Stoffe und Techniken den gehobenen Schichten vorbehalten blieben. Die wechselnden Moden konnten sich auch wirtschaftlich auswirken. Das Aufkommen des Barettts im späten 15. Jahrhundert führte etwa dazu, dass die Basler Hutmacher immer weniger Einkommen fanden und durch Barettmacher verdrängt wurden.³⁵

Die reichen Bürgerhaushalte und Klöster der Stadt Basel besaßen viele wertvolle Textilien, darunter importierte Seidenstoffe. Im Gegensatz zu Zürich hatte Basel keine eigene Seidenherstellung, nur einige Seidennäherinnen und -sticker. Basel war allerdings ein wichtiger Produktionsstandort von gewirkten Bildteppichen, sogenanntem Heidnischwerk. Zusammen mit Strassburg dominierte Basel die Produktion der Oberrheinregion und stand kaum hinter den Bildteppichen französischer Produktion zurück. Der Begriff Heidnischwerk, für Basel erstmals 1358 überliefert, bezieht sich auf die ‹heidnische› Herkunft der Technik aus dem Orient. An einem stehenden Webrahmen wurden die Querfäden einzeln in Handarbeit eingezogen, und zwar nicht auf ganzer Breite, sondern nur jeweils so weit, wie das Motiv es verlangte. Die Bildvorlage im Massstab 1:1 wurde dabei hinter dem Webrahmen aufgestellt. Verarbeitet wurde gefärbte Wolle, aber auch Seide, zu Fäden verarbeitetes Silber und Gold und sogar menschliches Haar.³⁶ Die

Höhe der Arbeiten war durch den Webrahmen vorgegeben und belief sich in Basel auf 90 bis 120 Zentimeter.

Die farbenfrohen und detailreichen Wirkarbeiten wurden in Kirchen und Klöstern als Altartücher und Wandbehänge eingesetzt, mal dauerhaft, mal zu besonderen Anlässen. In Privathaushalten dienten sie ebenfalls als Wandbehänge (mit isolierender Wirkung, die im Winter geschätzt wurde), aber auch als Bettüberwürfe und in kleineren Formaten als Kissenbezüge. Dem venezianischen Konzils- gesandten Andrea Gattaro waren während einer Prozession die farbigen Stoffe aufgefallen, die überall in der Stadt in den Fenstern hingen, womit wohl Bildteppiche gemeint waren.³⁷

Konjunkturen und Verflechtung

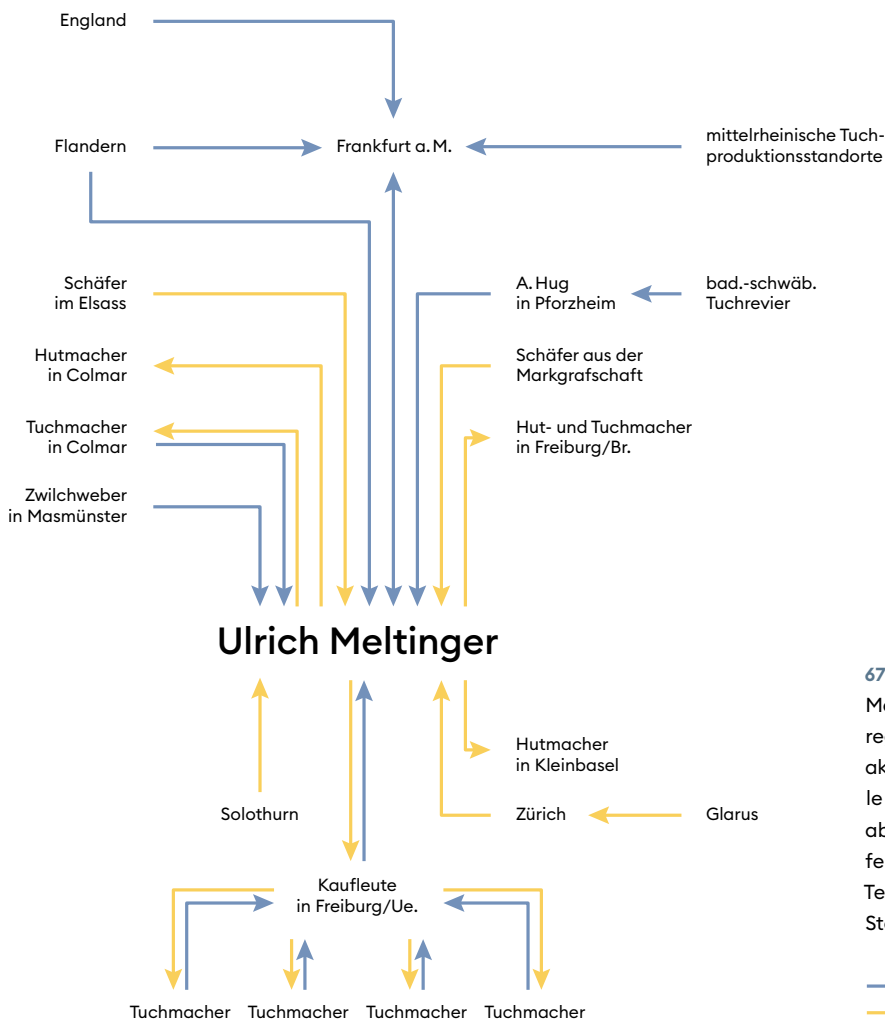
Die Textilwirtschaft war ein Bereich der vormodernen Wirtschaft mit besonders weiträumiger Verflechtung. Schon die Rohstoffe legten teils beträchtliche Wege zurück. Während Leinen und die billigere Wolle meist lokal verfügbar waren, stammte die feine Wolle aus England. Baumwolle, in Basel das erste Mal 1367 in einem Zolltarif erwähnt, wurde gar aus dem Orient, meist aus Syrien, über Venedig in die Regionen nördlich der Alpen gebracht. Die Baumwolle kam wohl eher nicht über Basler Händler in die Stadt. Auf dem grössten Baumwollmarkt, nämlich in Venedig, hat sich nur ein Basler Kaufmann nachweisen lassen, während ganze dreissig Nürnberger auftraten.³⁸ Trotz ferner Herkunft war Baumwolle relativ billig, einfach zu verarbeiten und dank ihrer Saugfähigkeit angenehm zu tragen. Sie konnte sich im 14. Jahrhundert schnell als Massenware auf dem Textilmarkt etablieren – anders als die ebenfalls importierte Seide, die teuer und den Eliten vorbehalten war.

Die Verarbeitung der Rohstoffe konzentrierte sich regional. Das erste Zentrum der Baumwollverarbeitung war Norditalien, bevor die Technologie über die Alpen importiert wurde und im süddeutschen Raum eine eigentliche Barchent-region entstand, an deren Rand sich Basel befand. Barchent war die Bezeichnung für ein Mischgewebe, bei dem Ketten aus Leinen mit einem Schuss aus Baumwolle verwoben wurden. Weil sich neue Rohstoffe, Techniken und Produkte sehr schnell verbreiteten, blieb die europäische Textillandschaft insgesamt dynamisch.³⁹

Die verschiedenen Ebenen der Verflechtung von Textilproduktion und -handel zeigen sich im Geschäftsbuch des Basler Kaufmanns Ulrich Meltinger, das den Zeitraum von 1468 bis 1493 abdeckt. Meltinger war in der Region des Oberrheins, aber auch darüber hinaus aktiv. Er handelte mit Wolle und fertigen Tuchen, war teils

im Textilverlag tätig. Er setzte in der Region sowohl regionale als auch importierte Produkte ab, und die Gebiete, in denen er Stoffe an- und verkaufte, deckten sich teilweise. Das weist darauf hin, dass in den spätmittelalterlichen Städten ein breites Angebot sowohl regional hergestellter als auch importierter Stoffe bestand, um den vielseitigen Geschmack und die finanziellen Möglichkeiten der Kundschaft abzudecken. Entsprechend finden sich in den Quellen sehr viele verschiedene Stoffe, die meist ihre Herkunft im Namen trugen, etwa Schwarzer Arras, weisser Fridberger, Brauner von Worms, Strassburger, blauer Fayot.⁴⁰

Textilhandel des Kaufmanns Ulrich Meltinger



67 Der Basler Kaufmann Ulrich Meltinger war in der Oberrheinregion, aber auch darüber hinaus aktiv und setzte sowohl regionale als auch importierte Produkte ab. Er handelte mit Wolle und fertigen Tuchen und war teils im Textilverlag tätig (Grafik nach Steinbrink 2007, S. 136).

Die Konjunkturen des Textilhandels, beeinflusst durch die Produktion ebenso wie durch die Nachfrage, lassen sich auch in Basel nachweisen. Der in Basel schon im 14. Jahrhundert hergestellte Baumwollstoff wurde Schürilitz genannt. Die Produktion orientierte sich an den Qualitätsvorschriften in anderen Städten und stand unter obrigkeitlicher Förderung. Ab 1409 richtete der Rat als Qualitätskontrolle eine Schürilitzschau ein, anlässlich derer die Qualitätszeichen von Biberach, in absteigender Reihenfolge der Ochse, der Löwe oder die Taube, vergeben wurden. Es waren wohl meist Leinenweber:innen, die sich im neuen Feld der Baumwollverarbeitung versuchten. Die geringen und bis 1460 sinkenden Erträge der Schau zeigten zugleich das eher bescheidene Niveau der Basler Produktion, auch wenn der Rat noch in den 1450er-Jahren den Schürilitz-Weberinnen und -Webern finanziell unter die Arme griff.⁴¹ Ab ungefähr 1460 wurde in Basel der Vogelschürilitz hergestellt, vermutlich mit einem Muster, das aussah wie ein Vogelaugen. Diese Technik benötigte einen Webstuhl mit acht Schäften, der Weber oder die Weberin musste also acht Tritte bedienen, um verschiedene Fäden der Kette anzuheben, damit das Muster entstand – was beträchtliche handwerkliche Fertigkeiten bedingte.⁴² Auch der ausschliesslich aus Baumwolle bestehende Vogelschürilitz erreichte ein gewisses Fertigstellungsvolumen, konnte sich aber international nicht durchsetzen.

Wollstoffe produzierten in Basel schon seit dem 12. Jahrhundert die sogenannten Grautucher, und zwar in eher grober Qualität und wenigstens teilweise für den Export. Diese Produktion geriet aber im 15. Jahrhundert in eine Krise, die Zahl der Grautucher nahm ab. Ausdruck der Krise waren auch die wechselnden Zunftzugehörigkeiten der Teilzunft der Grautucher. Sie löste sich 1453 von der Rebleutenzunft und wechselte zur Zunft der Tuchhändler. Die strikte Trennung der beiden Tuch produzierenden Gewerbe wurde erst 1506 aufgehoben, als sich die Grautucher der Weberzunft anschlossen. Nach diesem Zusammenschluss konnte sich das Gewerbe dank einer angepassten Produktion erholen. Die Grautucher produzierten fortan mit importierter, feinerer Wolle und für den lokalen Markt statt für den Export. Es gelang ihnen sogar, eine dominante Stellung in der Zunft einzunehmen.⁴³

Arbeitsorganisation

Die Haushalte von zünftischen Handwerkern waren von der Produktion geprägt, die über die eigentlichen Werkstattträume hinausgriff und sich oft im ganzen Haus verteilte, wie Haushaltsinventare zeigen. Nebst ihrem eigentlichen Handwerk stellten viele Haushalte auch Textilien her.⁴⁴ Dass dies ein Mittel sein konnte, die

Zeugenaussagen zugunsten von Ursula Münchenstein im Fall gegen Junker Konrad zem Rüst von Colmar, 19. April 1455

«Es hat ausgesagt Elisabeth von Basel, Ehefrau von Hans Roseck, dass die erwähnte Ursula [Münchenstein] sie im Namen von Junker Konrad zem Rüst von Colmar damit beauftragt habe, 40 Ellen Tuch zu weben. Als die Zeugin nun dieses Tuch habe weben wollen, habe das Garn, das ihr Ursula Münchenstein gebracht hatte, weder für die Kette noch für den Schuss gereicht, um 40 Ellen Tuch herzustellen. Ursula Münchenstein habe deshalb von ihrem eigenen Geld 250 Gramm Baumwoll-Garn dazugekauft und ihr gebracht. Die Zeugin habe aus dem ersten und auch dem nachgelieferten Garn wie beauftragt die 40 Ellen Tuch gewoben und

dafür vier Pfennige pro Elle erhalten. Sie bereue, dass sie so wenig Geld für die Arbeit verlangt habe, hätte sie nämlich gewusst, dass es anderen Personen als Ursula Münchenstein gehörte, so hätte sie nicht weniger als acht Pfennige pro Elle verlangt.

Weiter hat ausgesagt Adelheid Dachs, die Frau von Martin Walther dem Rebknecht, dass die erwähnte Ursula sie beauftragt habe, in diese 40 Ellen Tuch Falten einzunähen, und ihr dafür vier Basler Plaphart [d. h. 48 Pfennig] gegeben habe, was pro Elle etwas mehr als einem Pfennig entsprach. Dieses Geld habe sie ihr auch in Form von Garn von einem Spinnrad bezahlt.»⁴⁵

ärgste Armut zu lindern, sah auch der Rat, als er 1392 an arme Baslerinnen Baumwolle zum Verspinnen verteilte.⁴⁶ Katharina Metzger, die Frau eines Webers, unterschlug 1392 vermutlich genau diese Baumwolle und wurde aus der Stadt verbannt. Der Betrugsversuch ist wohl am ehesten mit materieller Not zu erklären.⁴⁷ Die bei beiden Geschlechtern weit verbreitete Textilherstellung war im Gegensatz zum Textilhandel wenig lukrativ. Das ganze 15. Jahrhundert hindurch gehörten die Mitglieder der Weberzunft zum ärmsten Teil der Bevölkerung. Ein grosser Teil der Textilarbeit war gar unzünftische Arbeit und damit noch prekärer.

Die Textilproduktion und insbesondere die Herstellung von Baumwollstoffen trug bereits moderne Züge. Die Produktion stützte sich auch auf maschinelle Arbeitsschritte, das Verlagswesen war die vorherrschende Betriebsform und die Produkte waren stark standardisiert.⁴⁸ Die Arbeitsteilung und Modalitäten der Lohnarbeit lassen sich am Fall zweier Basler Frauen, Elisabeth von Basel und Adelheid Dachs, aufzeigen.

Elisabeth von Basel und Adelheid Dachs waren Teil eines Verlagssystems, das von einem Kaufmann und Junker aus Colmar namens Konrad zem Rüst betrieben wurde. Sie kamen aber nicht in direkten Kontakt mit Rüst, sondern eine Mittelsfrau lieferte Garn – und besorgte auf eigene Kosten zusätzliches Garn, als die Lieferung nicht ausreichte. Sie beauftragte danach auch das Einnähen von



68 Hans Holbein d. J., «Penelope am Webstuhl», Zeichnung in einem Exemplar des «Lobs der Torheit» von Erasmus von Rotterdam, 1515. — Die Federzeichnung gibt eine Vorstellung vom Aussehen eines zeitgenössischen Webstuhls.

Falten in den Stoff. Diese Weiterverarbeitung lässt auf einen hochwertigen Stoff schliessen; nur eine kaufkräftige Kundschaft konnte sich Kleider leisten, die ein Mehrfaches der eigentlich notwendigen Stoffmenge benötigten. Schliesslich holte die Mittelsfrau den Stoff ab, rechnete mit den Arbeiterinnen ab und entlohnte sie, die Weberin vermutlich in barer Münze, die Näherin mit der Lieferung von Garn. Weber:innen arbeiteten vermutlich schon seit dem 14. Jahrhundert als Lohnarbeiter:innen im Auftragsverhältnis und setzten ihre Erzeugnisse nicht selbst auf dem Markt ab, wie das Schuhmacher, Metzger oder andere selbstständige Handwerker taten. Frauen führten in der Textilproduktion oft auch nur einen Arbeitsschritt aus. Der Herstellungsprozess war personell und räumlich verteilt und folglich weit entfernt von geläufigen Vorstellungen über einen vollständigen Herstellungsablauf in einer Werkstatt bis zum Verkauf. Lohnarbeit war für weite Kreise der städtischen Gesellschaft eine Realität, insbesondere, aber nicht nur unter nichtzünftischen Tagelöhnern und Dienstboten.

Elisabeth von Basel und Adelheid Dachs erhielten keinen Stundenlohn, sondern wurden für den ausgeführten Produktionsschritt bezahlt, indem eine bestimmte Summe pro Elle festgelegt wurde, was nur dank der Standardisierung

des Produkts möglich war, wenn also Qualität und Breite bekannt waren. Elisabeth von Basel wusste anfangs nicht, dass die Mittelsfrau nicht auf eigene Rechnung wirtschaftete. Als ihr das klar wurde, ärgerte sie sich, nicht den doppelten Lohn verlangt zu haben. Dies weist auf die soziale Einbettung von Lohnvereinbarungen hin, denn offenbar war die Lohnforderung nicht nur von der auszuführenden Arbeit, sondern auch von persönlichen Beziehungen abhängig. Die Modalitäten der Anstellung ermöglichten es den Frauen, die Produktion in ihre übrigen Pflichten einzubinden. Das war ein typisches Muster für Frauenarbeit, die in guten Zeiten gerne genutzt, in schlechten Zeiten aber als unqualifiziert an den Rand gedrängt wurde.⁴⁹

In einer ähnlichen Lage wie die Weberinnen waren die Schneider. Wer ein neues Kleid brauchte, kaufte beim Tuchhändler oder Krämer den entsprechenden Stoff. Den brachte er zum Schneider, der ihn für einen Macherlohn verarbeitete. Ein Fall aus dem Jahr 1495 zeigt das Verhältnis von Material- und Lohnkosten. Der Stoff in «drye farben rott wiss unnd himelblöw», den ein gewisser Schweinfurter beim Tuchmann Hans Hiltbrand kaufte, kostete etwas über vier Pfund. Der Schneider Lorenz Jacklin nähte daraus für ein Pfund ein «kleid». Dessen Herstellung schlug folglich nur mit einem knappen Fünftel zu Buche. Schneider arbeiteten meist im Auftrag, oftmals gar im Haushalt des Kunden, und wurden schlecht bezahlt.⁵⁰ Die beiden Textilarbeiterinnen waren vermutlich keiner Zunft zugehörig, die Schneider hingegen schon. Prekär war die Lohnarbeit für sie alle.

Im obigen Fall der Baumwollherstellung im Verlagssystem waren abgesehen vom Colmarer Kaufmann alle Beteiligten Frauen. Offenbar konnten diese ohne Einschränkungen durch den Ehemann Aufträge annehmen. Während Frauen zu allen Zeiten ohne spezifische Ausbildung im Handwerksbetrieb des Mannes und im Nebenerwerb arbeiteten, gab es nur wenige Frauen, die selbstständig ein zünftisches Handwerk betrieben. Diese Möglichkeiten wurden im 16. Jahrhundert stark eingeschränkt, was jedoch nicht dazu verleiten soll, die Stellung der Frau im Handwerk des 14. und 15. Jahrhunderts zu überschätzen. Die Steuerlisten des 15. Jahrhunderts zeigen, dass die Verdrängung aus der Weberzunft schon zu dieser Zeit im Gange war.

Vor allem die einträglichen Arbeiten, das «Meisterwerk», behielten sich die Zünfte und damit die Männer vor.⁵¹ Ausserhalb der Zunft wurde die Produktion von Schleiern (und allgemein Tüchern für die Kopfbedeckung von Frauen) geduldet. Auch wenn dies immer wieder zu Konflikten mit der Zunft führte, unter anderem weil diese Stoffe auch anders genutzt wurden, so konnte sich diese Weberei doch behaupten und ermöglichte den Frauen, ein gewisses Mass an Organisation aufzubauen. So wurde 1484 eine eigene Schau für die Schleier errichtet, und als



69 Wirkteppich (Heidnischwerk) mit Edelleuten und Fabeltieren (Detail), Basel, um 1410/1420. — Die noch erhaltenen Wirkteppiche, beispielsweise im Historischen Museum Basel, zeigen entweder Heilige und Szenen aus der Heiligen Schrift oder lassen

sich wie der hier abgebildete einem höfischen Ideal zuschreiben: Jagdszenen inklusive wilder und exotischer Tiere, Liebesgärten mit erotischer Konnotation, reich geschmückte Hintergründe und Imitationen wertvoller Seidenstoffe.

Schiedspersonen im Konflikt mit den Webern setzte der Rat die städtischen Schaumeister als neutrale Instanz ein.⁵² Die Verdrängung der Frauen aus der Weberzunft bedeutete also, dass deren Textilarbeit weniger sichtbar wurde und ihnen der Zugang zu qualifizierter Ausbildung und Arbeit versperrt war. Um 1500 begann ausserdem die Verdrängung der Frauen aus der Werkstatt, wie sich anhand bildlicher Darstellungen von Werkstätten zeigen lässt. Das stützte sich auch auf den Ehrdiskurs der Handwerksgesellen, die ihre Ehre durch die Zusammenarbeit mit Frauen in der Werkstatt als gefährdet darstellten. Als Nische für handwerkliche Produktion neben der Schleierweberei blieben bis zur Reformation die Klöster. Die der Weberzunft daraus erwachsende Konkurrenz war ein wichtiger Faktor für die aktive Rolle der Weber in der Reformation.⁵³

Eine besondere Nische für Frauen-Handwerk war das Heidnischwerk. Die Auftraggeber:innen stammten aus den reichsten Patrizierkreisen der Stadt. Die von bürgerlichen Vorstellungen aus dem 19. und 20. Jahrhundert geprägte Forschung vermutete, dass adlige Frauen selbst die aufwendigen Textilarbeiten durchführten. Schon länger ist aber klar, dass spezialisierte Fachkräfte die Basler Wirkteppiche

herstellten – was nicht immer einfach zu erkennen ist, da sehr oft die Auftraggeber:innen das Material, das Werkzeug sowie den Raum zur Verfügung stellten. In Inventaren finden sich gerade bei Wohlhabenden viele Hinweise auf Material, das für Heidnischwerk gebraucht wurde.⁵⁴ Von der Kaufmannswitwe Margaretha Brand ist bekannt, dass um 1454 eine Heidnischwerkerin namens Barbara Langenstein bei ihr wohnte und in ihrem Auftrag arbeitete. Brand stiftete dem Kloster Klingental ein Altartuch, das wohl in ihrem Auftrag entstanden war.⁵⁵

Heidnischwerkerinnen tauchen übers ganze 15. Jahrhundert in Steuerlisten und Gerichtsakten auf, konnten sich also behaupten. Das ist im Kontext einer vielerorts zu beobachtenden Professionalisierung in der Herstellung von Luxus-textilien nicht selbstverständlich, denn die Schaffung von spezialisierten Werkstätten ging oftmals mit einer Verdrängung der Frauen einher, wie etwa das Beispiel englischer Stickerei zeigt.⁵⁶ Einige Heidnischwerkerinnen konnten offenbar von dieser Arbeit einen Haushalt finanzieren, wenn sie auch nicht reich wurden. Von einer Wirkerin heisst es, sie habe sich nach der Hochzeit «allein gesetzt und heidnisch wergh gearbeytt», sich also selbstständig gemacht.⁵⁷ Dass es sich dabei um professionelle Handwerkerinnen handelte, zeigt sich nicht zuletzt an zwei Wirkerinnen, die auch den Bildner, das heisst die Arbeitsvorlage, selbst herstellten. Dazu mussten sie die meist kleinere, von einem Künstler gelieferte Vorlage vergrössern und die Umsetzung mit verschiedenen Garnen planen.

Heute gilt Heidnischwerk als Textilkunst, doch die Trennung von Kunst und Handwerk war im 15. Jahrhundert noch nicht ausgebildet; der lateinische Begriff *ars* bezeichnet beides. Erst mit der Renaissance bildete sich die Figur des Künstlers als eigenständiger Schöpfer von Kunst heraus. Für die Zeitgenossen der Wirkerinnen galten diese wahrscheinlich ebenso als Kunsthandwerkerinnen wie die Kunstmaler. Die bürgerlichen Ideale späterer Zeiten hingegen sahen in den Textilkünstlerinnen Vorbilder für die Hausfrau, die sich in ihrer freien Zeit Textilarbeiten widmete.⁵⁸

Exportorientierung

Die Umwälzungen im europäischen Textilhandel waren auch in Basel spürbar. Jedoch blieben die Baumwollverarbeitung und die Entwicklung des Vogelschürlietz als eigener Spezialität immer in einem kleinen Rahmen und zeigen die Grenzen von Wirtschaftspolitik und unternehmerischen Versuchen auf. Die Charakteristik der sich bildenden Textilregionen bestand nämlich darin, der Importabhängigkeit beim Rohstoff eine exportorientierte Produktion von Standardprodukten

gegenüberzustellen. Diese Aspekte lassen sich auf eine gezielte Wirtschaftspolitik zurückführen.⁵⁹ In Basel kann man eine obrigkeitliche Förderung mit ähnlicher Zielsetzung in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts beobachten. Die Konkurrenz war allerdings gross, und auch in anderen Städten, etwa Augsburg, durchlief die Textilproduktion im 15. Jahrhundert eine Krise.⁶⁰ Spätere Versuche von Privaten, eine grössere Produktion aufzuziehen, scheiterten ebenfalls. 1474 floh ein Weber aus der Stadt, weil er sich dabei finanziell übernommen hatte. Das zurückgelassene Inventar umfasste verschiedene Webstühle und insgesamt 23 Schemel!⁶¹ Auch der Kaufmann Balthasar Army hatte 1492 mit seinem Versuch einer Grossproduktion von sechs Tuchen pro Woche kein Glück. Die Zünfte beharrten auf den Vorschriften, welche die Anzahl Webstühle eines Webermeisters limitierten.⁶²

Die ältere Forschung sah das Scheitern einer Basler Exportproduktion im Widerstand der Weberzunft begründet. Insbesondere konnte diese verhindern, dass im ländlichen Umfeld der Stadt Verlagsweberei entstand, wie das in den Exportgebieten der Fall war. Dass die Einschränkung von kaufmännischer Tätigkeit den Export entscheidend bremsen konnte, zeigt der Niedergang des Leinwandexports in Konstanz, nachdem der dortige Rat den Handel mit Rohstoffen begrenzt hatte.⁶³ Für die Zeit vor 1470 lagen die Gründe allerdings woanders. Eine starke Kaufmannschaft als wichtigste Voraussetzung für die Entwicklung einer exportorientierten Textilwirtschaft war in Basel zweifellos vorhanden.⁶⁴ Gerade in der Zeit der obrigkeitlichen Förderung, also vor 1450, blühten die Basler Handelsgesellschaften. Es ist deshalb davon auszugehen, dass sich die Kaufleute schlicht in lukrativeren Geschäften engagierten als im Vertrieb lokal hergestellter Textilien.

Versuch der Wirtschaftsförderung: Drahtzieherei

In den Jahren nach 1470 begann die Stadt Basel, eine eigene Drahtzieherei einzurichten. Bei dieser Technik, die um 1400 in Nürnberg entwickelt worden war, wurde der Draht mittels maschineller Kraft durch immer feinere Löcher gezogen. Drahtziehmühlen konnten mehr und regelmässigeren Draht produzieren, als das in Handarbeit möglich war. Für Basel war das Gewerbe aus zwei Gründen interessant. Erstens hatten die Basler Kaufleute Beteiligungen an Bergwerken, also Zugang zum Rohstoff,

und zweitens war Draht ein wichtiger Bestandteil der Schöpfersiebe in der Papierherstellung. Die städtischen Rechnungsbücher führen Ausgaben für den Kauf einer Mühle und die Errichtung einer Drahtzieherei auf. Ausserdem wurden einem Drahtzieher, der wohl aus Nürnberg gekommen war, über 38 Gulden vorgestreckt, die er allerdings nie zurückerstatten konnte. Wohl aus Gründen mangelnder Rentabilität wurde das Vorhaben bereits 1474 wieder aufgegeben.⁶⁵

Kapital und Handwerk: Papier und Buchdruck

Im Jahr 1472 eröffnete in Basel die dritte Druckwerkstatt, auch Offizin genannt. Das Geschäft von Michael Wenssler aus Strassburg erlebte einen raschen Aufschwung; in den 1480er-Jahren führte er die grösste Druckerei Basels mit über zwanzig Angestellten. Dann aber bedrängten ihn zunehmend finanzielle Schwierigkeiten. 1487 konnte er den Konkurs noch knapp vermeiden, 1491 nicht mehr. Wenssler floh aus Basel, liess seine schwangere Frau zurück, kehrte kurz zurück und verstarb später in Lyon. Seine umfangreiche Buchproduktion – es sind rund 160 Auflagen erhalten – war inhaltlich eher traditionell ausgerichtet. Scholastische Literatur, Gesetzestexte und kirchliche Gebrauchsliteratur wie Breviere (bistumsspezifische Gebetsbücher) machten den Hauptteil aus. Als sich die Finanzlage verschlechterte, setzte Wenssler verstärkt auf die Gebrauchsliteratur, weil die Kirche vermeintlich einen sicheren Abnehmerkreis darstellte. Das rettete ihn jedoch nicht.

Wensslers Fall hat mit den typischen Risiken des Druckergewerbes zu tun. Der Buchdruck bedingte hohe Investitionen. Das Papier machte rund die Hälfte der Gesamtkosten aus, dazu musste vom Herstellen der Lettern bis zum Setzen ein hochgradig arbeitsteiliger Produktionsprozess finanziert werden, bevor das fertige Buch verkauft und der Erlös eingestrichen werden konnte. Drucker brauchten also einen langen Atem. Wie die meisten Basler Drucker war auch Wenssler auf die Geduld der Angestellten angewiesen – sie klagten wiederholt ihren Lohn ein – und auf fremdes Kapital. Seine Investoren gehörten zur wirtschaftlichen und politischen Elite der Stadt, darunter viele Kaufleute.⁶⁶ Der wichtigste war sein Papierlieferant Jakob Steinacher, der 1490 die beträchtliche Summe von 660 Gulden einforderte. Wenssler verpfändete dafür seine wertvollsten Kleider und übergab seine ganze Werkstatteinrichtung an den Gläubiger. Steinacher mischte sich fortan in die Produktion ein und hielt sich damit schadlos. Auch im Konflikt mit den Angestellten sah das Gericht nun Steinacher als Leiter der Offizin und entschied, dass Steinacher diese entlohnen musste.⁶⁷

Migration und Innovation

Sowohl die Papierherstellung als auch der Buchdruck haben sich in Basel früh etabliert, und in beiden Bereichen entwickelte sich die Stadt schnell zu einem bedeutenden Standort. Migration spielte dabei die entscheidende Rolle. Die erste



70 Galliziani-Wasserzeichen. —

Das Wasserzeichen belegt die Verwendung von Galliziani-Papier für die von Berthold Ruppel und Bernhard Richel um 1472/73 gedruckte Bibel (Haegen 2001, S. 88).

Basler Papiermühle errichtete zwar ein Einheimischer, die Technologie stammte jedoch aus Italien. Der Kaufmann Heinrich Halbysen d. Ä. hatte sie dort oder auch in Nürnberg kennengelernt.⁶⁸ Der Transfer des Know-hows ist wohl auch der Präsenz von italienischen Gesandten am Basler Konzil zu verdanken. Der Papierbedarf des Konzils stellte zumindest einen indirekten Anreiz dar, als Halbysen die Allenwindenmühle ausserhalb von Kleinbasel zwischen 1433 und 1440 zur Papiermühle umbaute.⁶⁹ Offensichtlich ist die zentrale Rolle der Migration bei der zweiten bedeutenden Gruppe von Papierherstellern, den Gebrüdern Galliziani aus dem Piemont, die um 1450 nach Basel kamen und in der Folge die lokale Papierherstellung prägten. Im 15. Jahrhundert waren in Basel acht Papiermühlen aktiv, zwei ausserhalb der Stadttore, ganze sechs im St. Alban-Tal.

Auch die ersten Buchdrucker waren fast ausschliesslich Migranten. Der erste, Berthold Ruppel, stammte aus Hessen und war vermutlich identisch mit einem Mitarbeiter von Johannes von Gutenberg mit demselben Namen. Wie dieser druckte er als Erstes eine Bibel, die jedoch nicht genau zu datieren ist; sie erschien zwischen 1468 und 1471. Bis zum Jahr 1500 zählte Basel siebzig Drucker in rund fünfundzwanzig Offizinen.⁷⁰ Die Kunst des Druckens hat zwar Mainz erfunden, aus dem Dreck gezogen hat sie jedoch Basel – «Artem pressurae quanquam Moguncia finxit / E limo traxit hanc Basilea tamen»: So hiess es schon 1472 im Vorwort eines Buches aus der Werkstatt von Michael Wenssler.⁷¹

Papierherstellung und Buchdruck beruhten nicht nur auf technischen Errungenschaften, sondern brachten auch neue Arbeitsformen mit sich. Beide Gewerbe waren geprägt von einem langen Arbeitsprozess mit vielen Schritten und ausgeprägter Arbeitsteilung. Die Bezeichnung Papiermühle verweist auf den mechanisierten Arbeitsschritt des Stampfens, der mittels Wasserkraft angetrieben wurde und in Basel den Umbau bestehender Mühlen auslöste. Dabei wurden die Lumpen – Stoffreste aus Leinen, die zuerst einem Gärprozess ausgesetzt wurden – mindestens 36 Stunden mit nagelbesetzten Hämmern bearbeitet. Der entstandene Faserbrei wurde anschliessend verdünnt und in eine Bütte geleitet, wo der Schöpfer mit einem Drahtsieb das Papier schöpfte. Ein Leger nahm ihm das Papier ab und legte es fürs Pressen auf einen Filz. Stapelweise wurde das Papier mehrfach gepresst und anschliessend zum Trocknen aufgehängt. Im letzten Verarbeitungsschritt wurde das Papier geleimt, damit es nicht zu viel Tinte aufzog. Man verwendete dazu Leim aus eingekochten Schlachtabfällen. Abschliessend wurde das Papier mit einem Stein glattgestrichen. Nebst Schöpfer und Leger gab es Fachkräfte für die Bedienung der Stampfe. Wenig qualifizierte Arbeiten beim Sortieren und Zerreißen der Lumpen sowie beim Trocknen und Glätten des Papiers verrichteten oft Frauen und Kinder.⁷²

Auch beim Buchdruck arbeiteten verschiedene, zum Teil hoch qualifizierte Fachkräfte zusammen. Das begann beim Schneiden der Buchstabenvorlage, was oft Goldschmiede übernahmen, und setzte sich fort beim anschliessenden Giessen der Lettern. Dann kam der Setzer ins Spiel, der in der Lage sein musste, die Vorlage fehlerfrei in den Seitenspiegel zu übertragen. Nach der Korrektur der Fahnen (d. h. eines Probedrucks) folgte der eigentliche Druckvorgang in der Presse. In der Frühzeit des Buchdrucks wurden die Seiten oft manuell nachbearbeitet, mit gemalten Initialen und farbigen Buchstaben (Rubrizierung), um neue Abschnitte oder wichtige Wörter hervorzuheben. Die Bücher verliessen die Druckerei in der Regel als lose Blätter und wurden erst vom Käufer gebunden, oft zusammen mit anderen Texten.⁷³ Entsprechend lassen sich in Basel etliche Buchbinder nachweisen. Arbeitsteilung kam auch in anderen Handwerksbetrieben vor. Doch in Druckereien und Papiermühlen entstand eine Arbeitsteilung, bei der sich mehrere Produktionsschritte in Serie an einem Ort konzentrierten. Papiermühlen und mehr noch Druckereien bildeten die Frühformen von Manufakturen.

Die städtischen Kanzleien verwendeten schon seit Längerem immer häufiger Papier anstelle von Pergament; ab 1371 ist in den städtischen Rechnungsbüchern der Kauf von Papier nachweisbar. Im 14. Jahrhundert stammte das Papier

I

no n solū puctos d3 instruer?

crine sit fm plures sensus exponenda. ¶ **Q**uestio pri
ma de sacra doctrina theologie ois sit. 7 ad q se extendit. 7
primo de eius necessitate. ¶ **P**rimus articulus.

Uides q̄ nō sit necessarium p̄ter pblicas disciplinas ali

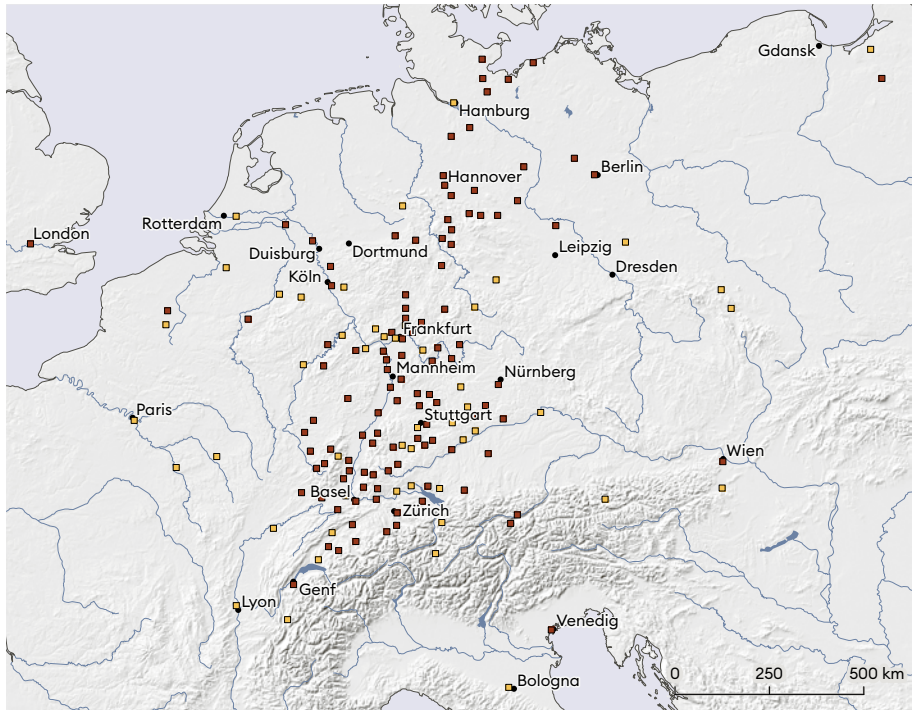
17

¶ Ad scđm sic proceditur

dit ex articulis fidei qui non sunt p se noti, cum non ab oī

182.

Verbreitung von Basler Papier in Europa im 15. Jahrhundert



72 Anhand der Wasserzeichen der Basler Papiermühlen lässt sich nachweisen, dass Basler Papier in Europa weit verbreitet war. Dies betrifft vor allem eine Region nordöstlich von Basel bis in den hohen Norden (Kartengrundlage: Kälin 1974, S. 209).

Verbreitung
 ■ sicher
 □ zugeschrieben

fast ausnahmslos aus Italien. Im Verlauf des 15. Jahrhunderts verdrängte französisches Papier das italienische, und Basler Papier vor allem aus den Mühlen der Galliziani kam auf. Letzteres konnte aber nur bedingt in die etablierten Vertriebskanäle eindringen. Anders war dies beim Buchdruck, wo vor allem die grossformatigen Folio-Drucke sehr oft Galliziani-Wasserzeichen aufweisen. Aber auch der Buchdruck stützte sich auf Importpapier, was vor allem auf die Verfügbarkeit nachgesuchter Formate zurückzuführen ist. Im Gegenzug dazu finden sich die Wasserzeichen der Basler Papiermühlen in einer grossen Region, die sich von Basel aus vor allem in nordöstlicher Richtung erstreckt. Papier und Bücher waren das

wichtigste Basler Exportprodukt in einem Markt, der Spezialisierung – hier in Bezug auf Qualität und Format des Papiers – und Lieferbarkeit höher gewichtete als die Kosten, die beim Transport entstanden.⁷⁴

Die Abnehmerkreise für Bücher waren je nach Werk unterschiedlich. Theologische und andere Lehrwerke in lateinischer Sprache konnten in ganz Europa abgesetzt werden, liturgische Gebrauchsliteratur in der jeweiligen Diözese. Die Drucker richteten ihre Produktion auf die Absatzmöglichkeiten aus. Ein Geleitbrief des Basler Rats von 1489 belegt, dass Michael Wenssler Bücher bis nach England schicken liess. Die Lieferung umfasste vier Fässer und einen kleineren Behälter.⁷⁵

Die wichtigste Institution zum Verkauf von Büchern war die Frankfurter Messe. Während die Drucker andernorts Vertretungen unterhielten, waren sie in Frankfurt in der Regel selbst vor Ort. Die Bedeutung dieser Messe lässt sich auch daran ablesen, dass sich in den Gerichtsquellen immer wieder Drucker finden, die ihre Gläubiger auf die Rückkehr aus Frankfurt vertrösten, weil sie sich erhoffen, nach einem guten Absatz dort wieder flüssig zu sein.⁷⁶ Der Buchdruck war von Anfang an auf einen überregionalen Markt ausgerichtet, der heimische Markt wäre deutlich zu klein gewesen. Im frühen 16. Jahrhundert mehren sich die Einträge zu Büchern in den Haushaltsinventaren. Ein einfacher Schuhmacher besass mehrere Bücher, ein Goldschmied über zwanzig und ein Amtmann gar über sechzig. Das zeigt, dass auch die Stadt selbst für den Verkauf von Büchern nicht völlig unbedeutend war.⁷⁷ Auch die Abnehmer:innen von kleinen Gelegenheitsdrucken sind in Basel zu suchen. Zu diesen sogenannten Akzidenzdrucken gehörten Kalender und Einblattdrucke wie Ablassbriefe und Verlautbarungen für kirchliche Auftraggeber.

Die Forschung zum Basler Buchdruck hat die Rolle Basels in der humanistischen Gelehrtenkultur betont. Ein Blick auf die bis 1500 gedruckten Werke zeigt zwar, dass dieser Bereich nur einen kleinen Teil der Produktion ausmachte. In Basel lassen sich aber schon früh qualitative Neuerungen feststellen, die in einer humanistischen Tradition standen. So war Johannes Amerbach einer der bedeutendsten Herausgeber humanistischer Literatur und druckte schon 1478 mit griechischen Lettern, während andere noch Lücken liessen für die manuelle Ergänzung griechischer Ausdrücke. Er war es auch, der 1486 als Erster mit einer neuartigen, aus Italien kommenden Schrift druckte, der Antiqua. Die humanistisch ausgerichteten Drucker als Unternehmer bemühten sich, in einem Markt mit zunehmender Konkurrenz zu bestehen, indem sie ihre Bücher sorgfältig ausarbeiteten und reich illustrierten. Insgesamt war es jedoch nicht der Humanismus,

der den Buchdruck zur Blüte brachte, sondern eher der blühende Buchdruck, der Humanisten nach Basel lockte.⁷⁸

Auch der Zusammenhang zwischen Buchdruck und Universität war anfangs lose. Einige der frühen Drucker, darunter Michael Wenssler, sind zwar in den Matrikellisten der Universität zu finden. Aber erst als der Druck etabliert war, bildete sich eine enge Verbindung von Bildung, Forschung und Buchdruck heraus. Jeweils relativ unabhängig von den anderen Faktoren entstanden, verbanden und beflügelten sich schliesslich in Basel die drei Faktoren Universität, Papierherstellung und Buchdruck. Viele Fälle von anderen Städten zeigen, dass das Blühen eines Zweiges keineswegs abhängig war vom Bestehen der anderen, deshalb sticht diese enge Verbindung besonders heraus.⁷⁹

Investoren und Angestellte

Papierherstellung und Buchdruck bedingten eine bestimmte Betriebsgrösse, um funktionieren zu können, und bei beiden machten sich die Investitionen nicht sofort bezahlt. Genau wie Michael Wenssler konnten die meisten Papiermacher und Drucker den Kapitalbedarf nicht selbst decken. Im Fall der Papiermühlen lässt sich das fehlende Eigenkapital meist beim Erwerb der Mühlen erkennen, der fast durchgängig mit der Aufnahme von Hypotheken in Form von Renten verbunden war. Dies führte dazu, dass Papiermühlen zu den wertvollsten städtischen Liegenschaften gehörten und sehr hoch mit Renten belastet waren. Bei den Druckern hingegen waren weniger die Anfangsinvestitionen von Belang als vielmehr laufende Investitionen vor allem für den Kauf von Papier, was sich nicht zuletzt in der Verschuldung bei Papiermachern äussert. Die neuen Technologien stellten somit ein unternehmerisches Risiko dar, das sich oft auszahlte – aber nicht immer. Anton Galliziani etwa legte einen steilen Aufstieg zum Kaufmann hin. Anderen erging es wie Michael Wenssler. Um ihren finanziellen Einsatz zu begrenzen, arbeiteten viele Drucker im Auftrag von Kaufleuten, die das Risiko trugen – und zwar anders als Wenssler freiwillig.⁸⁰

Buchdruck und Papierherstellung unterstanden als freie Künste keiner Kontrolle durch die Zünfte. Das ermöglichte erst die dafür nötigen grossen Werkstätten. Viele Drucker und Papierer wurden trotzdem Mitglied einer Handelszunft, weil sie ihre Produkte selbst vertreiben wollten. 1487 forderte die Schlüsselzunft den Buchhändler Andreas Helmut auf, der Zunft beizutreten oder aber seine Tätigkeit einzuschränken. Bei den Papiermachern zeigt sich, dass fast durchweg safranzünftig war, wer selbst einen Betrieb führte. Neben wirtschaftlichen Motiven

Spuren des Konzils

Das Konzil hat in Basel soziale, wirtschaftliche und kulturelle Spuren hinterlassen – bereits während es am Rhein tagte, aber auch weit darüber hinaus. Schätzungen gehen davon aus, dass die Konzilsväter mit ihrer Entourage zwischenzeitlich bis zu zehn Prozent der Bevölkerung ausmachten; dies steigerte die Nachfrage nach Gütern des täglichen Bedarfs und erhöhte die Erträge von Handel und Gewerbe. Der Bedarf an Papier etwa schoss durch die Anfertigung und Vervielfältigung der Konzilsakten in bisher ungekannte Höhen. Davon profitierte auch der städtische Fiskus, bildeten Konsumsteuern (◀Ungeld▶) doch seine wichtigste Einnahmequelle, zu der die Kirchenfürsten überproportional beitrugen. Im Gegenzug stellte die Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen eine Herausforderung dar, und das Konzil drängte beim Rat auf Preiskontrollen und Marktregulierungen, um seine Mitglieder vor Ausbeutung zu schützen. All dies überliefern die Quellen in grossem Detailreichtum und bezeugen damit, dass solche Regulierungen nur schwer durchzusetzen waren und regelmässig umgangen wurden.

Am Konzil erwuchs auch eine hohe Nachfrage nach Finanzen und entsprechenden Dienstleistungen. Dieser vermochte in Basel offenbar niemand zu entsprechen, sodass italienische Bankhäuser wie die Medici am Rhein Filialen eröffneten. Für die Bankiers, deren Hauptgeschäft ohnehin in der Kreditvergabe an die Kirche lag und die bereits über die entsprechenden Netzwerke verfügten, versprach das Konzil lukrative Geschäfte.

Gemeinsam mit den Kirchenfürsten gelangten aber auch unbekannte Buchbestände in die Stadt. So befinden sich griechische Handschrif-

ten und ein Koranmanuskript von 1242 aus dem ehemaligen Besitz des Konzils-Vizekanzlers Johannes von Ragusa bis heute in Basler Beständen. Diese Handschrift war weit gereist: vom Bosphorus nach Basel, von dort nach Savoyen, später (wohl) auch nach Zürich. Sie war ein begehrtes Studienobjekt für zahlreiche Gelehrte, denn in Auseinandersetzung mit dieser Handschrift wurden die seit dem Hochmittelalter in Spanien angefertigten Übersetzungen des Korans wesentlich verbessert. Auch nach der Reformation blieb sie Gegenstand philologisch-kritischer Beschäftigung und wurde etwa vom Theologen und Orientalisten Theodor Bibliander zur Vorbereitung der ersten gedruckten Ausgabe des Korans herangezogen, die 1543 in der Basler Offizin von Johannes Oporin angefertigt wurde. Die von den Konzilsangehörigen gelebte Wissenskultur (◀Konzilsuniversität▶) und die Formen ihrer Institutionalisierung (◀Kurienuniversität▶) hatten bei führenden Kreisen der Stadt Eindruck hinterlassen, sodass sich das der Stadt eigene wirtschaftliche Kalkül in eine überraschende Richtung wandte. Als der ehemalige Konzilssekretär Enea Silvio Piccolomini 1458 zum Papst (Pius II.) gewählt wurde, entsandte der Rat eine Delegation nach Mantua; diese bat bei dem mit Basel eng verbundenen Humanisten um die für eine Universitätsgründung notwendigen Privilegien. Mit päpstlichem Segen, kirchlichen Pfründen und einem Messeprivileg versehen, wurde am 4. April 1460 in einer feierlichen Zeremonie im Münster die *universitas Basiliensis* gegründet.

Die Politik des Rates sollte sich für die junge Universität und das intellektuelle Klima der Stadt aber noch an anderer Stelle als beson-

ders fruchtbar erweisen. Mit der bereitwilligen Aufnahme und raschen Einbürgerung von Immigranten aus Süddeutschland in den frühen 1460er-Jahren war der Buchdruck nach Basel gelangt. Die «schwarze Kunst» florierte aber auch, weil in der Kaufmannsstadt ausreichend Kapital und ökonomische Risikobereitschaft vorhanden waren, um in die neue Technologie zu investieren. Geld und Geist befruchteten sich hier gegenseitig; als Medium der Traditions-

überlieferung und Wissenszirkulation erwuchs zwischen Buchdruck und Wissenschaft innerhalb und ausserhalb der Universität eine produktive Verbindung.

Auch wenn die Gründung einer städtischen Universität kein lukratives Geschäft mit hohem «return on investment» darstellte, darf sie dennoch als wichtigster, wenn auch indirekter Beitrag des Konzils an die Geschichte der Stadt gelten. **Lucas Burkart**



mochte auch die Integration in die städtische Gesellschaft beim Zunftsbeitritt eine Rolle spielen. Die neuen Gewerbe waren zwar der Migration zu verdanken, wurden aber schnell in die städtische Wirtschaft eingebunden. Die Basler Kaufleute erkannten den Vorteil der Zunftbefreiung und investierten bereitwillig und in grossem Stil, was den Aufschwung erst ermöglichte.⁸¹

Eine gezielte städtische Förderung lässt sich nicht nachweisen, sie geschah eher durch Duldung, insbesondere der Immigration. Zollermässigungen erhielten der Papier- und Buchhandel erst gegen Ende des Jahrhunderts, als sie bereits etabliert waren.⁸² Es gab einige wenige städtische Eingriffe, darunter das auf zehn Jahre angelegte Verbot von 1471, im St. Alban-Tal neue Papiermühlen in Betrieb zu nehmen – was aber nicht die Papierherstellung einschränken, sondern die Versorgung mit Mehl sicherstellen sollte. Erste Ansätze zur Zensur zeigten sich im Jahr 1500, als der Rat im Kontext des Schwabenkrieges verbot, «Schmach und Spott» zwischen der Schweiz und Österreich weiter anzuheizen.⁸³

Die Betreiber der Papier- und Druckbetriebe waren kaum noch Handwerker, sondern Unternehmer und Händler geworden. Von den neunundvierzig namentlich bekannten Papiermachern bis 1500 waren neunzehn italienischer Herkunft. Die eigentlichen Arbeiter:innen in den Betrieben, seien es qualifizierte Handwerker oder Handlanger:innen, sind viel schwieriger zu fassen. Gemäss Steuerlisten umfassten Haushalte von Basler Papiermühlenbetreibern durchschnittlich sieben bis acht Mitarbeiter – dazu kamen all jene, die zwar als Gesellen oder Hilfskräfte angestellt waren, aber in einem eigenen Haushalt lebten. Vom grössten Teil dieses Personals ist nicht einmal ein Name überliefert, nicht zuletzt deshalb, weil sie eben keiner Zunft zugehörig waren. Das traf für drei Viertel aller Handwerker und Handlanger:innen in der Papierherstellung zu. Noch mehr namenlose und unzünftische Angestellte waren im Buchdruck engagiert. In den 1470er-Jahren lebten zwischen fünfzig und fast siebzig Druckergesellen in den Haushalten der Drucker. Später wurden die Haushalte kleiner, wohl weil viele Druckergesellen nicht mehr bei ihren Arbeitgebern wohnten.⁸⁴

Über die konkreten Arbeitsbedingungen all dieser Angestellten lässt sich kaum etwas erfahren. Man vermutet, dass die Löhne eher hoch waren.⁸⁵ Wie andere auch, waren ihre Meister mit der Lohnzahlung oft im Verzug, und sie mussten diese gerichtlich einfordern. Ob sie als Nichtzünftige einen geringeren Schutz vor schlechter Behandlung hatten, ist nicht zu klären, zumindest konnten sie sich in Arbeitskonflikten an das Stadtgericht wenden. 1471 vermittelte dieses einen Vergleich zwischen den «meistere, so die büchere trucken» – gemeint waren damit wohl Bernhard Richel und Berthold Ruppel, die wie viele Drucker gemeinschaft-

lich arbeiteten⁸⁶ – und «iren knechten». Letztere sollten «uff hüt wider an ir werk gon», dieses den Meistern «nutzlich» und «erlich» ausführen und auch «kein büntnis under inen selbs machen». Im Gegenzug sollten die Meister ihre Gesellen angemessen behandeln «mit essen, trinken oder anderm». Wer künftig nicht zufrieden sei, könne den Vertrag auflösen, wobei dem Knecht der Jahreslohn anteilmässig geschuldet war.⁸⁷ Die Druckergesellen traten ähnlich wie die Schleierweberinnen vor Gericht als Gruppe auf und hatten auch gemeinsam die Arbeit niedergelegt. Der Konflikt um Essen und Trinken kann darauf verweisen, dass die Knechte Teil des Druckerhaushalts waren, muss jedoch auch vor dem Hintergrund interpretiert werden, dass Verköstigung im Spätmittelalter häufig ein sehr wichtiger und vor Teuerung geschützter Lohnbestandteil war. Auf den ersten Blick erstaunlich ist das Verbot eines Bündnisses. Dieses ist jedoch nicht als Verbot von zunftähnlichem Zusammenschluss zu lesen, sondern diente zur Verhinderung einer Verschwörung – die letztlich als gegensätzlich zum Zunftprinzip wahrgenommen wurde.

Zünfte und neue Arbeitsformen

Die Rolle der Zünfte war vielfältig und nicht auf die Wirtschaft beschränkt, wie ihre religiösen und sozialen Aufgaben zeigen. Ihre wirtschaftliche Bedeutung war zweischneidig: einerseits schützten sie ihre Mitglieder vor Konkurrenz, andererseits dominierten Regulierung und Kontrolle. Es ist wohl kein Zufall, dass die innovativen Exportprodukte (Papier und Bücher) in nicht zunftisch kontrollierter Produktion entstanden. Die Kaufleute, die beides vertrieben, waren aber in der Regel Mitglied einer Handelszunft. Im Bereich des Handels erwiesen sich die Zünfte eher als innovativ. Zünfte waren die zentralen Institutionen im Verteilungskampf um Arbeitseinkommen. Die Abgrenzung von nichtzünftischer Konkurrenz konnte aber nicht verhindern, dass auch viele zünftische Lohnarbeiter:innen in prekären Verhältnissen lebten. Die Zünfte waren eben nicht einheitlich, es gab wie beschrieben ein grosses Gefälle innerhalb der Vereinigungen, aber auch zwischen ihnen – mit einer klaren Dominanz der reichen Angehörigen von Handelszünften.

Während nach wie vor viele Handwerke alle Arbeitsschritte der Produktion ausführten und ihre Erzeugnisse selbst vermarkteten, stieg der Anteil an Personen,

die in stark arbeitsteiligen Prozessen involviert waren. Frauen, die Lumpen zerrissen oder Falten einnähten, und Männer am Schöpfungsbottich oder an der Druckpresse führten nur noch einen kleinen Arbeitsschritt aus und verloren damit den Überblick und auch die Kontrolle über einen Herstellungsprozess. Dieser geriet immer stärker in die Hände von Kaufleuten, die als Investoren zu frühkapitalistischen Unternehmern wurden. Deren Angestellte waren oft Teil der grossen Gruppe von städtischen Working Poor,⁸⁸ zu denen auch die vielen nichtzünftischen Tagelöhner:innen und Dienstboten gehörten.

- 1 Billo u.a. 2018, S. 87, 102.
- 2 Heusler 1860, S. 77, 83, 86, 115.
- 3 BUB, Bd. 1 und 2.
- 4 Heusler 1860, S. 118.
- 5 Geering 1886, S. 98.
- 6 BUB, Bd. 2, Nr. 77.
- 7 Weberurkunde 1268, BUB, Bd. 2, Nr. 9.
- 8 Geering 1886, S. 120.
- 9 Schulz 2010, S. 56 f.
- 10 Pfister 2011, S. 28.
- 11 Schulz 2010, S. 54. Simon-Muscheid 1988, S. 161. Simon-Muscheid 1995, S. 83.
- 12 Reininghaus 1982, S. 10. Von Tschärner-Aue 1975, S. 7.
- 13 Schulz 2010, S. 238.
- 14 Portmann 1979. Reininghaus 1982. Simon-Muscheid 2009.
- 15 Rippmann 1995, S. 26 f.
- 16 Schulz 2010, S. 236.
- 17 Simon-Muscheid 2009, S. 270 f.
- 18 Pfister 2011, S. 33.
- 19 Ogilvie 2019, S. 581.
- 20 Fouquet 1999, S. 49 f. Hitz 2017. Schulz 2010, S. 154 f.
- 21 Hitz 2022, S. 44. Simon-Muscheid 2004, S. 127 f., 184 f.
- 22 Die Ausführungen zum städtischen Bauwesen basieren auf Fouquet 1999, passim.
- 23 Rippmann 1998, S. 150.
- 24 Fouquet 1999, S. 66, 208.
- 25 Saelens 2019.
- 26 Schulz 2010, S. 76 f.
- 27 Simon-Muscheid 1995, S. 87–90.
- 28 Zu den vielen Gewerben am Wasser: Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1 (1911), S. 272.
- 29 Cramer 1984. Simon-Muscheid 1988. Schulz 2010, S. 75. Schüpbach-Guggenbühl 2015, S. 46 f.
- 30 Egger 2005, S. 169 f. Heusler 1860, S. 87 (die Bäcker betreffend). Fechter 1856, S. 84 f. (ebenfalls in Bezug auf die Bäcker).
- 31 Schulz 2010, S. 89.
- 32 Rippmann 1998, S. 152 f.
- 33 Major 1911, S. 249–251. Simon-Muscheid 2004, S. 21–33.
- 34 Simon-Muscheid 2004, S. 84–86, 96.
- 35 Nutz 2013. Simon-Muscheid 2010. Ribbert 2003, S. 126 f. Vincent 1935. Millet 2020.
- 36 Geering 1886, S. 284 f. Rapp; Stucky-Schürer 1990. Rippmann 1995. Simon-Muscheid 1998.
- 37 Major 1911. Rapp; Stucky-Schürer 1990. Ribbert 2002. Wackernagel 1885.
- 38 Stromer 1978.
- 39 Bodmer 1960. Fennell Mazzaoui 2009. Huang; Jahnke 2015. Stromer 1978.
- 40 Abraham-Thisse 1997. Steinbrink 2007. Stoffe in Major 1911.
- 41 Egli 2015. Fennell Mazzaoui 2009. Frenz 2000. Geering 1886, S. 293. Huang 2015. Simon-Muscheid 1988, S. 173 f. Soly 2008.
- 42 Stromer 1978, S. 119.
- 43 Bodmer 1960, S. 24 f. Geering 1886, S. 35, 252 f., 363, 394. Schweizer 1921, S. 28 f. Seiler 1925, S. 18.
- 44 Simon-Muscheid 2004, S. 69, 73, 77.
- 45 StABS, Gerichtsarchiv O 2, 42v.
- 46 Bodmer 1960, S. 66.
- 47 Fechter 1856. Geering 1886, S. 130. Major 1911. Simon-Muscheid 1995. Simon-Muscheid 1998. Stromer 1978.
- 48 Stromer 1978, S. 17 f.
- 49 Simon-Muscheid 2004, S. 54.
- 50 StABS, Gerichtsarchiv D 16, fol. 121r. Schulz 2010, S. 155.
- 51 Simon-Muscheid 2004, S. 89.
- 52 Howell 1986. Parker 2019. Seiler 1925. Simon-Muscheid 1992. Simon-Muscheid 1995. Simon-Muscheid 2004, S. 91–97.
- 53 Simon-Muscheid 2004, S. 54–58. Simon-Muscheid 1988, S. 246 f. Simon-Muscheid 1998, S. 382.
- 54 Gajewski 2016. Major 1911. Parker 2019. Rapp; Stucky-Schürer 1990.
- 55 Degler-Spengler 1969, S. 56. Rapp Buri; Stucky-Schürer 1995. Rapp; Stucky-Schürer 1990, S. 50. Simon-Muscheid 1998, S. 388 f.
- 56 Parker 2019, S. 44.
- 57 Rapp; Stucky-Schürer 1990, S. 48.
- 58 Parker 2019, S. 24 und 81.
- 59 Stromer 1978, S. 17 f.
- 60 Baur 2015, S. 153.
- 61 Simon-Muscheid 2004, S. 74.
- 62 Bodmer 1960, S. 64.
- 63 Egli 2015. Frenz 2000.
- 64 Vgl. dazu Soly 2008. Stromer 1978.
- 65 Fouquet 1999, S. 340, 388 f. Stromer 1977, S. 103.
- 66 Hitz 2022, S. 106.
- 67 Burkart 2019. Haegen 2001. Haegen 2007. Piccard 1966. Stehlin 1887.
- 68 Piccard 1966, S. 1843.
- 69 Kälin 1974, S. 33. Piccard 1966, S. 35. Schultz 2018, S. 173 f.
- 70 Lanfranchi 2013, S. 27. Hagemann 1960, S. 243.
- 71 Geering 1886. Haegen 2001. Luchsinger 1953, S. 37. Piccard 1966. Schultz 2018.
- 72 Schultz 2018.
- 73 Burkart 2016.
- 74 Schultz 2018, S. 468. Kälin 1974.
- 75 Welti 1964. Stehlin 1887.
- 76 Hitz 2022, S. 340.
- 77 Major 1911, S. 262–264.
- 78 Haegen 2001. Luchsinger 1953, S. 2, 6. Burkart 2016.
- 79 Haegen 2001, S. 85–90, 121–123.
- 80 Sebastiani 2018, S. 34. Hitz 2022, S. 110–115.
- 81 Haegen 2001, S. 102 f.
- 82 Schultz 2018, S. 468. Haegen 2001, S. 104.
- 83 Haegen 2001, S. 106. Tschudin 1984, S. 55.
- 84 Hitz 2022, S. 97 f. Piccard 1966, S. 1923.
- 85 Thommen 1953, S. 54.
- 86 Burkart 2019. Piccard 1966.
- 87 StABS, Gerichtsarchiv A 30. Stehlin 1887. Fechter 1863.
- 88 Simon-Muscheid 2011, S. 33.



Benjamin Hitz

Handel und Kapital

In der dichter werdenden Überlieferung des 14. Jahrhunderts tritt der Reichtum der Stadt Basel hervor. Insbesondere der Fernhandel ermöglichte es einigen Kaufleuten, in kurzer Zeit beträchtliche Vermögen zu erwirtschaften; auch der städtische Haushalt konnte ansehnliche Einnahmen generieren. Das gewonnene Geld wollte gut angelegt sein, und so entwickelte sich Basel zu einer Drehscheibe für Kreditgeschäfte von Privaten und der öffentlichen Hand. Findige Basler Kaufleute nutzten die günstige Lage der Stadt, schlossen sich zu Handelsgesellschaften zusammen und versuchten, Monopole für Handelsgüter zu erlangen. Im Spannungsfeld zwischen gesicherter Versorgung und individuellem Gewinnstreben brachen Gegensätze zwischen Handel und Handwerk auf, welche die städtische Politik prägten. Geld als Münze und Wertmassstab setzte einen wichtigen Rahmen für wirtschaftliche Aktivitäten, war aber in seiner Stabilität – wie andere Geldformen auch – dauernd gefährdet. Entsprechend bildeten sich verschiedene Formen von Kapitalanlagen heraus.

Handel

Ans erste Basler Kaufhaus erinnert heute nur noch dessen Portal. Zwischen Freier Strasse und Gerbergasse gelegen, war das grosszügig angelegte und zentral platzierte Kaufhaus eine wichtige Drehscheibe des Basler Handels. Seine Eröffnung im Jahr 1378 markierte die zunehmende Kontrolle des Basler Rats über den Handel, nachdem dieser die Zoll- und Münzrechte vom Bischof übernommen hatte. Auswärtige Kaufleute mussten ihre Güter im Kaufhaus verzollen; Schreiber und Kaufhausherren sorgten für die Dokumentation der Geschäfte und eine eigene Gerichtsbarkeit. Dank Wechselstube und später dem Stadtwechsel war es auch ein zentraler Ort für Finanzgeschäfte.¹

Handelswege und -routen

Dank ihrer Lage profitierte die Stadt Basel von der Intensivierung des Fernhandels seit dem Hochmittelalter. Ein bedeutender Anteil des Nord-Süd-Handels zwischen den prosperierenden Regionen in Flandern, den Niederlanden und Südengland sowie dem ebenfalls wirtschaftlich erstarkten Norditalien passierte Basel. Mit der Eröffnung des Gotthardpasses im 13. Jahrhundert und der zunehmenden

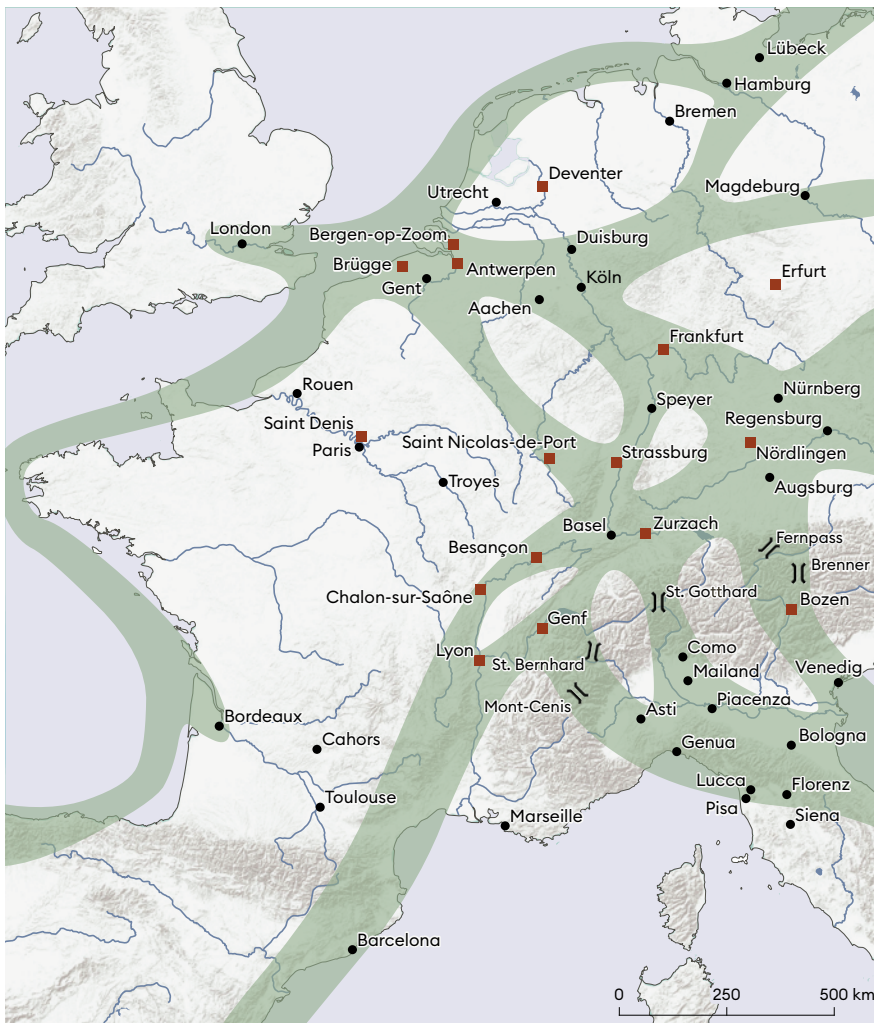


74 Kaufhausportal im Gebäude der ehemaligen Hauptpost. — Das 1572 erstellte Portal im typischen Renaissancestil wurde im 19. Jahrhundert wiederverwendet, als das Kaufhaus der (inzwischen aufgehobenen) Hauptpost weichen musste und an den Barfüsserplatz verlegt wurde.

Exportorientierung auch süddeutscher Gebiete verstärkte sich der Durchgangsverkehr zusätzlich. Eine eher regionale Bedeutung erlangte die West-Ost-Achse zwischen dem Bodensee und dem Burgund.²

Die Hauptachse von Basel in den Norden folgte dem Rhein, während sich die Handelswege in den Süden auffächerten, um über verschiedene Juraübergänge in die Städte des Mittellandes und schliesslich über den Gotthard zu führen. Ein wichtiger Verkehrsweg war der Rhein, der für den Transport zu Schiff geeignet war. Im Verlauf des 15. Jahrhunderts verloren die Flussrouten wegen der wachsenden

Europäische Handelswege im Hoch- und Spätmittelalter



75 Basel lag im europäischen Handel vor 1500 günstig im Schnittpunkt einer wichtigen Nord-Süd-Achse und der West-Ost-Achse (Kartengrundlage: Irsigler 2003, S. 233).

- Messeort
- Wirtschaftszentrum
-)) Gebirgspass
- Hauptachsen

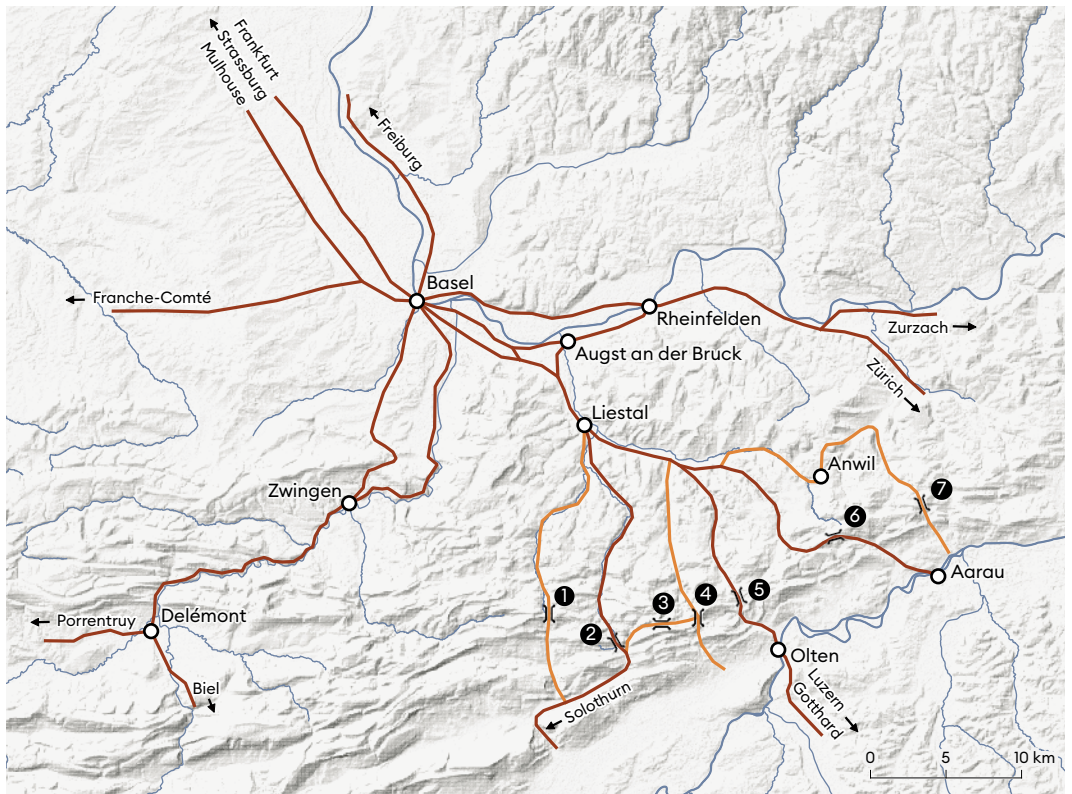
Zahl von Zollstellen an Bedeutung.³ Zuvor war der Rhein der herausragende Verkehrsweg gewesen, weshalb der bischöfliche Zoll ursprünglich auf den Rheintransit beschränkt war. Er wurde im Ballhof erhoben, dem Vorgänger des Kaufhauses; der Begriff bezieht sich auf die Lagerung der Warenballen.⁴ Der Ballhof lag anfangs am Rheinufer, später in der Gerbergasse (am Ort des heutigen Zunfthauses der Safranzunft).⁵ Die ersten überlieferten Zolltarife aus dem frühen 13. Jahrhundert erwähnen als wichtigste Herkunftsgebiete von Gütern die Lombardei und «Francia», also wohl die Champagne, wo die damals wichtigsten Messen stattfanden.⁶

Das Volumen des Transithandels lässt sich kaum abschätzen, weil die Zolleinnahmen zu ungenau dokumentiert wurden. Die Zolltarife lassen immerhin erkennen, welche Arten von Gütern man erwartete.⁷ Im Nord-Süd-Handel dominierten Textilien: Woll- und Baumwollstoffe aus der Lombardei, Samt und Seide aus dem Veneto, Wolltuche (darunter auch englische) aus Flandern. Nebst lokalen Spezialprodukten wie dem hochwertigen Stahl aus der Lombardei oder Glas-, Gold- und Silberwaren aus Venedig gelangten zudem Importe aus weit entfernten Gegenden via Italien nach Basel, etwa Mandeln, Feigen und Gewürze wie Zimt, Pfeffer und Ingwer, für deren Mischung die Krämer zunehmend Pulverstampfen in Betrieb nahmen.⁸ Reis, Qualitätsweine und Olivenöl aus dem Süden sowie die in grossen Mengen eingeführten, gesalzenen und geräucherten Meerfische aus dem Norden vervollständigen das Bild. Aus Südwesteuropa gelangten provenzalische Buchsholz sowie spanischer Safran und katalonische Korallen nach Basel. Güter des West-Ost-Handels gab es in den Zolltarifen deutlich weniger. Aus dem Burgund kamen fast nur Salzlieferungen, während zu vermuten ist, dass Wachs und Felle ihre Herkunft im Osten hatten. Ebenfalls aus östlicher Richtung kamen Metallprodukte aus Schwaben und Nürnberg.

Basel war auch eine Drehscheibe für die Region, etwa für Leinwand aus der Bodenseegegend oder Seide aus Zürich. Elsässer und Breisgauer Weine wurden ins Gebiet der Eidgenossenschaft gehandelt. Aus dem Breisgau fanden ausserdem Silber und Blei ihren Weg nach Basel. Im Gegenzug gelangten Produkte aus der Eidgenossenschaft über Basel nach Norden; nebst Holz aus dem Jura und den Voralpen dominierten die Erzeugnisse der Viehhaltung: Leder, Schlachtvieh, Ziger und Käse.

Um die Qualität der Waren zu sichern, waren überall in Europa Kontrollen – sogenannte Warenschauen – eingeführt worden. Geprüfte Ware wurde mit einem Zeichen versehen, das nicht zuletzt die Herkunft des Stoffes kennzeichnete. Dieses System der Qualitätssicherung war aber hochgradig gefährdet, und zwar durch individuelle Betrugsversuche ebenso wie durch obrigkeitlich geduldete

Strassennetz in der Umgebung von Basel um 1500



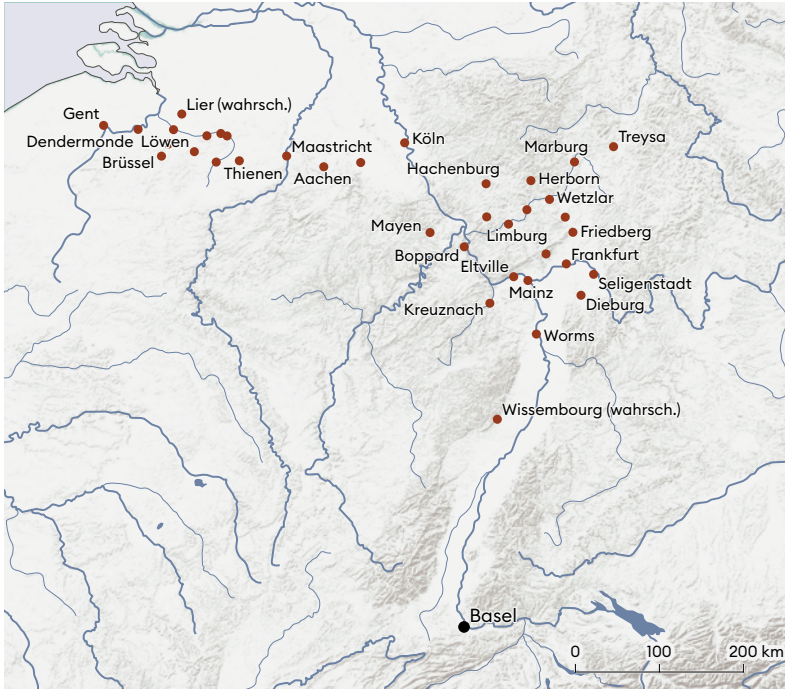
76 Vor allem Richtung Süden fächerten sich die Routen auf verschiedene Juraübergänge auf (Kartengrundlage: Doswald 2004, S.14).

— Hauptroute
— Nebenroute
≡ Jura-Pässe

- 1 Wasserfallen
- 2 Oberer Hauenstein
- 3 Chilchzimmersattel
- 4 Chalhöchi
- 5 Unterer Hauenstein
- 6 Schafmatt
- 7 Benkerjoch

und geförderte Nachahmung. Besonders gut dokumentiert ist dieses Problem für Textilien. Auch Basel wirkte daran mit, indem man Barchentstoffe mit einem «B» zeichnete, das üblicherweise Stoffen aus Biberach vorbehalten war.⁹

Der Fernhandel bediente mit meist teuren Handelsgütern eine differenzierte Nachfrage in einem weiten Umkreis. Wie heute auch transportierten Kaufleute ähnliche Handelsgüter in beide Richtungen, um in vielen Städten Europas eine grosse Auswahl an Gütern zur Verfügung zu stellen. Der Fernhandel gründete also auf einem Bewusstsein für Warendiversität, aber auch auf der Tatsache, dass der



77 Die breite Palette der in Basel gehandelten Produkte bezeugt eine Liste aus dem späten 14. Jahrhundert, die für insgesamt 37 Tuchstädte aus Flandern und Deutschland festhielt, wie viele Basler Ellen ein Standardtuch mass. Die Textilien wurden in der Regel an den Messen in Frankfurt am Main gehandelt (Ammann 1937, S. 29, 32 f., 42 f.). Die Liste diente also nicht nur der Preisfestlegung, sondern wohl auch der Erkennung von Fälschungen.

Transport verhältnismässig günstig war. Im 15. Jahrhundert verteuerte etwa der Transport von Genua nach Nürnberg Pfeffer um lediglich 15 Prozent.¹⁰ Wichtig war, Leerfahrten zu vermeiden, und so handelten Kaufleute mit zum Teil beliebig wirkenden Waren.¹¹ Viele Güter waren als Beihandelsgut unterwegs – für Basel wichtig war das Papier, das in relativ geringen Mengen gehandelt wurde und sowohl Import- als auch Exportgut war.¹² Die Tätigkeit der Kaufleute beschränkte sich also nicht darauf, Produkte an Orte zu bringen, wo es diese nicht gab, und sie waren meist wenig spezialisiert.

Basel profitierte nicht einfach von seiner günstigen geografischen Lage, sondern förderte als städtisches Gemeinwesen den Handel durch die Stadt. Ob auch der Bau der Rheinbrücke (vgl. Stadt.Geschichte.Basel, Bd. 2, S. 242 f.) dazu zählt, lässt sich nicht abschliessend klären. Mit der Eröffnung des Gotthards hing ihr Bau kaum zusammen; die Brücke war vor allem für die Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs wichtig. Trotzdem zog sie als einer der am weitesten rheinabwärts gelegenen Flussübergänge sicher einigen Verkehr an. Deutlicher lässt sich die für die Zeit typische Absicht, den Handel zu fördern und zugleich davon zu profitieren, im Fall

der Strasse nach Kembs erkennen. Um die Wende zum 15. Jahrhundert entstand unter Aufsicht des Basler Rats eine neue linksrheinische Strasse dorthin, ‹neuer Weg› genannt, die sich zur wichtigsten Route nach Strassburg entwickelte.¹³ Zunächst nur ein Kostenpunkt in den Stadtrechnungen, war sie später eine regelmässige, wenn auch kleine Einkommensquelle. Die Gebühr wurde unabhängig vom Wert der Ladung und auch von Basler:innen erhoben und war somit kein Zoll, sondern eher eine Benutzungsgebühr analog zur Brückengebühr über die Rheinbrücke.¹⁴

Zölle

Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts gab es in Basel nur einen bischöflichen Zoll. Die Zolleinnahmen des zunehmenden Durchgangsverkehrs lockten den erstarkenden Rat, der um 1360 zunächst gegen den Willen des Bischofs städtische Zölle einführte. Kaiser Karl IV. löste den Konflikt, indem er 1368 einen Reichszoll errichtete und ihn an die Stadt verpfändete. Schon 1373 übernahm der Rat den Bischofszoll und die Kontrolle des Salzhandels als Pfand für eine Summe von 12 500 Gulden. Damit hatte der Rat innert weniger Jahre die vollständige Kontrolle über die Zölle in der Stadt erworben. Im Verlauf der folgenden Jahrzehnte kamen weitere Zölle an den wichtigen Verkehrswegen ausserhalb der Stadt in seine Hand, etwa 1421 in Kembs fünfzehn Kilometer rheinabwärts oder 1433 ein Brückengeld bei der neu errichteten Brücke über die Wiese.¹⁵

Dem Zoll unterworfen waren in erster Linie Fremde, die Handelsgüter durch die Stadt führten oder in der Stadt en gros absetzen wollten. Um den Fernhandel von Basler Kaufleuten zu fördern, waren Basler Bürger beim Transithandel vom Zoll befreit. Der Detailhandel war innerhalb der Stadtmauern zollbefreit. Das galt insbesondere für Nahrungsmittel wie die Versorgung mit Brot und Fleisch. Auch Wein musste nur beim Export verzollt werden. Diese Regelungen vereinfachten den Import, doch waren Lebensmittel mit Verbrauchssteuern hoch belastet, sodass der Rat zwei Ziele verfolgen konnte: Versorgungssicherheit und städtische Einnahmen.¹⁶

Zollbefreiungen für Geistliche beruhten nicht auf wirtschaftspolitischen Überlegungen, sondern auf den zeittypischen Privilegien des Klerus; hingegen sind Zollbefreiungen auf der Grundlage von Vereinbarungen, etwa mit Österreich und der Markgrafschaft Baden, eher vor dem Hintergrund einer sicheren Versorgung der Stadt zu sehen. Aber auch wo ein Zoll vorgeschrieben war, hatten die Zöllner einen Spielraum. Sie konnten die festgelegten Tarife unterschreiten, um den Transit nicht zu gefährden, denn bei zu hoher Zollbelastung wichen die Kauf-

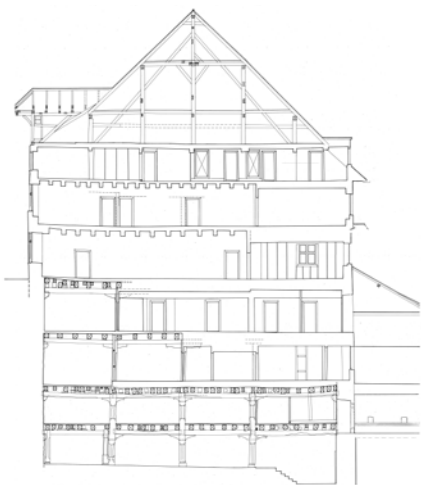
leute auf alternative Routen aus. Der älteste Stadtzolltarif erlaubte dies insbesondere bei Waren aus Venedig.¹⁷ Insgesamt folgte die Zollpolitik also nicht primär wirtschaftspolitischen Zielsetzungen, sondern wollte städtische Einnahmen sicherstellen, ohne die Versorgung der Stadt zu gefährden.

Orte des Handels

Es gab in Basel einige Plätze, auf denen montags und freitags Wochenmärkte stattfanden, sowie mit dem Rindermarkt auch einen Strassenmarkt im nördlichen Teil der Gerbergasse, wo bis ins 19. Jahrhundert Vieh gehandelt wurde. Ein kleiner Teil des heutigen Marktplatzes beherbergte unter dem Namen Kornmarkt den Handel mit Getreide und Wein, Fische erwarb man auf dem Fischmarkt, der heute noch so heisst. Alles Übrige konnte man ursprünglich auf dem Münsterplatz erwerben, bevor der Markt 1356 nach den Erdbebenschäden auf den Barfüsserplatz wechselte. 1410 ordnete der Rat die Rückverlegung auf den Münsterplatz an, wo der Markt

Diese Abbildung kann aus urheberrechtlichen Gründen nicht in der Open-Access-Ausgabe angezeigt werden. Sie ist jedoch in der gedruckten Ausgabe enthalten.

78 Konrad Witz, Strassenszene im Hintergrund von «Die Heiligen Katharina und Magdalena», 1440/1445. — Mit dem Konzil breitete sich der Detailhandel in die ganze Stadt aus. Nicht nur die *Gaden* im Erdgeschoss von grösseren Häusern dienten nun als Verkaufsstände, sondern auch hölzerne Verkaufsstände auf offener Gasse. Die Safranzunft konnte entlang der Fassade ihres Zunfthauses an der Gerbergasse ganze neun «Ledlin» einrichten, die sie für einen bescheidenen Zins an verschiedene Handwerker wie etwa Schuhflicker, Holzschuhmacher oder Schneider vermietete – auch lange über das Konzil hinaus (Geering 1886, S. 272. Abrechnungen 1487–1507 in StABS, Zunftarchive Safran 199).



↑ 79 Haus «zum Grossen Keller» (Kellergässlein 7 / Peterskirchplatz 1), Aufriss. | ↗ 80 Holzstützen im untersten Kellergeschoss. —

Wohl als Lagerraum für den Handel diente ein eindruckliches Gebäude mitten im Talhang zwischen Fischmarkt und Petersgasse: das wegen seiner grossen Lagerräume zu Recht so genannte Haus «zum Grossen Keller», dessen Kellerräume sich mehrere Besitzer teilten. Der Bau war äusserst anspruchsvoll, mussten doch, gerechnet von der Petersgasse, vier Geschosse senkrecht in den Talhang vorgetrieben werden. Möglich war dies nur durch die

Bautechnik des Unterfangens (vgl. Stadt. Geschichte.Basel, Bd. 2, S. 209). Das originale Stütz- und Balkendeckenwerk hat sich in den Kellerräumen erhalten und wurde in die Zeit um 1250 datiert. Eigenartig, aber verständlich ist seine doppelte Ausrichtung: Nur der über dem Niveau des Peterskirchplatzes liegende zweigeschossige Wohnteil ist zu diesem hin ausgerichtet, während sich die darunterliegenden vier Geschosse im Hang zur Talstadt hin öffnen, wo Handel und Gewerbe getrieben wurde (Reicke 2002, S. 180–183. Matt; Jaggi 2011, S. 43, 45, 53 f.).

von alters her gewesen sei, was aber nicht von allen Händlern befolgt wurde. Zu Beginn des Konzils wurde dann endgültig der Barfüsserplatz zum Marktplatz. All diese Marktplätze waren durchwegs kleiner als die heutigen Plätze; der Kornmarkt wurde 1377 ein erstes Mal erweitert, alle anderen nach 1500.¹⁸

Wichtige Orte für den Transithandel waren zunächst die Herbergen, die ausser Kaufleuten auch grössere Warenmengen beherbergen konnten.¹⁹ 1355 wollte der Wirt Konrad Sinze sämtliche Kaufleute aus Mailand dazu verpflichten, bei ihm abzusteigen, wie ein Schreiben der Mailänder Kaufmannschaft belegt: «Kaufleute und Leute aus Mailand und ihre Gesandten und Faktoren [...] können und müssen zu Gast sein in eurem [Sinzes] Gasthaus.»²⁰ Die Zollerhebung war durch diese Praxis erschwert, und so entstanden im 14. Jahrhundert zentrale Lagergebäude: der bischöfliche Ballhof und ebenso das vermutlich seit Beginn städtische

Salzhaus an der Schiffllände, wo nicht nur Salz lagerte.²¹ Wichtige Drehscheibe des Handels war die bis 1373 bischöfliche Fronwaage, wo alle Waren, deren Zoll gemäss Gewicht festgelegt wurde, gewogen werden mussten.²² Kurz nach der Übernahme von Zoll und Fronwaage liess der Rat das städtische Kaufhaus bauen. Nach dessen Eröffnung 1378 beschloss er, dass alle fremden Kaufleute «das güt furderlich in unser koufhus sollent füren und das da wyder legen und niergent anderswa»;²³ er führte also einen Stapelzwang für auswärtige Kaufleute ein. Für Einheimische galt der Kaufhauszwang erst ab 1464 bei Gütern, die sie an Fremde verkaufen wollten, was sich aber nur unvollständig durchsetzen liess.²⁴ Das Kaufhaus entwickelte sich so zu einem wichtigen Ort des Gross- und Detailhandels. Sein grosser Vorteil war die ausführliche Dokumentation. Der Kaufhausschreiber notierte den Ein- und Ausgang der Waren und jeden Verkaufsabschluss, worauf sich Kaufleute im Streitfall beziehen konnten.²⁵ Als 1386 die Stelle des Aufsehers übers Kaufhaus neu besetzt wurde, berief der Rat Hartman Scherer und seine Frau, die das Amt in gemeinsamer Verantwortung wahrnahmen.²⁶

Das Kaufhaus besass mit den seit dem späten 14. Jahrhundert eingesetzten, jährlich wechselnden Kaufhausherren ein eigenes Gericht, das über Streitigkeiten entschied und insbesondere die Verhandlung von Schulden ermöglichte – sofern die Kaufleute ihren Fall nicht vors Schultheissengericht brachten.²⁷ Die Akten sind nicht überliefert. Jedoch hat der Kaufmann Ulrich Meltinger, dank seines erhaltenen Geschäftsbuchs der am besten untersuchte Basler Kaufmann seiner Zeit,²⁸ in seinem Rechnungsbuch mehrere sich lange hinziehende Schuldfälle vor den Kaufhausherren dokumentiert.²⁹

Gefahren des Handels

In den von Kriegen und Konflikten geprägten Jahren am Ende des 14. und im frühen 15. Jahrhundert kam es immer wieder vor, dass Basler Kaufleute überfallen und ihrer Güter beraubt wurden. Einen Transport von Basler Kaufleuten, die unter anderem eine bedeutende Menge Safran mit sich führten, überfiel 1374 Henman von Bechberg bei Balsthal. Er wollte sich damit schadlos halten für eine Forderung an seinen Lehensherrn, den Bischof von Basel. In der Folge belagerten und eroberten Berner und Basler Truppen seine Festung. Die Basler Kaufleute sahen sich trotzdem beraubt, denn die Eroberer hielten einigen Safran zurück, um ihre eigenen Kosten zu decken.³⁰ Der als «Safrankrieg» bekannte Konflikt inspirierte noch 1902 Emil Schill, als er ein Gemälde für den grossen Saal im neuen Zunfthaus der Safranzunft entwarf.³¹

In einem anderen Fall, bei dem 1391 im elsässischen Beinheim ein Warentransport zur Frankfurter Messe geplündert wurde, versuchte Basel von den Tätern über Jahrzehnte an Gerichten und Reichstagen eine gewaltige Entschädigung im Umfang von bis zu 12 000 Gulden einzuklagen.³² Gemeinsam ist allen Angriffen auf Kaufleute, dass diese dabei Opfer kriegerischer Auseinandersetzungen wurden, in denen es opportun erschien, dem Gegner möglichst grossen Schaden zuzufügen. Es wäre folglich unzutreffend, die Adligen, welche die Überfälle ausführten, als verarmte Raubritter zu bezeichnen.³³ Im Gegenzug griffen auch Basler im Konfliktfall auf fremdes Handelsgut zu – Plündern und Rauben waren damals gängige Mittel in politischen Konflikten.³⁴

Nebst Überfällen drohten Kaufleuten auch Unfälle. Ein prominenter Fall aus dem Jahr 1462 war ein Schiffsunglück in Rheinfelden. Sechzig Menschen ertranken, dreissig Zentner Stahl gingen unter. Einzig Nelken und Baumwolle konnte man retten, musste sie danach aber «sunnen».³⁵ Wie auch bei Überfällen trugen die Kaufleute die Verluste, denn anders als bei Seetransporten im Mittelmeer existierte in Basel noch keine Versicherung.

Eine andere Gefahr waren Fälschungen. Mit der steigenden Produktvielfalt trat an die Stelle einer individuellen Begutachtung durch die Kaufleute die städtisch organisierte Qualitätskontrolle und Kennzeichnung von Produkten. Schon im 13. Jahrhundert wurden diese Kontrollen unterlaufen und Markierungen gefälscht. Fälschungen verstärkten nicht nur das finanzielle Risiko für die Händler, sondern gefährdeten das System der Warenschauen an sich. Deshalb stellten städtische Autoritäten diese Vergehen unter schwere Strafen.³⁶ Die Kaufhaus-Ordnungen etwa legten für das Tränken von Safran mit Öl, um ihn schwerer zu machen und somit teurer verkaufen zu können, die sehr hohe Busse von einer Mark Silber «one gnade» fest.³⁷

Organisation des Handels

In den Hausratsinventaren wohlhabender Handwerker finden sich beträchtliche Bestände von fertigen Produkten, die für den Verkauf auf dem Markt hergestellt wurden.³⁸ Im Vergleich zu den restriktiven Vorgaben für Handwerksprodukte war der Handel viel weniger reguliert.³⁹ Da er auch lukrativer war, versuchten viele Handwerker, mit dem Verkauf von Waren, die sie nicht selbst hergestellt hatten, ihr Einkommen zu steigern. Demzufolge sind die Gewerbeordnungen von Zünften und Rat voll von Handelseinschränkungen für Handwerker, denen insbesondere verboten wurde, mehr Rohstoffe einzukaufen, als sie selbst verarbeiten konnten,

und dann weiterzuverkaufen. Die Gerber etwa konnten 1448 durchsetzen, dass Schuhmacher kein Leder im Detail verkaufen durften. Ausserdem durfte ausserhalb der Stadt gegerbtes Schafleder nur im Kaufhaus angeboten werden. Auf diese Bestrebungen der Gerber, ihre Stellung im Lederhandel auszubauen, reagierten prompt die Kaufleute, indem sie von Fremden ausserhalb der Stadt Leder kauften und es zollfrei ins Kaufhaus brachten. Als der Rat diese Käufe untersagte, beklagte sich die Schuhmacherzunft über das Ledermonopol der Gerber, die der Rat aber schützte. Damit bestätigte er zwei wichtige Prinzipien: erstens eine klare Abgrenzung der Zuständigkeiten von Zünften und zweitens den Schutz der Produkte, die in Basel hergestellt wurden, vor der Konkurrenz durch Import.⁴⁰

Wer als Handwerker trotzdem mit Rohstoffen und fremden Produkten Handel betreiben wollte, konnte dies über den Einkauf in eine Handelszunft tun, also über die Mitgliedschaft in einer zweiten Zunft. Die Doppelzünftigkeit war ein wichtiges Mittel des wirtschaftlichen und sozialen Aufstiegs, konnte aber auch etablierten Kaufleuten den Zugang zu weiteren Geschäftsfeldern eröffnen. Die Weberzunft etwa beklagte um 1500 die vielen Kaufleute, die sich in die Zunft einkauften, damit die Weber aus dem Detailhandel verdrängten und ihnen den Zugang zu Rohstoffen erschwerten.⁴¹

Wer mit der Aufnahme in eine Handelszunft Zugang zum Handel fand, vermochte zuweilen einen spektakulären Aufstieg hinzulegen. Das gelang etwa Peter Wolfer, einem schmiedezünftigen Messerschmied, der wie andere Handwerker wohl zuerst mit seinen Erzeugnissen Handel trieb, bevor er sich zusätzlich in die Schlüsselzunft einkaufte und zum Kaufmann und Wechsler wurde. Er war einer der vermögendsten Basler des 15. Jahrhunderts. Über sein Geschäft ist wenig bekannt, da er meist allein handelte. Wolfer konnte sein Vermögen zwischen 1446 und 1454, notabene in einer Krisenzeit nach den Armagnakeneinfällen, massiv steigern. Er handelte mit Getreide, Buchsholz, Wein und Tuch, war auf der von vielen Basler Kaufleuten genutzten Route Genf–Frankfurt, in Nürnberg und wohl auch in Italien anzutreffen. Das Getreide importierte er – untypischerweise – aus Savoyen, was ihm ermöglichte, 1444 im Auftrag des Rats zu liefern, als der Import aus dem Elsass unterbrochen war. Ebenfalls im Auftrag des Rats besorgte er 1467/68 in Nürnberg hundert Schusswaffen.⁴²

Die meisten Kaufleute handelten mit ganz verschiedenen Gütern. Es ist deshalb fraglich, ob die Trennung zwischen Schlüssel- und Safranzunft, also zwischen den Tuchhändlern und den Krämern, je eindeutig war. Die bekannten Handelsgüter der Handelsgesellschaften und Kaufleute zeigen zumindest, dass dies im 15. Jahrhundert nicht der Fall war. Ebenso lässt sich keine Trennung von

Detail- und Grosshandel beobachten, ganz im Gegenteil: Fast alle Basler Fernkaufleute verkauften Produkte auf dem Markt, was auch ihr Privileg gegenüber fremden Kaufleuten war.⁴³ Das Bestehen dieser kaufmännischen Zünfte sollte jedoch nicht vergessen lassen, dass ein grosser Teil der städtischen Versorgung – Gross- und Kleinhandel – in den Händen anderer Zünfte lag: Rebleute, Gartner, Metzger, Fischer.⁴⁴

Der steile Aufstieg von Peter Wolfer steht für die guten Verdienstmöglichkeiten im (Transit-)Handel.⁴⁵ Nicht jedes Geschäft war jedoch erfolgreich. Nebst Fehleinschätzungen und Verlustgeschäften, die sich etwa im Fall von Ulrich Meltinger durchaus nachweisen lassen,⁴⁶ drohte der Totalausfall durch Überfälle oder Schiffsunfälle. Um die Risiken des Handels besser tragen zu können, bildeten Kaufleute oftmals Gemeinschaften. Ganz offensichtlich war dieser Zusammenhang bei der Gemeinschaft von Hans Folz und Jan Zschanhie, die beschlossen, dass jeder für sich Handel treibe, man aber Gewinn und Verlust miteinander teile. Aktenkundig wurde die Gemeinschaft, weil der eine Partner die Beteiligung an einem Gewinn einklagte, den der andere erzielt habe. Da solche Streitigkeiten oftmals vor Gericht endeten, ist die Überlieferungslage bei Gesellschaften besser.⁴⁷

Handelsgesellschaften konnten sich auf einzelne Geschäfte und Handelsgüter beschränken, wie zum Beispiel bei den kleineren Gemeinschaftsunternehmungen von Metzgern im Viehhandel.⁴⁸ Solche kleinen, befristeten Partnerschaften waren der Regelfall. Andere Gemeinschaften waren langlebiger, umfassten viele Gemeinschafter und ein beträchtliches Kapital. Ein sehr kapitalkräftiges Unternehmen mit einem geschätzten Kapital von 40 000 bis 50 000 Gulden war die Gesellschaft um Werner von Kilchen und Heinrich Halbysen d. Ä., die um 1430 ihren Zenit erreichte.⁴⁹ Werner von Kilchen reiste im Auftrag der Gesellschaft nach Barcelona, um dort grössere Mengen Safran zu kaufen und dessen Transport nach Augsburg, Nürnberg und andere Städte zu übernehmen, wobei sich durchaus Bestrebungen zur Monopolisierung dieses Handels erkennen lassen. Halbysen hingegen verantwortete eher den Handel nach dem Norden, war aber auch in Italien anzutreffen.⁵⁰ Nicht jedes Handelsgeschäft war legal: Hans Gurlin, der als Angestellter auch an der Gesellschaft beteiligt war, klagte um 1450 und damit fast ein Vierteljahrhundert nach den Ereignissen, dass er mit Werner von Kilchen in Barcelona gewesen sei und dort in dessen Auftrag Gold aus der Stadt geschmuggelt habe, was streng verboten war. Im Gedränge der Stadt sei ihm jedoch das Gold, das er unter seinem Gewand trug, abhandengekommen. Offenbar versuchte nun Gurlin, sich für seinen Schaden bei Halbysen als dem noch lebenden Gesellschaftler schadlos zu halten.⁵¹

Kunden des Kaufmanns Klaus Stützensberg

Als Kaufmann war Klaus Stützensberg in der Rolle eines Faktors mit Gewinnbeteiligung an der Halbysen-Gesellschaft beteiligt. Er war oft unterwegs, insbesondere nach Mailand und Frankfurt, wie er entschuldigend anbrachte, um die Vernachlässigung seiner Aufgabe als rechtlicher Vertreter eines Kindes zu erklären.⁵² Für die Zeit von 1441 bis 1448 ist sein Schuldbuch überliefert. Abgesehen von sechs höheren Darlehen auf der letzten Seite notierte Stützensberg durchgehend kleinere Beträge. Offensichtlich waren dies offene Zahlungsforderungen aus seinem Handel, wie eine längere Liste von Schneidern auf den letzten Seiten des Buchs belegt. Diese bezogen offenbar

grössere Mengen Stoff. Wenig überraschend fielen die Schuldsommen von Handwerkern und Gesinde kleiner aus als diejenigen der Aristokratie, wo sich viele bekannte Basler Namen und Grafengeschlechter der Region finden. Für sie dürften die notierten Schulden unbedeutende Beträge dargestellt haben. Nur wenige der Schuldner:innen sind als Auswärtige erkennbar. In diesen Zügen ist das Schuldenbuch mit der Schuldnerliste des Krämers Stephan Offenburg vergleichbar. Diese war nach dessen Tod als Pfand für eine Schuld eingesetzt worden und enthielt nochmals niedrigere Schuldbeträge, die sich ähnlich auf die ganze Basler Gesellschaft verteilten.⁵³

Kategorie	Anzahl	Mittelwert	Median
Aristokratie	33	9.3	7.2
Handwerker	21	2.6	1.2
Schneider	14	4.6	3.4
Gesinde	11	1.7	1.5
Klerus	9	5.9	1.8
unbekannt	77	3.5	1.5
Total	165	4.6	2.0

81 Schuldenbuch von Klaus Stützensberg, Schuldsommen verschiedener Kategorien in Pfund. Der Median bezeichnet die Summe, bei der die Hälfte der Personen darüber und die Hälfte darunter liegt; er ist weniger anfällig auf Extremwerte als der Durchschnitt.⁵⁴

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war es die sogenannte Grosse Gesellschaft, die mit wechselnder Beteiligung und Bezeichnung über längere Zeit bestand. Ulrich Meltinger betrieb zahlreiche Geschäfte in ihrem Namen. Nebst dem Handel mit Tuch, Wolle und Wollstoffen zwischen Freiburg im Uechtland und Frankfurt – inklusive Verlagswesen im Basler Umland – handelte Meltinger mit Eisen, Fischen, Papier, Leder, Hanf, Safran und weiteren Gütern, beschränkte sich also als schlüsselnünftiger Kaufmann bei Weitem nicht auf den Tuchhandel. Auch andere Gesellschafter vertrieben eine breite Palette an Gütern sowohl en gros als auch en détail.⁵⁵

Die Beteiligung von Frauen am Handel war offenbar üblich. Beim Überfall auf Basler Kaufleute von 1391 in Beinheim waren unter den 61 Betroffenen 37 Frauen, darunter eine Apothekerin.⁵⁶ Die Schadensbeträge waren zwar kleiner als die der meisten Männer, aber die Liste bezeugt, dass Männer wie Frauen auf

eigene Rechnung Handel trieben und das Spektrum der involvierten Summen sehr breit war. Agnes, die Frau des Kaufmanns Stephan Offenburg, wirkte ganz selbstverständlich im Laden ihres Mannes mit und führte den Wechsel.⁵⁷ Eine Beteiligung von Frauen an Handelsgesellschaften lässt sich nicht belegen, aber auch nicht ausschliessen, denn gerade die stillen Teilhabenden waren meist nicht namentlich genannt. Stark verbreitet war zudem die Gütergemeinschaft in der Ehe. Dann kann nicht von Investitionen nur der Männer gesprochen werden. So waren Frauen zwar in vielen Rollen im Handel anzutreffen, aber deutlich weniger häufig als Männer und mit kleineren Investitionen und somit auch kleinerem Vermögenszuwachs.⁵⁸

Bei den hier dargestellten Gesellschaften stammten die Teilhaber:innen aus ähnlichen sozialen Kreisen in der Stadt, waren einander aber, soweit erkennbar, nur geschäftlich verbunden. Doch gab es auch viele gemeinschaftliche Unternehmungen unter Verwandten, sei es unter Geschwistern oder zwischen Vater und Sohn.⁵⁹ Risikoreiche geschäftliche Beziehungen wurden vorwiegend zu Nahestehenden geknüpft; ähnlich handhabte Ulrich Meltinger die Kreditvergabe.⁶⁰ Je nach Geschäft konnte es sich lohnen, mit Fremden und nicht in Basel Ansässigen Gesellschaften zu bilden. Basler Kaufleute pflegten solche Geschäftsbeziehungen etwa nach Luzern, St. Gallen, Köln, Frankfurt oder auch Venedig.⁶¹

Besonders interessant waren solche Verbindungen in der Zeit des Konzils, weil die auswärtigen Kaufleute damit den Zoll umgehen konnten, den sie sonst für den Absatz in der Stadt bezahlt hätten. In Zeiten von gesteigertem und raffinierterem Konsum war dies besonders gefragt. Diese Umgehung mag auch erklären, weshalb die Zolleinnahmen während des Konzils nur unbedeutend anstiegen. Die Medici-Niederlassung am Basler Konzil gewährte Basler Kaufleuten Kredit, aber auch Metzger, den diese einsetzten, um ihr Geschäft anzukurbeln und auf den zusätzlichen Konsumbedarf der Stadt zu reagieren.⁶² Und mit der Beteiligung an der Deckung des zusätzlichen Bedarfs liesse sich auch erklären, warum die Steuervermögen vieler Kaufleute in der Konzilszeit stark anstiegen. Entgegen der älteren Forschung ist also durchaus davon auszugehen, dass die Basler Kaufleute vom Konzil profitierten.⁶³

Messen

Die Basler Kaufleute waren an den Messen in Europa regelmässige Gäste, zunächst an den Champagnemessen, später stand die Frankfurter Messe im Mittelpunkt. Diese war ein regelrechter Treffpunkt von Basler Kaufleuten, die dort nicht nur Waren handelten, sondern auch Schuldangelegenheiten regelten. Der Drucker Niklaus Kessler etwa versprach in den 1490er-Jahren wiederholt, seine Schulden

an oder nach der Frankfurter Messe zu begleichen – wohl in der Hoffnung, dort viele Bücher zu verkaufen und damit zu Geld zu kommen.⁶⁴ Auch für Ulrich Meltingers Tuchhandel war die Messe eine Drehscheibe. So erstaunt es nicht, dass nach dem Konzil die Bestrebungen zur Errichtung einer eigenen Messe intensiviert wurden. Papst Pius II., der ehemalige Konzilssekretär Piccolomini, stellte 1459 anlässlich der Universitätsgründung zugleich eine Aufforderung an Kaiser Friedrich III. aus, Basel die Gründung einer Messe zu gewähren.

Im Jahr 1471 und damit im europäischen Vergleich sehr spät verlieh der Kaiser Basel schliesslich zwei Messeprivilegien, eines mit Termin im Frühling, eines für den Herbst. Um für die Messen Werbung zu machen, schickte der Rat Abschriften der kaiserlichen Urkunde in die umliegenden Lande und organisierte Wettkämpfe sowie in den ersten drei Jahren eine Lotterie. Der Losverkauf für letztere fand im Rathaus statt, wo auch der ‹Glückshafen› aushing, der ihr den Namen gab.⁶⁵ Die Teilnehmenden wurden vom Rat in einer Art Gästebuch notiert, das wohl mit dem Zweck angelegt wurde, sich einen Überblick über Herkunft und Zusammensetzung der Messebesucher:innen zu verschaffen. In den erhaltenen Listen sind insgesamt rund 24 000 Personen aufgeführt, davon über die Hälfte Nichtbasler:innen, was auf eine rege Beteiligung hinweist. Es zeigt sich, dass die Messe durchaus Kaufleute anzog, aber vor allem Leute von der Landschaft und den kleinen Landstädten im näheren Umfeld von Basel; rund 54 Prozent der Auswärtigen kamen aus weniger als dreissig Kilometern Entfernung – eine Bestätigung von Basels Rolle als regionales Zentrum. Im Westen bildete die Sprachgrenze den Rand des Einzugsgebiets der Messe.⁶⁶ Gegen die Konkurrenz der Zürcher Messen und Strassburgs konnten sich die Basler Messen nicht durchsetzen, und so beschloss der Rat schon bald, einen Messtermin zu streichen. Ab 1495 fand nur noch die Herbstmesse statt, die auch heute noch einen Fixpunkt im Basler Kalender darstellt.⁶⁷ Gemessen an den Einnahmen von den Standgebühren, die ab 1495 bis 1520 eine deutliche Aufwärtstendenz zeigten, war diese Massnahme erfolgreich.

Mit ihrem Charakter als regionale Handwerksmärkte waren die Messen für die Basler Kaufleute wenig interessant. Von ihnen profitierten eher findige Handwerker, indem sie die Messesfreiheit nutzten, die ihnen den zollfreien Handel erlaubte. 1475 wurde das Haus ‹zur Mücke› als zusätzlicher Lagerraum für Tuche in Betrieb genommen; dies bedeutete die erste Erweiterung des Kaufhauses.⁶⁸ Das Bedürfnis für zusätzlichen Lagerraum mochte daher stammen, dass sich neue Kreise der Bevölkerung am Textilhandel beteiligten. Auf jeden Fall beklagten sich 1478 die Krämer, dass die Weber Stoffe, die sie während der Messe – und unter dem Vorzeichen der Messesfreiheit – eingekauft hätten, über das ganze Jahr verkauften.⁶⁹

Münzen, Geld und Kapital

Handel, Konsum und die Ansammlung von Kapital waren auf eine Möglichkeit angewiesen, mehr oder weniger stabil Werte zu bemessen. Das Währungssystem der Vormoderne beruhte auf einer Münzreform Karls des Grossen im 8. Jahrhundert und hatte gut ein Jahrtausend Bestand.⁷⁰ Als Münze geprägt wurde fast ausschliesslich der *denarius* (Pfennig), eine leichte Silbermünze, von der zwölf einen Schilling ergaben. Zwanzig Schilling wiederum entsprachen einem Pfund. Pfund und Schilling war Rechnungswährungen, keine Münzen. Das Recht der Münzprägung wurde in der Folge stark zersplittert, indem die Könige und Kaiser es an regionale Herrschaftsträger verliehen, so auch an den Basler Bischof. Dieser verfügte dank der kaiserlichen Schenkung von Silberbergwerken im Breisgau im Jahr 1028 auch über die notwendigen Ressourcen.⁷¹ Erst im 15. Jahrhundert wurden in Basel Münzen geprägt, deren Wert ein Mehrfaches des Pfennigs aufwies.⁷²

Ab dem 13. Jahrhundert kamen nach einer jahrhundertelangen Pause wieder Goldmünzen in Zirkulation, die auf Goldimporten aus Afrika basierten. 1252 nahm die Handelsmetropole Florenz die Prägung auf, bald darauf wurden am Rhein dem *floren* nachempfundene Gulden geprägt.⁷³ Dieser wurde die für höhere Zahlungen übliche Währung, insbesondere im Fernhandel, bei Beteiligungen an Handelsgesellschaften, für grössere Rentengeschäfte sowie Eheausstattungen und Erbabfindungen. Die Stabilität der Währungen beruhte auf dem Metallwert der Münzen, also ihrem Feingehalt. Vor allem die Pfennige standen unter einem konstanten Abwertungsdruck durch die vielen Inhaber von Prägerechten, weshalb der Gulden, der ursprünglich einem Pfund entsprochen hatte, laufend an Wert dazugewann.

Die Diskrepanz zwischen der Rechenwährung (Pfund) und den zirkulierenden Münzen führte dazu, dass anders als heute die Gleichsetzung von Nennwert und Münze nicht funktionierte. Pfennig war nicht gleich Pfennig, denn der Feingehalt schwankte je nach Münzherr und Prägedatum. Sämtliche zirkulierenden Münzen mussten deshalb zur Rechnungswährung in ein jeweils auszuhandelndes Verhältnis gesetzt werden. So glich das Münzgeld allen anderen Werten, die mithilfe der Rechnungswährung bemessen wurden, darunter insbesondere Naturalien, aber auch Arbeitsleistungen und Schulden.

Basler Münzen, Münzen in Basel



82 Basler Pfennig, um 1270.



84 Basler Halbpennig, 1373–1400.



83 Basler Pfennig, 1335–1365.



85 Basler Gulden, 1433–1437.

In Basel prägte man bis 1425 nur Pfennige. Da das Münzprivileg vom König stammte, konnte dieser bei seinem Besuch auch Münzen prägen lassen [82]. Ersetzt man die Krone durch eine Mitra und das Lilienzepter durch einen Krummstab, gleicht der Pfennig stark einem, der unter Bischof Johann Senn geprägt wurde [83]. Pfennige waren einseitig geprägte und eher grob gestaltete Münzen, die nur wenige charakteristische Merkmale aufwiesen.⁷⁴ Über Jahrzehnte verwendete Bildtypen erleichterten deshalb die Wiedererkennung. Spätestens mit der Übernahme der Münzstätte durch den Rat wich die Bischofsbüste dem Bischofsstab.

Letzterer gab der Münze den Namen «Stebler» [84], der sich regional als Bezeichnung für die inzwischen geläufigen Halbpennige durchsetzte.⁷⁵

Um grössere Beträge mit den Pfennigen zu bezahlen, brauchte es beachtliche Mengen. Deshalb findet man gelegentlich Horte. Zwei beim «Schönen Haus» am Basler Nadelberg ausgegrabene Töpfe enthielten fast 6000 Pfennige, darunter besonders viele des Typs von [84], aber auch Münzen aus dem habsburgischen Zofingen und solche aus dem Zürcher Fraumünster. Dies zeigt den regionalen Umkreis an, in dem die Pfennige zirkulierten.⁷⁶

Das Gegenstück zum kleinen Pfennig war der ab 1429 in der Basler Reichsmünzstätte geprägte Goldgulden mit rund 280-fachem Wert [85].⁷⁷ Die Münze war bis in eine entfernte Stadt (vermutlich Lüneburg in Norddeutschland) gelangt, wie der Gegenstempel mit einem Löwen bezeugt. Der Löwenstempel bekräftigte die Gültigkeit der dort nicht geläufigen Münze. Bis ins 15. Jahrhundert verwendete man fremde Münzen, um die bestehende Lücke zwischen Pfennigen und Gulden zu schliessen, etwa die in Frankreich geprägten Gros Tournois (die von der Stadt Tours nur den Namen haben) von ungefähr 22-fachem Wert des Pfennigs [86].⁷⁸

Diese wertvolleren Münzen zirkulierten in einem deutlich grösseren Raum als die Pfennige. Dazu passt, dass ein in der Steinenvorstadt gefundener Mailänder Grosso [87] deutliche Gebrauchsspuren aufweist. Der Gebrauch konnte Pfennige fast unkenntlich machen, wie die stark abgenutzte Bischofsbüste auf dem Pfennig aus dem «Schönen Haus» zeigt [88].

Wohl nie zur Zirkulation gedacht war hingegen ein im 16. Jahrhundert geprägter spezieller Doppelvierer, der dreimal schwerer war als die zirkulierenden Doppelvierer im Wert von acht Pfennig. Die gelochte Münze wurde wohl als Schmuck getragen [89]. Benjamin Hitz



86 Gros Tournois, 1295–1306.



88 Basler Pfennig, 1309–1329.



87 Mailänder Grosso, 1402–1412.



89 Doppelvierer, 16. Jahrhundert.

Münzprägung und Geldpolitik

Metalle für die Münzprägung waren teuer. Münzherren, die knapp bei Kasse waren oder ihre Schuldenlast reduzieren wollten, waren daher versucht, den Feingehalt herunterzusetzen, wenn sie neue Münzen prägten und die alten «verriefen», das heisst zum Zweck der Einschmelzung einzogen. Sie gerieten auch unter Druck, wenn andere Münzherren den Feingehalt herabsetzten, da Münzen über die Herrschaftsgrenzen hinweg wanderten. Dann drohte die Gefahr, dass die bessere Münze gehortet oder eingeschmolzen wurde.⁷⁹ Die Basler Bischöfe lösten ihre ständigen finanziellen Probleme wiederholt mit Münzverrufung und Neuprägung, bis Johann von Vienne 1373 das Prägerecht für Silbermünzen an den Rat verpfändete, wo es in der Folge verblieb. Schon davor hatte sich der Rat vorübergehend (1344–1362) eine gewisse Mitbestimmung über die Münze verschafft, um deren Stabilität zu garantieren und ihre Verwendung im weiteren Umland der Stadt zu sichern.⁸⁰

Der Rat nahm nun aber 1373 selbst eine Wertreduktion vor; ein Zeichen dafür, dass sich seine Interessen wandelten, als er selbst das Münzrecht übernahm. Schon zwei Jahre später liess er allerdings neue Pfennige mit höherem Silbergehalt prägen.⁸¹ Ab 1377 beteiligte er sich an mehreren regionalen Abkommen und Bemühungen um Stabilisierung. Die Formulierung der Verträge und der Kreis der Beteiligten lehnte sich an die Landfriedensbünde am Oberrhein an; zeitweise waren auch Städte der Eidgenossenschaft involviert. Zentral war die Beteiligung der österreichischen Herrschaft im Elsass, die mit den Münzbündnissen allerdings vor allem ihren politischen Einfluss sichern wollte. Auch deshalb erreichten die Münzabkommen nur bedingt ihr Ziel. Obwohl sich Basel stark engagierte, blieben Exportverbote, welche die Silberversorgung sichern sollten, und auch die Stabilisierung der Münzen prekär.⁸² Der Wertverlust der Basler Silbermünzen gegenüber dem Gulden war im 14. Jahrhundert beträchtlich. In den fünfzehn Jahren zwischen 1361 und 1376 verloren sie rund fünfzig Prozent ihres Werts. Etwas abgemildert setzte sich dieser Schwund bis zum Konzil fort; ab diesem Zeitpunkt stabilisierte sich die Währung, um ab der Wende zum 16. Jahrhundert wieder stärker unter Druck zu geraten.⁸³

Die Ankündigung des Konzils führte 1429 zur Gründung einer Reichsmünzstätte in Basel, deren Prägung von Goldmünzen fürs Konzil wichtig war. Jedoch gelang es dem Rat bis zur Schliessung der Reichsmünzstätte im Jahr 1509 nicht, diese unter seine Kontrolle zu bringen. Erst 1516 erlangte die Stadt von Kaiser Maximilian das Recht, selbst Goldmünzen zu prägen.⁸⁴ Bis zu diesem Zeitpunkt fehlte Basel also die Kontrolle über die wichtigste und wertstabilste Münze im Umlauf.

90 Spardosen zur Aufbewahrung von Kleingeld, 15. Jahrhundert.



Nicht alle hatten gleichen Zugang zu den verschiedenen Münzen. Für die städtischen Eliten aus Aristokratie und Handel war der Besitz von Goldgulden eine Selbstverständlichkeit. Mittlere Schichten brauchten die Goldwährung vor allem bei Liegenschaftstransaktionen, wobei es oft der Verschuldung bedurfte, um an die benötigten Goldmünzen zu gelangen.⁸⁵ Für ärmere Basler:innen hatte es absoluten Seltenheitswert, einen Goldgulden in der Hand zu halten. Sie mussten sich mit den weniger wertstabilen kleinen Silbermünzen begnügen, die wegen des tiefen Silbergehalts oft schwarz verfärbt waren.⁸⁶

Die Vielzahl zirkulierender Münzen machte einen funktionierenden Wechsel unabdingbar, eine anforderungsreiche und gewinnträchtige Arbeit. Die Wechsler waren, als im Jahr 1289 die Zunft zu Hausgenossen gegründet wurde, dem bischöflichen Münzmeister unterstellt. Mit dem Übergang des Münzrechts an den Rat löste sich die enge Verbindung zwischen Zunft und Wechsel. Nun durften auch Kaufleute Wechselgeschäfte betreiben, was mit entsprechenden Kompetenzstreitigkeiten verbunden war.⁸⁷

Auch die Stadt war für ihre Finanzen auf Wechsler angewiesen, wenn die Bezahlung grösserer Geldsummen anstand. Städtische Abrechnungen mit Basler Wechslern um 1500 zeigen, dass ihr jährlicher Umsatz im Dienst der Stadt gut 2000 Gulden erreichen konnte.⁸⁸ Alternativ konnte der Rat direkt den Münzmeister anweisen, Zahlungen zu tätigen.⁸⁹ Der Rat versuchte gegen Ende des 15. Jahrhunderts, einen eigenen Wechsel zu etablieren. Ein erster Versuch scheiterte 1474/75 an den betrügerischen Aktivitäten der eingesetzten Stadtwechsler, die unter anderem schlechte Münzen ausgaben.⁹⁰ 1504 wurde im Kaufhaus ein Stadtwechsel eingerichtet, indem der Rat eine Gemeinschaft mit den Wechslern Heinrich David und Andreas Bischof einging.⁹¹ Diese handelten auf eigene Rechnung und die Stadt beteiligte sich

am Gewinn, was keine grosse Umstellung zum vorherigen System darstellte. Das 1533 beschlossene Monopol wurde schon 1552 wieder abgeschafft.⁹²

Basel war von der allgemeinen Münzknappheit der Epoche betroffen, die dazu führte, dass geschäftliche Transaktionen oft formlose Kredite umfassten, etwa Vorschüsse, die dann abgestottert wurden. Die kolportierte Klage der Krämer, dass auf zehn Borgkäufe nur eine Barzahlung komme, war deshalb nur bedingt übertrieben.⁹³ Die Zirkulation von Waren war weitgehend entkoppelt von der Zirkulation der Münzen, die in der Regel den Haushalt schnell wieder verliessen. Doch gab es schon lange andere Möglichkeiten der Bezahlung. Man zahle «mit Pfand oder Pfennig», hiess es in Zahlungsversprechen oft, wobei die Pfänder – Hausrat, Textilien, Arbeitsleistungen – in Geldbeträge umgerechnet wurden. «Geld» war also nicht bloss eine Münze, sondern auch und primär ein Bewertungsmassstab.⁹⁴ Das galt im städtischen Alltag ebenso wie im Fernhandel, wo die Kaufleute sich nicht auf die in Italien üblichen Wechsel und Banken stützten, sondern auf Warenkredite und die zeitversetzte Abrechnung und Verrechnung auf den Messen, vor allem in Frankfurt. Auf diese Weise wurde die real zirkulierende Geldmenge oft wesentlich kleiner gehalten als die verbuchte.⁹⁵ Diese Praxis bedingte regelmässige Treffen von Geschäftspartnern oder ihren Vertretern, was auch ausserhalb Basels geschehen konnte. Und sie brauchte Mittel zur Dokumentation, gerade auch im alltäglichen Handeln. So finden sich in Gerichtsquellen neben schriftlichen Belegen in Geschäftsbüchern und auf formlosen Zetteln auch Kerbhölzer – Holzleisten, oft in zweifacher Ausführung erstellt, auf denen mittels eingeschnittener Kerben Geld, Getreide oder anderes gezählt wurde.⁹⁶



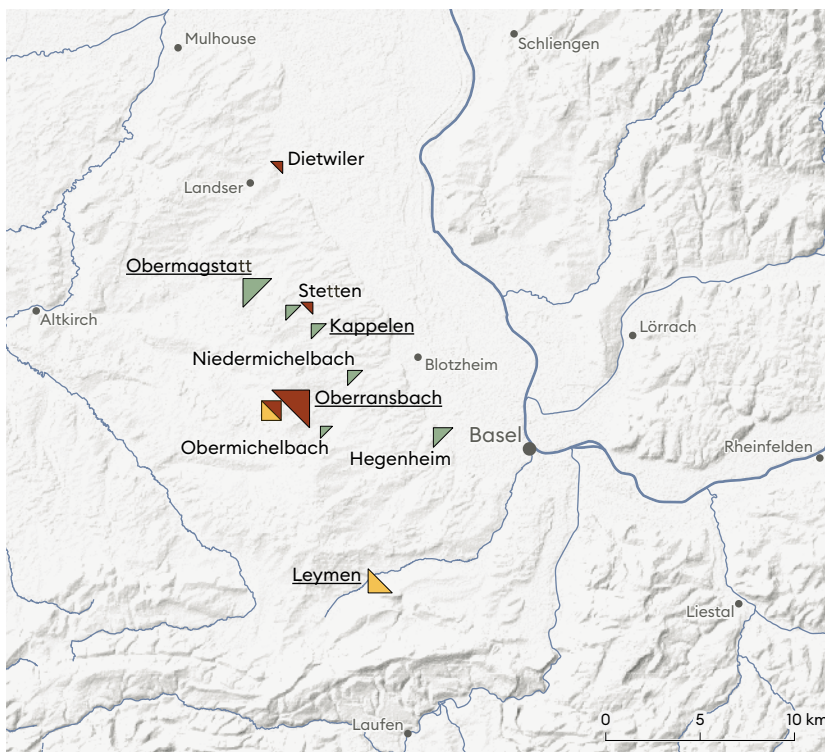
91 Wechseltisch aus dem Rathaus, 16. Jahrhundert. — Der Tisch diente wohl den Dreierherren. Man rechnete mit Rechenpfennigen auf den Feldern für verschiedene Pfundbeträge, Schilling und Pfennige.

Kapitalanlagen

Wer über Vermögen verfügte, versuchte dieses mehr oder weniger sicher und gewinnbringend anzulegen. Ohne die Vermittlung einer Institution, die wie eine heutige Bank funktioniert hätte, unterschieden sich die Geldanlagen von heutigen Finanzinstrumenten zwar stark in der Form, nicht jedoch im Inhalt.

Die am weitesten verbreitete Form der Geldanlage war die Rente. Da die kirchliche Wucherdoktrin Gelddarlehen gegen Zins verbot, entwickelte man im 13. Jahrhundert das Instrument der Rente, das darin bestand, dass Gläubiger:innen ihr Geld nicht verliehen, sondern damit das Recht auf eine jährliche Geldzahlung kauften (vgl. S. 38 f.).⁹⁷ In Basel lassen sich an Liegenschaften gekoppelte Rentenverkäufe ab der Mitte des 13. Jahrhunderts nachweisen. Zuweilen wurden Immobilien dabei als Pfand an kirchliche Institutionen übergeben, das sich nutzen liess. Ein Kloster konnte ein so erworbenes Haus gegen Zins wieder verleihen und aus den Einkünften fromme Zwecke finanzieren.⁹⁸ In dieser Form ermöglichten

Kornzinse von Maria Zscheckenbürlin



92 Die Kornzinse von Maria Zscheckenbürlin waren im südlichen Elsass angelegt, wo sich Basel mit Getreide versorgte. Von 1511 bis 1513 war in nur drei Jahren fast die Hälfte der Kornzinse von einer Änderung betroffen – eine dynamische Anlage!

Kornzinse

▴ durchgehend

▴ neu

▴ abgelöst

in Viernzel Dinkel (= 274 Liter)

unterstrichener Ort = mit Bardarlehen

▴ 1	▴ 5
▴ 2	▴ 6
▴ 3	▴ 7
▴ 4	

Renten Stiftungen an Kirchen und Klöster. Mit zunehmender Bekämpfung der Übertragung von Liegenschaften an die sogenannte Tote Hand verloren sich diese Renten im 14. Jahrhundert. Die Liegenschaften blieben nun in der Hand der Kreditnehmenden und wurden zur reinen Sicherheit, die Gläubiger:innen im Fall der Säumnis an sich ziehen konnten.

Renten waren nicht nur auf Liegenschaften abgestützt, sie prägten auch deren Handwechsel. Beim Verkauf ging die Rentenbelastung meist auf die neuen Besitzenden über; zuweilen war diese so hoch, dass das Haus gar nichts mehr kostete. Die Überschuldungsproblematik wurde auch vom Rat beklagt, betraf aber bei Weitem nicht alle Häuser. Vielfach war der Handwechsel selbst Anlass für die Einrichtung einer Rente, wenn der Käufer oder die Käuferin nicht den vollen Kaufpreis aufbringen konnte. Vor allem für ältere Ehepaare bot sich die Möglichkeit einer Altersvorsorge, wenn sie ihr Haus gegen eine Rente verkauften.⁹⁹ Solche Transaktionen sind gute Beispiele für Wertflüsse, bei denen wenig oder gar kein Bargeld zum Einsatz kam und das Geld vor allem als Wertmassstab diente.

Auf landwirtschaftlich genutzten Liegenschaften lastende Renten sahen oft eine Rentenzahlung in Naturalien, meist Getreide, vor – man sprach dann von «Korngeld». Maria Zscheckenbürlin legte wie viele Wohlhabende einen Teil ihres Vermögens so an.¹⁰⁰ Eine Auswertung ihres «kornzins rödelin» für die Jahre 1511–1513 zeigt Kornzinse im Umfang von ein bis sieben Viernzel Dinkel pro Jahr [92]. Der Sollertrag belief sich 1512 auf 30 Viernzel, ein Volumen von 8220 Litern.¹⁰¹ Umgerechnet entsprach das investierte Kapital 720 Pfund und ergab jährliche Erträge im Umfang eines Handwerkerlohnes.¹⁰² Die Schuldner waren wiederholt in Zahlungsverzug, lieferten aber in guten Jahren nach. Mit den vier dokumentierten Bardarlehen an die Rentenschuldner ermöglichte Zscheckenbürlin den Bauern wohl, Not-situationen zu handhaben, was wiederum ihr Renteneinkommen sicherte.

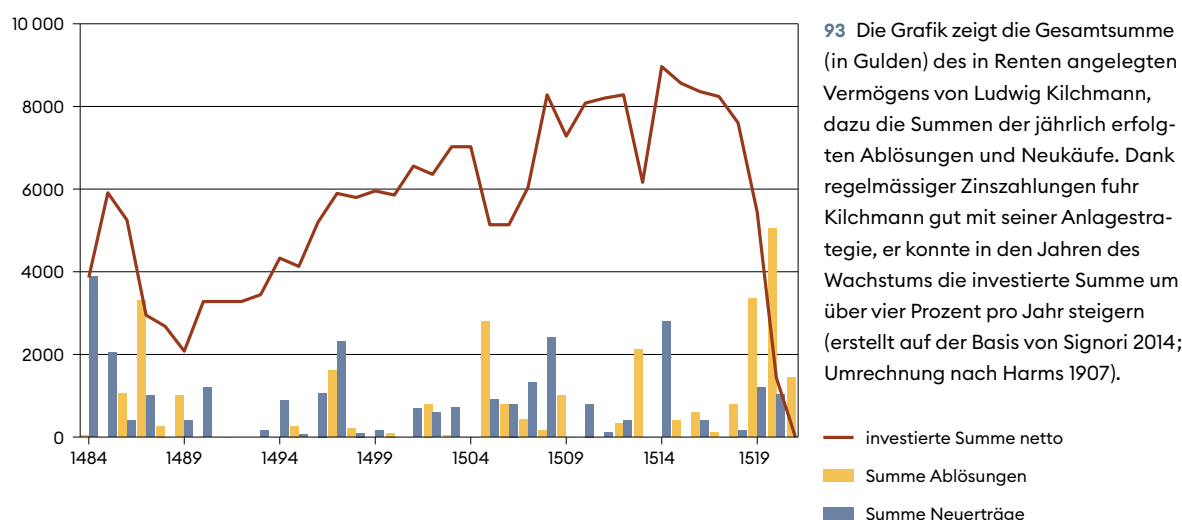
Gläubiger konnten Rentenansprüche weiterverkaufen, Schuldnerinnen Renten gegen Erstattung der Kaufsumme zunehmend ablösen. So entwickelten sich Renten zu einem flexiblen und dominanten Finanzinstrument. Die Rentenbriefe wurden selbst zu einer Sicherheit, die Schuldner hinterlegen konnten, um an Kredite zu gelangen.¹⁰³ In den reicheren Schichten dienten sie dazu, Vermögen in Form von Ehesteuer und Morgengabe in die Ehe einzubringen. So liess sich die in diesen Kreisen übliche Gütertrennung gut umsetzen und das Frauengut zumindest versuchsweise vor dem Zugriff durch den Ehemann schützen.¹⁰⁴

Der Kaufmann, Ratsherr und Bürgermeister Ludwig Kilchmann legte sein Vermögen in Renten an und verzeichnete diese in einem Schuldbuch, das überliefert ist.¹⁰⁵ In Kilchmanns Schuld standen nicht nur einzelne Personen aus der

Region Basel, sondern auch Institutionen, darunter prominent Städte und die Kirche, vor allem Basler Klöster. Wichtig für Kilchmanns Investitionen waren zudem Aristokraten aus der Basler Region, darunter Hochadelige wie die Herzöge von Württemberg und der Markgraf von Niederbaden.

Viele Basler Reiche legten wie Kilchmann ihr Kapital in Renten an, in der Stadt oder auf auswärtigen Rentenmärkten.¹⁰⁶ In Zürich stellten die Basler Gläubiger um 1400 fast die Hälfte aller Darlehensgeber von Hausbesitzern.¹⁰⁷ Eine 1497 in der Herrschaft Rötteln verfasste Liste der Zinsen, die Basler Privatpersonen und Institutionen geschuldet waren, liest sich wie ein Who's who der Basler Eliten.¹⁰⁸ Bei der Vergabe von sehr grossen Darlehenssummen an häufig zahlungssäumige Fürsten schlossen sich Basler oftmals zu Gelegenheitsgesellschaften zusammen, um das Risiko besser zu verteilen.¹⁰⁹

Rentengeschäft von Ludwig Kilchmann



Typ Schuldner:in	Anzahl Renten	Mittelwert
Stadt	7	900
Kirche	8	509
Hochadel	5	900
Aristokratie	13	503
Person	19	326
Institution	4	111

+ 1467

Anno 1482^o auff dem 12^{ten} tag im monat febr
 wodey durch hamß berey 3 wyl deylm dem berg
 zu blangy tenant bechezeß berg und lost mit
 2 wyl 6ß 4^{te} 12ß

Item meß zu deylt wodey ein deylm dem ob
 gestribeney berg 12ß

Item meß febr auff fmanly wetter anno 1482^o
 auff myn obgestribeney dryß deyl zu blangy für
 1 wyl auff 2 wyl 11ß 9 8^{te} 34ß 3 8

Item meß febr auff fmanly wetter anno 1483^o für myn
 obgestribeney dryß deyl für 1 wyl auff 2 wyl 10ß
 4 8^{te} 31ß

Item meß febr auff fmanly wetter anno 1484^o
 für myn obgestribeney dryß deyl für 1 wyl auff 2 wyl
 deyl 3ß 2 8^{te} 9ß 6 8

hab ich uffgeben

94 Bergwerksabrechnung von Hieronymus

Zscheckenbürlin, 1482–1484. — Unter den

vielen Bergwerksbeteiligungen von Basler:innen (Breyvogel 2003, Steinbrink 2012, S. 185) sind diejenigen von Hieronymus Zscheckenbürlin am besten dokumentiert. Einige Abrechnungen lagern im Archiv der Kartause, der Hieronymus 1487 beitrug und ab 1502 vorstand (StABS, Klosterarchiv Kartaus Q 12). Sie zeigen den unterschiedlichen Erfolg dieser Investition. Die 2,25 Anteile am Bergwerk in Plancher-les-Mines, die Zscheckenbürlin 1479 für 225 Gulden erwarb, warfen bis zum Versiegen der Vorkommen 1486 regelmässige Beträge ab, womit er innerhalb von acht Jahren rund zwei Drittel dazuverdiente – eine Jahresrendite von über acht Prozent. Andere Investitionen in Masmünster/Masevaux und Todtnau sahen deutlich tiefere Kosten für den Anteilschein, dafür aber eine regelmässige Beteiligung an den Kosten des Bergbaus vor. Die Investition in Masmünster war bis 1485 defizitär, drei Anteile von Plancher-les-Mines schrieb er 1484 mit den Worten «hab ich uffgeben» ab.

Die Renten, die der Basler Rat verkaufte, fanden viele Abnehmer:innen in der Stadt selbst. So zeigt ein Abgleich mit einer Steuerliste von 1454,¹¹⁰ dass dreizehn der zwanzig reichsten Basler Haushalte zwischen 1450 und 1471 insgesamt vierundzwanzig Renten bei der Stadt kauften und dabei total rund 14 000 Gulden einbrachten. Die Stadt hatte offenbar einen guten Ruf als sichere Schuldnerin, sodass Wohlhabende grosse Beträge anlegten. Der Rat verkaufte nur hochpreisige Renten und verunmöglichte damit ärmeren Einwohnerinnen und Einwohnern den Kauf.¹¹¹

Gestützt auf beständige Werte wie Liegenschaften, Ackerland oder die städtische Verwaltung, waren Renten eine konservative Anlage – sogar im Fall der Papiermühlen, die ihren hohen Investitionsbedarf häufig mit Renten bei städtischen Kaufleuten und anderen wohlhabenden Baslern, vor allem aber bei Klöstern deckten.¹¹² Renten konnten vereinzelt zwar auch eigentliche Investitionskredite darstellen, doch wählte man dafür eher andere Formen. Grössere Summen liessen sich als stiller Teilhaber bei Handelsgesellschaften anlegen, indem man sich anteilmässig am Geschäftserfolg beteiligte, ohne selbst Handel zu betreiben. Die Namen dieser Personen sind kaum überliefert; häufig erwähnen die Quellen nur, dass ihre Anteile schon ausbezahlt worden seien.¹¹³ Die Beteiligung der städtischen Aristokratie lässt sich aber indirekt an der Bestimmung der Gewerbeordnung von

1526 ablesen, die den «Müssiggängern» der Hohen Stube verbot, Kapital in verschiedene Handelsunternehmungen zu investieren.¹¹⁴

Vermutlich war die Teilhaberschaft nur mit grösseren Geldeinlagen möglich. Wer kleinere Beträge einschiessen wollte, tat dies «in wechsels wyse», wie die vier namentlich bekannten Anleger der Gesellschaft von Stephan und Henman Offenburg. Darunter war ein Bäcker, der 38 Gulden anlegte. Damit war er nicht am Gewinn beteiligt, sondern erhielt einen festen Zins, einem Bankkonto nicht unähnlich – mit entsprechend kleinerem Risiko.¹¹⁵ Die Formulierung «in wechsels wise», also nach Art eines Wechsels, zeigt die Verwandtschaft zur Geldanlage gegen Zins bei Wechslern. Akten im Gerichtsarchiv aus den 1490er-Jahren belegen, dass es durchaus üblich war, Geldbeträge von einigen Dutzend oder gar einigen Hundert Gulden so anzulegen. Die Wechsler nutzten diese Beträge wohl nicht nur für den Betrieb ihrer Wechselstuben, sondern für den Handel, den sie oft parallel betrieben.¹¹⁶

Über das Risiko der Anlagen im Handel ist wenig bekannt. Sie waren wohl ähnlich risikoreich wie die Investition in Bergwerke im Breisgau und im Burgund, an der sich einige reiche Basler Familien beteiligten. Vom Drucker Michael Wenssler ist bekannt, dass er eine Beteiligung von 350 Gulden an einem Bergwerk abschreiben musste.¹¹⁷ Detaillierte Abrechnungen, die den wechselnden Erfolg dieser Investitionen nachvollziehen lassen, haben sich von Hieronymus Zscheckenbürlin erhalten. In ähnlicher Form wie die Bergwerksanteile waren die Kredite an Buchdrucker (vgl. S. 191) riskante Investitionen in neue Produktionsformen, die sich als Vorläufer des Kapitalismus interpretieren lassen. Dabei überlappten sich Anlageform und Charakteristik der Investition grossenteils, aber nicht vollständig.

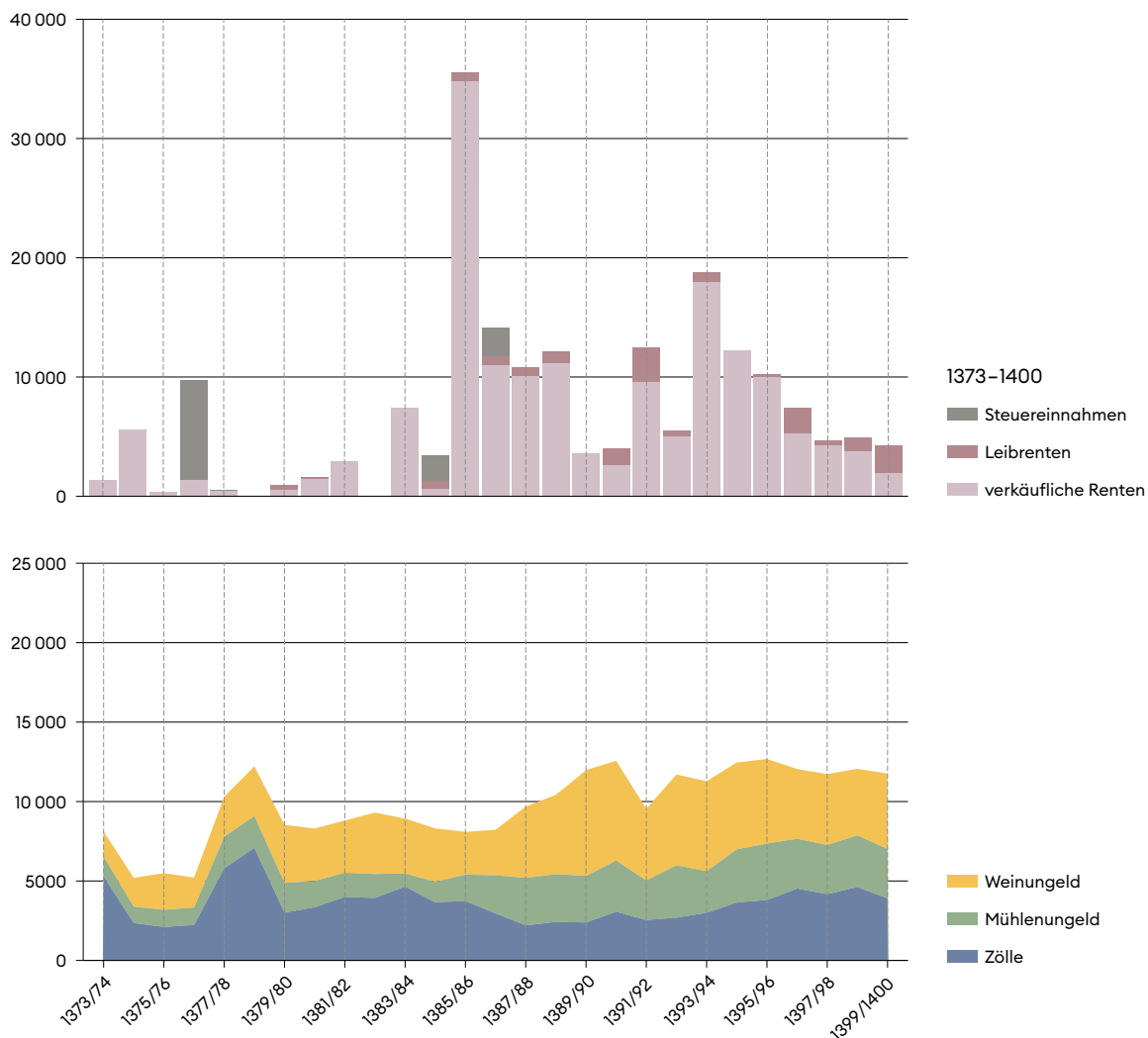
Basels Finanzhaushalt

Die städtischen Rechnungsbücher sind ab 1360 überliefert.¹¹⁸ Der städtische Haushalt speiste sich aus indirekten Steuern, aus Zöllen und aus unregelmässigen Ergänzungen, vor allem Anleihen und direkten (Vermögens-)Steuern. Auch wenn die Zahlen mit Vorsicht zu geniessen sind, weil die damalige Buchführung keine Gesamtüberblicke über das städtische Budget offenbaren wollte,¹¹⁹ zeigen Stichproben aus dem 14. und 15. Jahrhundert, dass die beiden indirekten Steuern, nämlich das Wein- und das Mühlenungeld, die über die ganze Zeit einheitlich notiert wurden, die wichtigste Finanzquelle darstellten. An zweiter Stelle folgten die Anleihen, die ab Mitte der 1380er-Jahre gehäuft eingesetzt wurden. Insgesamt machten die direkten Steuern nur einen sehr kleinen Teil aller Einnahmen aus. Wichtiger waren die Einnahmen aus verschiedenen Zöllen sowie Stapel- und Weggebühren,

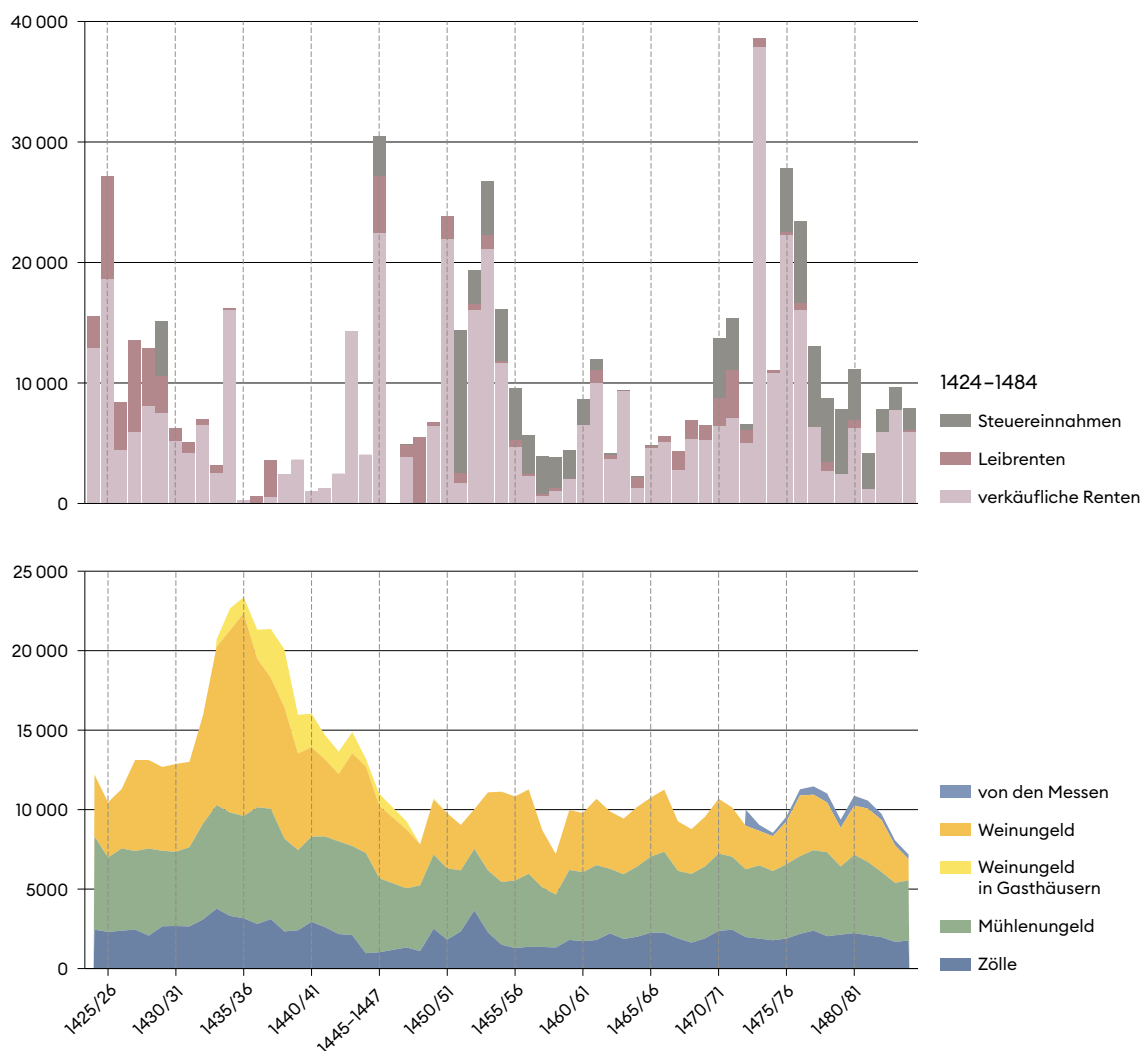
unter anderem im Salz- und im Kaufhaus, die im 15. Jahrhundert allerdings an Bedeutung verloren. Die Einnahmen aus den Anleihen waren meist Gulden, diejenigen aus Umsatzsteuern und Zöllen erfolgten in kleinen Silbermünzen. Daraus resultierte eine eigentliche Pfennigflut, die aufwendig in der Handhabung war.¹²⁰

Einnahmen der Stadt Basel

95 Die Einnahmen sind jeweils getrennt dargestellt nach ausserordentlichen Einnahmen (direkte Steuern und Anleihen; letztere aufgeschlüsselt nach an den Gläubiger gebundene Leibrenten und verkäufliche Renten) und laufenden Einnahmen (indirekte Steuern und Zölle). Alle Einnahmen in Basler Pfund.



Der Rat verkaufte seine Renten zumeist im Elsass – sehr häufig in Strassburg – und in Süddeutschland, allerdings mit im 15. Jahrhundert abnehmender Tendenz, weil er sich mit Vorteil auf dem heimischen Markt mit Geld versorgte.¹²¹ Anleihen gab der Rat vor allem aus, um in Krisenzeiten und für besondere Ausgaben schnell zu Geld zu kommen: Ersteres um die Mitte des 15. Jahrhunderts und während der Burgunderkriege in den 1470er-Jahren, Zweiteres insbesondere bei Krediten an den Bischof. Der resultierende Schuldendienst betrug mitunter bis zu fünfzig Prozent der städtischen Ausgaben. Obwohl die Kriegsausgaben insgesamt etwa nur acht Prozent der Ausgaben ausmachten, schlugen sie sehr viel bedeutendere Löcher in den Haushalt, weil durch sie die Schuldenlast zunahm.¹²² Wenn die Zinsen für



Anleihen fielen, nutzte dies der Rat, um mittels Umschuldung die Belastung zu senken.¹²³ Bei zu stark anwachsender Schuldenlast erhob die Stadt Vermögenssteuern; ein im 15. Jahrhundert sehr deutliches Muster. 1400/01 stellte die Stadt den Schuldendienst sogar gänzlich ein, ging also quasi bankrott. Die prompt neu erhobenen Steuern von 1401 lösten Unruhen aus. Dabei wurde die Forderung laut, die Rententitel zu zerstören und auf diese Weise die Kosten der Finanzschwierigkeiten denjenigen aufzubürden, die jahrelang vom Renteneinkommen profitiert hatten.¹²⁴

Das einzige positiv auf den städtischen Haushalt wirkende Grossereignis war das Konzil. Der vermehrte Konsum liess die Einnahmen aus dem Weingeld massiv ansteigen, und der Rat führte ein zusätzliches Ungeld für den Konsum in Wirtshäusern ein. Nach 1436/37 sanken die Ungeldeinnahmen bald ab und erreichten um 1440 wieder das vorherige Niveau. Das Konzil sorgte also nur für eine kurze Blütezeit, die sich aber umso mehr abhebt, als ab circa 1450 eine eigentliche Krisenzeit begann.

Haupteinnahmen der Stadt Basel

	Anleihen (Renten)	Direkte Steuern	Indirekte Steuern (Ungelder)	Zölle
1373–1400	39.1 %	3.9 %	36.1 %	20.9 %
1424–1455	38.5 %	4.3 %	47.5 %	9.8 %
1455–1485	35.2 %	12.8 %	41.6 %	10.3 %
Total	37.6 %	6.9 %	42.6 %	12.9 %

96 Prozentuale Verteilung der Einkommen des städtischen Haushalts über je rund dreissig Jahre. Einige kleinere Kategorien sind nicht berücksichtigt (Harms 1909, Bd. 1).

Basel, die reiche Stadt

Basel war eine reiche Stadt, noch bevor es im 16. Jahrhundert zur Finanzdrehscheibe der Eidgenossenschaft wurde. Der Stadthaushalt konnte pro Kopf mehr Geld ausgeben als vergleichbare Städte.¹²⁵ Manche Basler zogen aus Fernhandel und Finanzgeschäften enormen Reichtum und stiegen ab dem 14. Jahrhundert in die Ratselite der Stadt auf. Die reichen Basler und Baslerinnen stellten dem städtischen Haushalt ihr Geld gern zur Verfügung – im Gegensatz etwa zu Bern, das sich auswärts (vor allem

in Basel) finanzieren musste.¹²⁶ Die Schulden des Basler Rats flossen also vielfach an die eigene wohlhabende Bevölkerung zurück. Zum weitaus grössten Teil finanzierte sich die öffentliche Hand jedoch über indirekte Konsumsteuern, die auch die ärmere Bevölkerung trafen. Daraus lässt sich schliessen, dass in Basel auch kräftig konsumiert wurde – dass also von dem Geld, das in der Stadt blieb, die ganze städtische Wirtschaft profitierte.

Handel gegen Handwerk?

Die günstige geografische Lage und eine dem Handel meist dienliche Politik hatten aus Basel eine mittelgrosse Handelsstadt gemacht, die Einheimischen und Zugezogenen teils steile Karrieren ermöglichte. Viele Aufsteiger orientierten sich an aristokratischen Lebensweisen, und als im 15. Jahrhundert die alte Aristokratie vermehrt an Einfluss verlor und teils die Stadt verliess, machten Kaufleute einen bedeutenden Teil der städtischen Elite aus. Diese Entwicklung verlief nicht ohne Reibungen. Vor allem die Bestrebungen von Handelsgesellschaften, für gewisse Güter ein Monopol zu errichten, stiessen auf Gegenwehr. Während das Safranmonopol der Halbysen-Gesellschaft um 1430 die Bevölkerung noch wenig betraf, kam der Rat ab den 1460er-Jahren wiederholt unter Druck. 1464 beschloss er, dass drei Kaufleuten nicht gestattet werden dürfe, sämtlichen Stahl vom Bergwerk Gonzen bei Sargans zu kaufen, weil dies «gemeiner Nutz nit sye».¹²⁷ 1474 entlud sich der Volkszorn gegen die Gesellschaft der Bär, Zscheckenbürlin und Irmy, die ein Monopol ausübten, indem sie alle Baumwolle, Wolle, alles Leder und alle Häute zusammengekauft hatten. Die Gesellschafter wurden vorübergehend verhaftet, einer entzog sich gar durch Flucht.¹²⁸ 1491 regelte der Rat den Grosshandel neu – er durfte nur noch im Kaufhaus und somit unter Kontrolle stattfinden – und beschloss, dass die Grosse Gesellschaft ihren Kleiderverkauf im Kaufhaus schliessen musste. 1495 beschränkte er den Fortbestand von Gesellschaften auf kleinere und verbot die «grossen gesellschaft, dadurch der gemeyn man mergklichen beschwert worden». Der Wind drehte sich. Nicht länger sollten grosse Gesellschaften zünftische Beschränkungen und Regulierungen umgehen dürfen.¹²⁹ Gut ablesen lässt sich der Stimmungsumschwung an aufsehererregenden Einzelfällen. 1493 brachte der Vorwurf der Veruntreuung von Vermögen des Siechenhauses St. Jakob dessen Verwalter, den Basler Kaufmann und Ratsherrn Ulrich Meltinger, zu Fall. Nur mit einem Schuldeingeständnis konnte er eine längere Haftstrafe abwenden.¹³⁰ Ähnlich erging es wenig später dem Färber, Verleger, Kaufmann und Oberstzunftmeister Heinrich Rieher (vgl. S. 244 f.).

Die 1490er-Jahre waren eine Zeit der intensiven Auseinandersetzung um die Stellung des Handels. 1491 verbot der Rat die Doppelzünftigkeit, um damit eine Trennung zwischen Handwerk und Handel durchzusetzen, krebste aber schon 1495 wieder zurück.¹³¹ Im 16. Jahrhundert wurde erneut verhandelt, 1523 die Doppelzünftigkeit wieder verboten. Das Verbot der Doppelzünftigkeit war eine zweischneidige Massnahme. Es schützte einerseits die Kaufleute vor Konkurrenz aus anderen Zünften, andererseits verhinderte es, dass sich Vertreter der Handelszünfte in Handwerkszünfte einkauften, weil sie dort leicht politische Karriere machen

konnten. Ganz allgemein wurde weniger der Handel an sich bekämpft als vielmehr die Konzentration von Marktmacht in den Händen Einzelner und grosser Gesellschaften. Anders lässt sich nicht erklären, warum die Zeit der vermeintlichen Handelsfeindlichkeit mit der Gründung der Messe zusammenfiel, die weiteren Kreisen der Stadt den Zugang zum Handel ermöglichte. Das Gleiche gilt für den Aufschwung von Papierproduktion und Buchdruck, die sich zur selben Zeit als Exportindustrien etablierten und sich in diesem Aufstieg auf das Kapital und die Kontakte der Kaufleute stützen konnten. Diese Auseinandersetzungen dürfen auch nicht verwechselt werden mit der Durchsetzung des Zunftregiments im 16. Jahrhundert, das stark von den Handelszünften geprägt war: Nicht zufällig war der erste nichtadlige Bürgermeister Jakob Meyer zum Hasen ein Wechsler, hausgenossen-, weinleuten- und schlüsselzünftig.¹³² Insofern ist der oft verwendete Begriff des «Handwerksregiments» hinfällig.¹³³

Als Handelsstadt profitierte Basel vom Transit. Zugleich war Basel, gut erkennbar am Einzugsgebiet der Messe, ein regionales Marktzentrum. Erfolgreiche Händler wandten sich oft dem Bereich der Finanzen zu, wie Beispiele aus den Familien Offenburg und Kilchmann zeigen; inwiefern die Tätigkeit als Anleger selbsttragend war oder einfach der Verwaltung von im Handel erworbenem Vermögen diente, ist unklar.¹³⁴ Klar ist aber, dass aristokratische Ideale wie Müssiggang, politische Tätigkeit, Feudalisierung des Vermögens¹³⁵ viele Kaufleute andere Lebensweisen anstreben liessen und die Bildung eigentlicher Handelsdynastien verhinderten. Die Geldanlagen dieser Kreise und die Kompetenz in Geldangelegenheiten machten Basel schon im 15. Jahrhundert zur Finanzstadt. 1425 liess sich Winterthur bei einem Rentengeschäft vom Basler Konrad zum Haupt beraten. 1456 wandte sich Luzern an Basel, um den Kontakt zwischen seiner Gesandtschaft nach Rom und einem lombardischen Wechsler in der Stadt herzustellen.¹³⁶ Im 16. Jahrhundert wurde Basel dann zur herausragenden Finanzdrehscheibe der Eidgenossenschaft.¹³⁷

Die Auseinandersetzungen um die Dominanz des Handels zeigen – in einer Linie mit der Zollpolitik und anderen Aspekten der Wirtschaftspolitik –, dass die Leitlinien der Handelsordnung zuallererst den Interessen der Einheimischen folgten, der Basler Konsument:innen und Gewerbetreibenden, deren möglichst günstige Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen gewährleistet sein sollte. Krisen der Getreideversorgung, denen der Rat mit Verboten des spekulativen Zwischenhandels und des Exports begegnete, bestätigen das zur Genüge.¹³⁸ Eine obrigkeitlich geleitete, langfristig orientierte Wirtschaftspolitik im Sinne der Förderung gewisser Zweige gab es nicht. Solche Konzepte, die eine entsprechende städtische Buchhaltung zur Wissensgrundlage machten, wurden erst später entwickelt.¹³⁹

- 1 KDS BS, Bd. 7, S. 471–473.
- 2 Ammann 1937, S. 4.
- 3 Geering 1886, S. 190.
- 4 Idiotikon, Bd. 2, Sp. 1030.
- 5 Saxer 1923, S. 121.
- 6 Ammann 1937, S. 4. Zu den Champagnermessen Irsigler 2002, S. 387. Irsigler 2003, S. 230 f.
- 7 Ammann 1937, S. 4–6, 19–28.
- 8 Geering 1886, S. 365.
- 9 Kaiser 1989, S. 287, 289.
- 10 Geering 1886, S. 208.
- 11 Steinbrink 2007, S. 173 f.
- 12 Piccard 1966, S. 1886.
- 13 Doswald 2004, S. 23, 41.
- 14 Saxer 1923, S. 15, 96 f.
- 15 Ammann 1937, S. 13–16. Saxer 1923, S. 4–6.
- 16 Saxer 1923, S. 99–102.
- 17 Ebd., S. 86 f., 107, 111.
- 18 Matt 2021, S. 20, 22, 25–28. Geering 1886, S. 172. BChr, Bd. 6, S. 357.
- 19 Saxer 1923, S. 122.
- 20 Schulte 1900, Bd. 2, S. 18 f.
- 21 Saxer 1923, S. 132.
- 22 Geering 1886, S. 159–162. Saxer 1923, S. 123.
- 23 StABS, Kaufhaus A 1.
- 24 Saxer 1923, S. 124–126, 141.
- 25 Weissen 2019, S. 107.
- 26 Geering 1886, S. 164. BUB, Bd. 5, Nr. 73.
- 27 Hitz 2022, S. 129 f.
- 28 Steinbrink 2007.
- 29 Weissen 2019, S. 105.
- 30 Wackernagel 1907–1924, Bd. 1, S. 288 f.
- 31 KDS BS, Bd. 8, S. 416 f.
- 32 Geering 1886, S. 144 f.
- 33 Metz 2013, S. 428. Marolf 2006, S. 22–24, 27.
- 34 Wackernagel 1907–1924, Bd. 1, S. 460 f.
- 35 Ehrensperger 1972, S. 274.
- 36 Kaiser 1989.
- 37 StABS, Kaufhaus A 2.
- 38 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 477. Simon-Muscheid 2004, S. 73–75.
- 39 Hagemann 1981, Bd. 2, S. 88.
- 40 Weissen 2019, S. 104.
- 41 Simon-Muscheid 1988, S. 296.
- 42 Apelbaum 1915, S. 8, 35. Ehrensperger 1972, S. 27, 156, 183–191, 250, 256–259, 272.
- 43 Apelbaum 1915, S. 72.
- 44 Geering 1886, S. 34.
- 45 Fouquet 1999, S. 99.
- 46 Steinbrink 2010, S. 205.
- 47 Apelbaum 1915, S. 43–48, 116.
- 48 Hagemann 1983, S. 562.
- 49 Apelbaum 1915, S. 29.
- 50 Geering 1886, S. 219. Apelbaum 1915, S. 18, 22–28.
- 51 Ehrensperger 1972, S. 294. Apelbaum 1915, S. 20.
- 52 Apelbaum 1915, S. 30. Ehrensperger 1972, S. 287.
- 53 Gilomen 2011.
- 54 StABS, PA 66 1.
- 55 Steinbrink 2007. Apelbaum 1915, S. 43–47.
- 56 Geering 1886, S. 193.
- 57 Apelbaum 1915, S. 13.
- 58 Vgl. die Steuerliste von 1429 bei Schönberg 1879, S. 527–531.
- 59 Apelbaum 1915, S. 47.
- 60 Steinbrink 2007, S. 79.
- 61 Apelbaum 1915, S. 50–53.
- 62 Weissen 1981, S. 376, 385.
- 63 Ehrensperger 1972, S. 330 f., im Gegensatz zu Geering 1886, S. 266. Apelbaum 1915, S. 36.
- 64 Hitz 2022, S. 340.
- 65 Geering 1886, S. 336–338. Benkert 2015, S. 78 f.
- 66 Rippmann 1990, S. 12, 25, 44, 132–137.
- 67 Geering 1886, S. 339 f. Irsigler 2003, S. 243.
- 68 Weissen 2019, S. 103.
- 69 Geering 1886, S. 341.
- 70 HLS, Art. «Pfennig».
- 71 Breyvogel 2003, S. 15.
- 72 Harms 1907, S. 207.
- 73 HLS, Art. «Gulden».
- 74 Schärli; Matzke 2010, S. 111.
- 75 Idiotikon, Bd. 10, Sp. 1060–1065.
- 76 Cahn 1966. Dasselbe Muster beim Fund im Judenfriedhof: Schärli; Matzke 2010.
- 77 Harms 1907, S. 242.
- 78 Schärli; Matzke 2010, S. 109 f.
- 79 HLS, Art. «Währungsbewertung».
- 80 Harms 1907, S. 19–38. Breyvogel 2003, S. 137–140.
- 81 Harms 1907, S. 39. Breyvogel 2003, S. 141 f.
- 82 Breyvogel 2003. Hardy 2014, S. 122–124. Scott 1997, S. 176–182.
- 83 Harms 1907, S. 55, 168 f.
- 84 Ebd., S. 105–143. Sattler 1879.
- 85 Signori 2015, S. 102–107.
- 86 Groebner 1993, S. 26.
- 87 Bauer 1989, S. 51.
- 88 StABS, Finanz N 1.3, 27r–28v und 70r–72v.
- 89 Harms 1907, S. 183 f.
- 90 Bauer 1989, S. 50 f.
- 91 Hallauer 1904, S. 40 f.
- 92 Hallauer 1904.
- 93 Geering 1886, S. 345.
- 94 Hitz 2022, S. 84–104.
- 95 Steinbrink 2007, S. 72–77.
- 96 Rippmann 2015, S. 220. Simon-Muscheid 2004, S. 80. Kuchenbuch 2012.
- 97 Gilomen 1990; Gilomen; Fouquet; Rabeler 2018. Munro 2008.
- 98 Hagemann 1886.
- 99 Signori 2015, S. 87–119, insb. S. 91, 113.
- 100 Es hat im Archiv der Kartause überlebt, StABS, Klosterarchiv Kartaus Q 11.
- 101 HLS, Art. «Vierzeln».
- 102 Umrechnung anhand von Tschärner-Aue 1983, S. 323.
- 103 Signori 2019, S. 144. Hitz 2022, S. 101–104.
- 104 Signori 2011, S. 92–95, 181.
- 105 Signori 2014.
- 106 Füglistner 1981, S. 97.
- 107 Peyer 1968, S. 15. Peyer 1982, S. 141.
- 108 Huber 1905, S. 128.
- 109 Apelbaum 1915, S. 61 f.
- 110 Schönberg 1879.
- 111 Die Renten sind in der Stadtrechnung ersichtlich, siehe die Edition in Harms 1909.
- 112 Schultz 2018, S. 282–293.
- 113 Apelbaum 1915, S. 16, 29.
- 114 Hagemann 1983, S. 566. Füglistner 1981, S. 272 f.
- 115 Apelbaum 1915, S. 16, 96.
- 116 HLS, Art. «Geldwechsel». StABS, Gerichtsarchiv D 16, 62r f., 137v; StABS, Gerichtsarchiv A 41, 194r.
- 117 Haegen 2001, S. 57.
- 118 Harms 1909.
- 119 Buchholzer 2020, S. 12.
- 120 Harms 1909, Bd. 1, S. XXI f.
- 121 Gilomen 2003, S. 180 f. Gilomen 1982. Sieber-Lehmann 2002, S. 119.
- 122 Fouquet 1999, S. 309.
- 123 Gilomen 2018, S. 62 f.
- 124 Ebd., S. 61–63, 97.
- 125 Fouquet 1999, S. 99.
- 126 Gilomen 1982, S. 61.
- 127 Apelbaum 1915, S. 41.
- 128 Hagemann 1983, S. 566. Siehe auch BChr, Bd. 2, S. 152 f.
- 129 StABS, Ratsbücher B 1, fol. 148v. Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 526. Geering 1886, S. 347. Hagemann 1983, S. 546, 565.
- 130 Steinbrink 2010, S. 194.
- 131 Geering 1886, S. 343 f.
- 132 HLS, Art. «Jakob Meyer (zum Hasen)».
- 133 Vgl. zum 16. Jahrhundert Füglistner 1981.
- 134 Gilomen 1984, S. 62–65.
- 135 Aufgezeigt am Fall von Henman Offenburg bei Gilomen-Schenkel 2008, S. 54.
- 136 Gilomen 1984, S. 65. Fouquet 1999, S. 98.
- 137 Körner 1980.
- 138 Hitz 2017.
- 139 Buchholzer 2020, S. 12.



Benjamin Hitz

Ordnung und Aufruhr

Symbolische Kommunikation war ein zentraler Aspekt der vielfach anders funktionierenden Politik der Vormoderne; politische Geschichte eine Angelegenheit von Ordnung, die zu schaffen war, und von Aufruhr, der bestehende Ordnung infrage stellte. Den Hintergrund dieser Kommunikations- und Aushandlungsprozesse bildete die Entwicklung von gesellschaftlicher Schichtung, von Eliten, Bürgern und Randgruppen. Akteure wie der städtische Rat oder das Domkapitel waren ebenso wenig wie die gesellschaftlichen Schichten einheitlich handelnde Institutionen – vielmehr gilt es, den Verlauf von Konfliktlinien und Interessen quer durch die Personengruppen, die in Basel an der Macht beteiligt waren, zu verfolgen. Im Zentrum steht dabei das Verhältnis des städtischen Rats zum Bischof, das sich somit nicht mehr als linearer Machtübergang zum Rat präsentiert, sondern als ein oszillierendes Mit-, Neben- und Gegeneinander.

Die Stadt regieren

Alljährlich versammelte sich der Basler Rat am Sonntag vor Johannis (24. Juni) im Augustinerkloster und zog auf den Münsterplatz. Dort bat der abtretende Bürgermeister vor versammelter Bürgerschaft den Bischof darum, er solle ihnen einen Bürgermeister, Rat und Oberstzunftmeister geben.¹ Anschliessend wurden die Namen der Ratsherren, des Bürgermeisters und des Oberstzunftmeisters sowie die «Handfeste» verlesen – jene Urkunde, die dem Ritual der Ratseinsetzung durch den Bischof zugrunde lag. Dieses Ritual, das sich alljährlich bis 1521 mit leichten Anpassungen abspielte, hat Rudolf Wackernagel in seiner Stadtgeschichte ausführlich – und auch ausschmückend – geschildert.²

Wackernagel schrieb im frühen 20. Jahrhundert. Schon 1433 allerdings hatte der Konzilssekretär Piccolomini formuliert: Der Bischof sei einst der weltliche Herrscher gewesen, habe aber – aus unbekannten Gründen – diese Herrschaftsrechte aufgegeben.³ Zu Piccolominis Einschätzung passt, dass sich Basel schon im 14. Jahrhundert als freie Stadt bezeichnete und der Rat weitgehend autonom agierte. Wenn aber Andreas Ryff im späten 16. Jahrhundert den Bischof als wichtige Stütze der Stadtentwicklung benannte («Die Statt ist am Bistumb aufgewachsen wie das Ebhäuw [Efeu] an einer Mauren»⁴), so zeigt dies, dass Rituale keine leere Symbolik darstellten. Um das Verhältnis der zwei Institutionen Rat und Bischofshof zu klären, lohnt sich ein genauer Blick auf die Zusammensetzung der Basler Bürgerschaft und Eliten, auf Aufstände und Machtkämpfe sowie auf die symbolische Kommunikation, welche die städtische Politik charakterisierte.

Ordnungen der Stadtbevölkerung

Schon Urkunden des 11. Jahrhunderts weisen Basel als *civitas* und somit als Stadtgemeinschaft aus. Doch erst im frühen 13. Jahrhundert wurden einzelne Bewohner und, in kleiner Zahl, auch Bewohnerinnen *cives* – Stadtbürger – genannt.⁵ Zur gleichen Zeit wurde auch der Begriff *miles*, also Ritter, häufiger. Ritter wie Bürger waren Teil der städtischen Führungsschicht. Ab der Mitte des Jahrhunderts führten Zeugenlisten von Urkunden *milites* und *cives* auf, jedoch voneinander getrennt.⁶ Diese Abgrenzung war schon Gegenstand von zeitgenössischen Debatten.

Ein Chronist legte dem Ritter Peter Schaler folgende Worte gegenüber einem Bürger in den Mund: «weisst du nicht, dass der Hausvater und das Schwein zwar in einem Haus leben, aber sich je anders halten?»⁷

Aristokratie

Während anfänglich nur die bischöflichen Dienstleute genauer zu charakterisieren sind, entwickelte sich die Basler Aristokratie dank Zuwanderung und sozialem Aufstieg vor allem von Kaufleuten zu einer heterogenen Oberschicht. An die Stelle des Unterschiedes zwischen *cives* und *milites* trat nun innerhalb der Aristokratie die Unterscheidung zwischen Rittern und sogenannten Achtburgern, klar abgegrenzt von den übrigen Bürgern. Der Adel hatte einen weiter gefassten Bezugsrahmen als nur die Stadt Basel. Heiraten, Lehensbeziehungen und Burgenbesitz vernetzten ihn mit den Mächtigen der grösseren Region. Daraus resultierten Auseinandersetzungen über seine Auffassung des Bürgerrechts. Adlige, so der gängige Vorwurf, nutzten das Bürgerrecht nur, wenn es Vorteile brachte, würden sich ansonsten aber gegen die Stadt wenden.⁸ 1373 beschloss deshalb der Rat nach Strassburger Vorbild, die Basler Adligen hätten sich zum Bürgerrecht zu bekennen oder ansonsten die Stadt zu verlassen.⁹

Im Alltag war die Zugehörigkeit zum Adel nicht immer leicht zu erkennen. Henslin von Masmünster etwa war bei einem Domherrn aus dem Geschlecht von Masmünster aufgewachsen. Obwohl er sich selbst nicht zum Adel zählte, gab es offenbar einige ehrbare Leute, die «die kogelhut [Kugelhüte] gegen im abzögent und im ere erbüent», ihn also wie einen Adligen grüssten.¹⁰ Einen adligen Vorsprung an Ehre erkannten auch Achtburger an. Eine aus diesem Kreis stammende Witwe entschied in der Mitte des 15. Jahrhunderts, zwei kostbare Messer einem Ritter zu schenken, denn «sy gehorent eben einem ritter zü».¹¹ So zeigen sich Konsum und soziale Interaktion als ebenso wichtige Faktoren der Zugehörigkeit zur Aristokratie wie Wappenbriefe und Rittertitel.

Bürger:innen

Wie die aristokratische Oberschicht, so veränderte sich auch der Kreis der Bürgerinnen und Bürger, wie eine Auswertung der Klosterurkunden im Staatsarchiv Basel zeigt.¹² Schon wenige Jahrzehnte nach der ersten Erwähnung von *cives* finden sich Handwerker mit der Bezeichnung *civis basiliensis*. Während der Anteil von Urkunden, die Bürgerinnen und Bürger erwähnen, ab 1260 deutlich anstieg,



97 Die in den Klosterurkunden erwähnten Handwerkerhäuser konzentrierten sich am oberen Teil des Birsig, in dessen Mündungsbereich sowie am Spalenberg, während sich in der Freien Strasse, im Gebiet um den Marktplatz und auf dem Münsterhügel keine Handwerkerliegenschaften befanden.

Die handwerklich tätigen Bürger hatten sich vom oberen Birsig aus in der Stadt verbreitet – und damit gegenläufig zur ursprünglichen Besiedlung des Gebiets im vorherigen Jahrhundert (vgl. Stadt.Geschichte.Basel, Bd. 2, S. 82 f.). Die Kreise um gewisse Punkte markieren unsichere Lokalisierungen.

Institutionen

- Steinenkloster
- Spital
- St. Leonhard
- St. Peter
- andere

geschah dies bei den bürgerlichen Handwerkern etwas später und weniger stark, aber weitgehend parallel.

Handwerker lassen sich kaum über die Generationen nachverfolgen. Nachnamen waren noch nicht stabil und orientierten sich an Herkunft, Berufstätigkeit oder Übernamen, seltener auch am Namen eines Hauses in Basel.¹³ Die Herkunftsangaben – die gegenüber den Berufsbezeichnungen überwogen – deuten darauf hin, dass die städtische Handwerkerschicht massgeblich dank der Migra-

tion wuchs. Viele stammten aus Orten in der Nähe von Basel, vorwiegend aus Dörfern im Elsass und im Badischen; auch Städte in einem etwas weiteren Umkreis sind vertreten.

Als Bürger erscheinen in den Basler Quellen bald nach dem Jahr 1200 auch einzelne Juden. Obwohl sich der Basler Rat für seine jüdischen Bürger einsetzte – etwa 1385, als er ein Lösegeld für gefangene Juden bezahlte –, waren sie keine Bürger gleichen Rechts. Städtische Ämter und die Mitgliedschaft in einer Zunft und somit jegliche Möglichkeit der politischen Partizipation waren ihnen verwehrt. Das Bürgerrecht war eher ein (meist befristetes) Niederlassungsrecht, das mit der jüdischen Gemeinde gegen eine Pauschalsteuer vereinbart wurde – eine Einnahmequelle für die Stadt. Juden waren in erster Linie Mitglied der Judengemeinde und durch diese in die Rechtsordnung der Stadt eingebunden. In dieser Hinsicht waren sie den vielen anderen Bürgern vergleichbar, die sich auch kaum politisch beteiligen konnten. Gleichzeitig waren Juden als sogenannte königliche Kammerknechte direkt dem Herrscher unterstellt und hatten eine mehrdeutige rechtliche Stellung, die eine Reibungsfläche für Konflikte bot.¹⁴

Der Status als Bürgerin oder Bürger war für niemanden das einzige Kriterium der Zugehörigkeit zur Stadtgesellschaft. Die Stadtbevölkerung war vielfältig in korporative Organisationen eingebunden, unter denen die Zünfte sicher die wichtigsten waren (vgl. S. 134–137). Daneben gab es Vorstadtgesellschaften, Trinkstuben für die Aristokratie, die Kleinbasler Gesellschaften und weitere mehr. Diese Zugehörigkeiten waren im Alltag wohl prägender als der Bürgerstatus und nicht daran geknüpft.¹⁵

Ein vielgestaltiger Teil der Basler Gesellschaft war auch der Klerus. Mit den hochadligen Domherren am Münster, den Inhabern von Kaplanspfründen an den vielen Nebentären in den städtischen Kirchen, mit Bettelordensbrüdern und ihren Schwestern in den Frauenklöstern ergab sich eine vielfach abgestufte Hierarchie, deren Mitglieder zudem einer Reihe verschiedener Institutionen unterstanden – vom Bischof über die Ordensleitungen bis zu den Stiftern von Pfründen oder dem Rat. Das Kirchenrecht schrieb vor, dass Geistliche von gewissen weltlichen Verpflichtungen entbunden waren, was für die Stadt insbesondere bei den Steuern von Bedeutung war. Während einige Basler Klöster sich gesamthaft ins Basler Bürgerrecht aufnehmen liessen, geschah dies bei einzelnen Geistlichen seltener. Das Domkapitel untersagte es seinen Kaplänen 1475 sogar.¹⁶ Klerus und Laien waren vielfach geschieden und zugleich eng verbunden: Viele Chorherren am Münster und bei St. Peter, aber auch Klosterbrüder und -schwestern entstammten der laikalen städtischen Aristokratie und seit dem 14. Jahrhundert auch den Haushalten einfacher Bürger.

Soziale Mobilität

Die Basler Bevölkerungsstruktur war zwischen 1250 und 1530 von einem dynamischen Wandel geprägt und mit dem Aufstieg neuer Eliten verbunden. Der Blick auf die Namen zeigt, dass die Stadtbevölkerung in hundert Jahren nahezu vollständig ausgetauscht wurde.¹⁷ Das betraf auch die Aristokratie. Bei den Rittergeschlechtern und noch stärker bei den Achtburgern verschwanden ältere Namen und neue kamen hinzu.¹⁸ Sozialer Aufstieg war ebenso möglich wie sozialer Abstieg, und in Zeiten von demografischen Krisen war die Stadt grundsätzlich offen für Zuziehende. Einige stiegen rasant in die städtischen Eliten auf, in die Hohe Stube und sogar in die Ritterschaft. Die Konstante in dieser Dynamik bestand in der Abgrenzung der besseren Gesellschaft nach unten.

Die Grundlage für den Aufstieg lag oft im Handel und Geldgeschäft.¹⁹ Namen wie Zscheckenbürlin (ursprünglich Ceccaburra²⁰) und Gallizian²¹ lassen erkennen, dass viele der Aufsteiger eingewandert waren, die genannten aus Italien. Wer in die Basler Aristokratie einheiraten konnte, hatte den Aufstieg geschafft, auch wenn gelegentlich an Turnieren des Adels die Standesschranke betont wurde. So geschehen 1436, als Basler Adlige in Schaffhausen Prügel bezogen, weil sie mit Bürgerstöchtern verheiratet waren (vgl. S. 144).²² Diese Belege sollen jedoch nicht vergessen lassen, dass der Aufstieg nur einer kleinen Minderheit gelang.

Den Aufsteigern standen Absteiger gegenüber. In der Aristokratie starb oft die männliche Linie und damit der Name aus. Andere Aristokraten zogen auf einen Sitz im Umland und hielten sich seltener in der Stadt auf.²³ Städtische Adelshöfe gingen in bürgerliche Hand über.²⁴ Dem sozialen Aufstieg konnte ein jäher Abstieg folgen. Das geschah dem Krämer und Kaufmann Anton Waltenhein, der 1497 hochverschuldet aus der Stadt floh. Dutzende von Gläubigern liessen ihre Forderung gerichtlich festhalten, hatten aber kaum Chancen, ihr Geld wieder zu erlangen. Waltenheins Flucht leitete das Ende eines Kaufmannsgeschlechts ein.²⁵

Machtkämpfe und die Ratsverfassung

Der dynamische Wandel der Stadtbevölkerung ging einher mit einer veränderten Beteiligung verschiedener Gruppen am Stadtregentum. Dabei etablierte sich der städtische Rat als zentrale Institution. Anfänglich ein bischöfliches Beratungsgremium von Adligen, entwickelte er sich zur städtischen Obrigkeit unter der

Dominanz der Zünfte – allerdings weder linear noch reibungslos, sondern geprägt von Machtkämpfen sowie von Aufständen und «Protestverhalten».²⁶ Diese Ereignisse lassen sich als Kommunikation und Verhandlung über die Ordnung der Stadt verstehen.

Unruhen und Konflikte

Mit grosser Regelmässigkeit erschütterten Unruhen, Aufstände und Verschwörungen die Basler Politik und Gesellschaft, ein klares Zeichen, dass bei Weitem nicht alle zufrieden waren mit der zunehmenden Macht jener, die Zugang zu politischen Ämtern hatten. Wenn der Rat von Unzufriedenen und Unruhigen erfuhr, griff er resolut ein und konnte vielfach die Eruption von Gewalt im Keim ersticken.

Im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert dominierten bei den innerstädtischen Konflikten konkurrierende Adelsgruppierungen, die vor allem auf Verwandtschaft beruhten. Zweimal – 1271 und 1308 – wurden jeweils Gruppierungen vorübergehend aus der Stadt vertrieben, die Rückkehrer später aber wieder an der Macht beteiligt.²⁷ Gegen Ende des 13. Jahrhunderts standen sich Gruppierungen gegenüber, welche die höchsten städtischen Ämter beanspruchten: Bürgermeister- und Oberstzunftmeisteramt. Der Kompromiss, beide Ämter abwechselnd zu besetzen, ebnete einem späteren Prinzip den Weg, nämlich der doppelten Besetzung jedes Amtes – einmal aktiv, einmal stillstehend.²⁸

Unzufriedene aus anderen Bevölkerungsgruppen sind seit den 1380er-Jahren fassbar im Leistungsbuch, das die Verbannungsbeschlüsse des Rats registrierte.²⁹ Mehrfach wurden Gruppen von offenbar organisierten Handwerksgesellen so bestraft; 1389 etwa sechs Schneiderknechte, 1397 neun Kürschnerknechte.³⁰ Die erste innerstädtische Konfrontation zwischen Handwerkern und Rat ist aus dem Jahr 1402 überliefert.³¹ In verschiedenen Zünften, insbesondere der Schmiedezunft, verschworen sich Meister und einige Knechte mit dem Ziel, vors Rathaus zu ziehen und so Druck auf den Rat auszuüben. Die Messerschmiede stellten den grössten Anteil der Verschwörer und gaben dem Aufstand ihren Namen. Als der Rat von den Plänen Wind bekam, griff er schnell und hart ein. Die Verbannungsurteile lassen erkennen, dass die Aufständischen über die Finanzpolitik des Rats erzürnt waren; wobei Steuerbelastung und Münzpolitik übliche Zankäpfel in spätmittelalterlichen Städten waren. Daneben wird auch ein Ratsbeschluss von 1401 eine Rolle gespielt haben, der vorsah, die Zunftvorstände, die «Sechser», künftig von den abtretenden Sechsern und nicht mehr von den Mitgliedern wählen zu lassen. Viele der am Aufstand Beteiligten bekleideten später politische Ämter.³²

Aus einer heterogenen Gruppe von Unzufriedenen ragen sie als spätere Profiteure klar heraus und lassen erkennen, dass der Aufstand ein Verteilungskampf um die Macht innerhalb der zünftischen Oberschicht war.

Schon 1410 eskalierte der nächste Konflikt. Die Inhaber der höchsten städtischen Ämter, denen man alle Arten von Machtmissbrauch vorwarf, wurden abgesetzt und verbannt.³³ An ihre Stelle traten neue Kräfte, im Rat und in den Ratsausschüssen gewannen die Vertreter der Handelszünfte an Einfluss, ohne jedoch die alte Führungsschicht völlig zu verdrängen.³⁴ Als Gegengewicht zu den alten Kräften im Rat wählten die Zunftvorstände einen «Ammeister» mit besonderen Machtbefugnissen.³⁵ Der Konflikt ist als Gegensatz zwischen zünftischen Akteuren und dem Habsburg verbundenen Adel gefasst worden. So kam es, dass gemäss einer Chronik «alle edel lüte und die alten burger von der statt furent». Bei genauer Betrachtung der Gruppe, die Basel verliess, zeigt sich jedoch, dass es mitnichten die ganze Aristokratie war, sondern eine Gruppe, die verwandtschaftlich und wirtschaftlich eng vernetzt war.³⁶ Die Konfliktlinien verliefen folglich quer durch die sozialen Schichten und lassen sich nicht als Gegensatz zwischen Zünften und Adligen interpretieren. Schon bald konnten sich die Parteien auf eine Rückkehr in die Stadt und den Rat einigen. Auch die Kompetenzen des Ammeisters wurden eingeschränkt und das Amt schliesslich abgeschafft.³⁷

Das Jahr 1482 markiert den Höhepunkt einer unruhigen Phase, in der einmal mehr die Steuerpolitik zur Debatte stand, insbesondere eine neue Fleischsteuer, die 1475 aufgrund der finanziellen Belastung durch die Burgunderkriege eingeführt worden war.³⁸ Ein weiteres Motiv war die Kritik am Vermögensgefälle. Für personifizierten Reichtum stand dabei der Oberstzunftmeister Heinrich Rieher. Der Sohn eines Einwanderers, seines Zeichens Färber, Wirt und Kaufmann, war binnen Kurzem in die städtische Elite aufgestiegen.³⁹ Einige Metzger verschworen sich zu einem Mordanschlag auf den Rat, was aber wie 1402 schnell bekannt und vereitelt wurde. Die Hauptverdächtigen, zwei Brüder namens Bischof, flohen zum Grafen von Thierstein. Hans Bischof führte in der Folge mit Unterstützung des Grafen eine Fehde gegen die Stadt. Diese Verbindung mit Gegnern ausserhalb der Stadt machte den Aufruhr besonders gefährlich. Der Rat handelte für die Brüder Bischof deshalb günstige Vereinbarungen aus, liess dann aber einen der beiden ermorden.⁴⁰ Mit den Brüdern Bischof hatten erneut Angehörige der zünftischen Oberschicht versucht, sich eine stärkere Machtposition zu verschaffen. Zu diesem Zweck hatten die Verschwörer ein Bündnis mit dem Bischof erwogen, aber auch die Möglichkeit, den Grafen von Thierstein als neuen Stadtherrn einzusetzen. Offenbar sahen sie darin keinen Widerspruch zu ihrer Identität als Basler Bürger.

Der Sturz einflussreicher Aufsteiger sorgte in den 1490er-Jahren gleich zweimal für Aufregung. 1493 wurde Ulrich Meltinger, Kaufmann und Zunftmeister der Schlüsselzunft, verdächtigt, als Pfleger des Siechenhauses St. Jakob Gelder unterschlagen zu haben, und aus dem Rat ausgeschlossen.⁴¹ Nur zwei Jahre später traf es den Oberstzunftmeister und Inhaber weiterer Ämter, Heinrich Rieher. Während er fliehen konnte, wurde einer seiner Söhne hingerichtet.⁴² In beiden Fällen waren es nicht mehr die adligen Bürgermeister, sondern zünftische Kaufleute, die als zu dominant wahrgenommen wurden.

Innerstädtische Konflikte verliefen oft quer durch Rat und Zünfte und die städtische Gesellschaft insgesamt, was heisst, dass soziale Mobilität dafür sowohl Auslöser wie auch Folge sein konnte.⁴³ Oft mischte auch der Bischof mit. 1411 wehrte er sich (vergeblich) gegen den Ammeister, indem er keinen Rat einsetzte – ein Druckmittel, auf das er wiederholt zurückgriff. Versuche, die bischöfliche Position zu stärken, kamen aber auch aus der Stadtbevölkerung, etwa als 1481 die Schneiderzunft ihren Zunftbrief durch den Bischof bestätigen liess, was zuletzt im 14. Jahrhundert üblich gewesen war.⁴⁴ 1483 ernannte der Bischof einen als Störenfried bekannten Basler Wirt ohne Bürgerrecht zum Oberstzunftmeister – eine reine Provokation und letztlich wirkungslos, denn der Nominierte trat das Amt nicht an.⁴⁵ Das politische System insgesamt wurde bei alledem kaum infrage gestellt. Trotz konstanter Unruhe verliefen die Konflikte in Basel deshalb insgesamt eher weniger blutig als in anderen Städten.

Die Entwicklung des Rats

Die Ursprünge des Basler Rats sind kaum zu klären. Ein *consilium curie*, ein Rat am Hof des Bischofs, existierte vermutlich schon im 12. Jahrhundert. Einen Rat, der ohne Zustimmung des Bischofs zusammentrat, verbot Kaiser Friedrich II. im Jahr 1218.⁴⁶ Ab 1225 lässt sich mit Unterbrüchen ein vom Bischof eingesetzter Rat belegen, um 1250 ein eigener städtischer Haushalt – Ansätze einer vom Bischof unabhängigen Instanz.⁴⁷ Zunächst bestand der Rat aus Rittern und weiteren aristokratischen Bürgern, den Achburgern. Im 13. Jahrhundert wurde es üblich, dass abtretende Ratsherren nach einem Jahr wiedergewählt wurden. Mit diesem Turnus gab es je eine regierende Ratshälfte und eine stillstehende, die jedoch am Tagesgeschäft beteiligt war.

Schon 1305 hatte der Bischof dem adligen Bürgermeister einen Oberstzunftmeister zur Seite gestellt. Die älteste erhaltene Handfeste, die Stadtrechtsurkunde, stammt von 1337 und sah neu die Aufnahme von Zunftsratsherren vor.⁴⁸

Zusammensetzung des Rats im 13. bis 16. Jahrhundert



98 Vor 1357 lässt sich die Zusammensetzung des Rats nur aus den Zeugenlisten von Urkunden erschliessen, wenn dort aufgeführte Zeugen als Ratsherren (*consules*) bezeichnet wurden. Nebst dem Bürgermeister aus dem Ritterstand zählten die Urkunden oft eine wechselnde Zahl von Rittern und (aristokratischen) Bürgern auf, ohne zu vermerken, ob alle im Rat sassen.

Im frühen 14. Jahrhundert stabilisierte sich der Rat auf vier Ritter und acht Bürger, worauf sich für letztere Gruppe der Begriff Achtburger etablierte. Vereinzelt erscheinen auch Zunftvertreter auf Zeugenlisten, ohne dass dies auf eine regelmässige Vertretung im Rat schliessen liesse (StABS, St. Urk. 47. Fechter 1856, S. 27 f. Kälble 2004, S. 171 f.).

Deren Anzahl wurde erst 1357 mit der Zahl der inzwischen fünfzehn Zünfte gleichgesetzt – jede Zunft stellte einen Ratsherrn.⁴⁹ Die Zunftvertreter wurden allerdings nicht in den Zünften gewählt, sondern wie der restliche Rat von einem speziell eingesetzten Gremium, den «Kiesern». Dieses war deutlich aristokratisch ausgerichtet und stand dem Bischof nahe. Die nächste Veränderung der Ratszusammensetzung erfolgte 1382 mit der Ergänzung des Rats um die fünfzehn Zunftmeister. Diese «Umwälzung» fand kaum Eingang in die zeitgenössischen Dokumente, wurde vielleicht gar nicht als solche empfunden.⁵⁰ Auch zwischen den städtischen Unruhen und den Anpassungen der Ratsverfassung lassen sich kaum Zusammenhänge erkennen. Die zunehmende Beteiligung der Zünfte am Regiment lag allerdings im Interesse der Bischöfe, die damit der städtischen Aristokratie etwas entgegensetzen konnten.⁵¹ Angesichts der Wahl der Zunftvertreter durch die Kieser lässt sich auch ihre zahlenmässige Überlegenheit nicht als deutliche Machtverschiebung in Richtung der Zünfte deuten – und schon gar nicht als eine Art Demokratisierung der Stadtregierung.⁵²

Bürgermeister und Räte blieben oft lange Jahre im Ämterturnus, was finanzielle Unabhängigkeit voraussetzte.⁵³ Mit der Beteiligung der Zünfte bildete sich neben der älteren Führungsschicht eine neue, die ebenfalls zur Aristokratie gezählt werden kann. Der Kreis der Ritter und Achtburger hingegen unterschritt immer öfter die vorgesehene Zahl.⁵⁴ Die neue Führungsgruppe, in der die reichen Vertreter der Handelszünfte dominierten, verdrängte die ältere, insbesondere die adlige, zunehmend. 1502 erwarb der Oberstzunftmeister Peter Offenburg, Enkel von Henman Offenburg und erst in dritter Generation der Aristokratie zuzurechnen, die Ritterwürde und übernahm anschliessend den vakanten Bürgermeisterposten.⁵⁵ 1516 wurde mit dem Wechsler Jakob Meyer zum Hasen der erste Vertreter der Zünfte Bürgermeister; er war der letzte, der vom Bischof eingesetzt wurde.⁵⁶ Mit seinem Reichtum und als Besitzer eines Schlosses in Gundeldingen war Meyer allerdings trotz seiner bürgerlichen Herkunft von einem «alten» Aristokraten kaum zu unterscheiden.

1521 schliesslich beschloss der Rat, sich vollends vom Bischof zu lösen. Im neuen Wahlverfahren bestimmte der abtretende Rat seine Nachfolge selbst in Ko-optation. Ritter und Achtburger gehörten dem Rat nicht mehr an, sondern nebst Bürgermeister und Oberstzunftmeister nur noch je fünfzehn Zunfttratsherren und Zunftmeister – ab diesem Zeitpunkt war der Basler Rat ein «Zunftregiment».⁵⁷ Eine neue Aristokratie hatte sich durchgesetzt und dominierte in den Ratsausschüssen die Basler Politik, insbesondere im Dreizehnergremium, das laufend mehr Kompetenzen an sich zog.⁵⁸ Es gab also zwei gegenläufige Tendenzen: einerseits die

breitere Abstützung des Rats in der (zünftischen) Bevölkerung – aktive und stillstehende Ratsherren gerechnet, umfasste er 88 Personen – und andererseits eine Konzentration der Macht in der neuen Führungsgruppe, die sich dann im Verlauf des 16. Jahrhunderts immer stärker abschloss.⁵⁹

Im späten 14. Jahrhundert entstand mit dem Grossen Rat, der über Entschiede von grösserer Tragweite beriet, eine Institution, die Zunftvorstände und Amtsträger einbezog und mit rund 250 Mitgliedern einen ansehnlichen Anteil der männlichen Bürgerschaft versammelte. Mangels geeigneter Räume im Rathaus tagte der Grosse Rat in Klöstern, oft bei den Augustinern. Seine Machtbefugnis blieb beschränkt, weil das Recht, ihn einzuberufen, beim Kleinen Rat lag.⁶⁰

Schon im 14. Jahrhundert begann der Rat, einzelne Geschäfte jeweils bestimmten Ratsherren, Boten genannt, zuzuweisen.⁶¹ Aus diesen vom Grossen Rat eingesetzten Ausschüssen⁶² entstanden mit der Zeit feste Gremien, die sich bestimmter Themen annahmen. Eine klare Trennung der Kompetenzen gab es allerdings nicht, und so ist es nicht überraschend, dass die Ausschüsse ihre Bezeichnung von der Anzahl abgeordneter Ratsherren erhielten.⁶³ Zum Beispiel hatten die Siebner eine Aufsichtsfunktion über die Stadtfinanzen, wurden aber im Verlauf des 15. Jahrhunderts von den Dreiern abgelöst, die sich zum wichtigsten Organ der Finanzverwaltung entwickelten. Die Ausschüsse für Aussenpolitik und Kriege hieszen zunächst «Heimlicher» – als Kriegsrat in Krisensituationen war Geheimhaltung besonders wichtig. Im 15. Jahrhundert übernahmen die Dreizehner diese Rolle und etablierten sich zur eigentlichen Regierung in der Regierung.⁶⁴

Kleinbasel hatte bis 1392 einen eigenen Rat um den Schultheissen und wie Grossbasel ein Gericht für baurechtliche Angelegenheiten. Nach dem Kauf Kleinbasels durch die Stadt wurde der Rat aufgehoben, die gerichtlichen Instanzen jedoch blieben bestehen und ermöglichten dem neuen Stadtteil, eine gewisse Eigenständigkeit zu bewahren.⁶⁵

Zwischen Marktplatz und Münsterhügel

Die Entmachtung des Basler Bischofs im Jahr 1521 erfolgte, als der Rat schon viele Rechte übernommen und sich neue Kompetenzen erschlossen hatte. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts hatten die Bischöfe ihre Macht halten können, indem sie Interessen fein austarierten und Kompetenzen geschickt verteilten. Das wurde auch über kommunikative Prozesse und repräsentative Rituale gestützt, unter denen die Ratsbesetzung zentral war. Sie setzte die Bischöfe und Räte gemeinsam in Szene – und zwar ganz konkret zwischen zwei physischen Polen der Macht, dem Rathaus am Marktplatz und dem Bischofshof auf dem Münsterhügel.

Rechte und Privilegien

Eines der wichtigsten Rechte eines Stadtherren bestand darin, Steuern einzuziehen. Es ist für Basel erstmals im 12. Jahrhundert belegt. Im 13. Jahrhundert wurde das sogenannte Ungeld wichtiger, das man heute als indirekte oder Konsumsteuer bezeichnen würde. Schon um 1250 konnte der Rat mit Einwilligung des Bischofs ein Ungeld auf Wein einziehen.⁶⁶ 1317 forderte der Rat Ungeld auch vom Domkapitel, das sich jedoch auf die Steuerfreiheit der Geistlichkeit berief – ein Konflikt, der jahrzehntelang schwelte.⁶⁷ Ein königliches Privileg zum Einziehen von Steuern erhielt der Rat erst 1431, als er dies längst unangefochten praktizierte. Nur eine wenig ertragreiche Steuer blieb beim Bischof, der jährlich zu zahlende Martinszins von vier Pfennig pro Hofstatt in der inneren Stadt.⁶⁸

Viele Rechte des Bischofs gelangten in Form von Verpfändungen an die Stadt, das heisst, die Stadt erhielt die Rechte als Pfand im Gegenzug für Darlehen an den Bischof.⁶⁹ 1373 gingen so Münzrecht und Zölle an den Rat, 1385 mit den Schultheissenämtern von Gross- und Kleinbasel die zivile Gerichtsbarkeit. Dazu kamen verpfändete Herrschaftsgebiete. Alleinige Ratssache war ab 1362 der Bau der Stadtmauer, im Gegensatz zur früheren Zeit (vgl. Stadt.Geschichte.Basel, Bd. 2, S. 158–163). Auch die symbolisch wichtige Einsetzung der Zünfte ging im Verlauf des 14. Jahrhunderts in die Kompetenz des Rats über. 1361 bestätigte der Rat die Zunft zum Goldenen Stern und gliederte um 1365 die Rebleute ins Zunftwesen ein. Der Bischof protestierte bei Kaiser Karl IV., der mit einem scharfen, aber folgenlosen Schreiben reagierte.⁷⁰ Parallel dazu, dass der Rat bestehende Kompetenzen sukzessive an sich brachte, übernahm er unwidersprochen neue Aufgaben.

Herrschaft zwischen persönlichen Beziehungen und Territorium

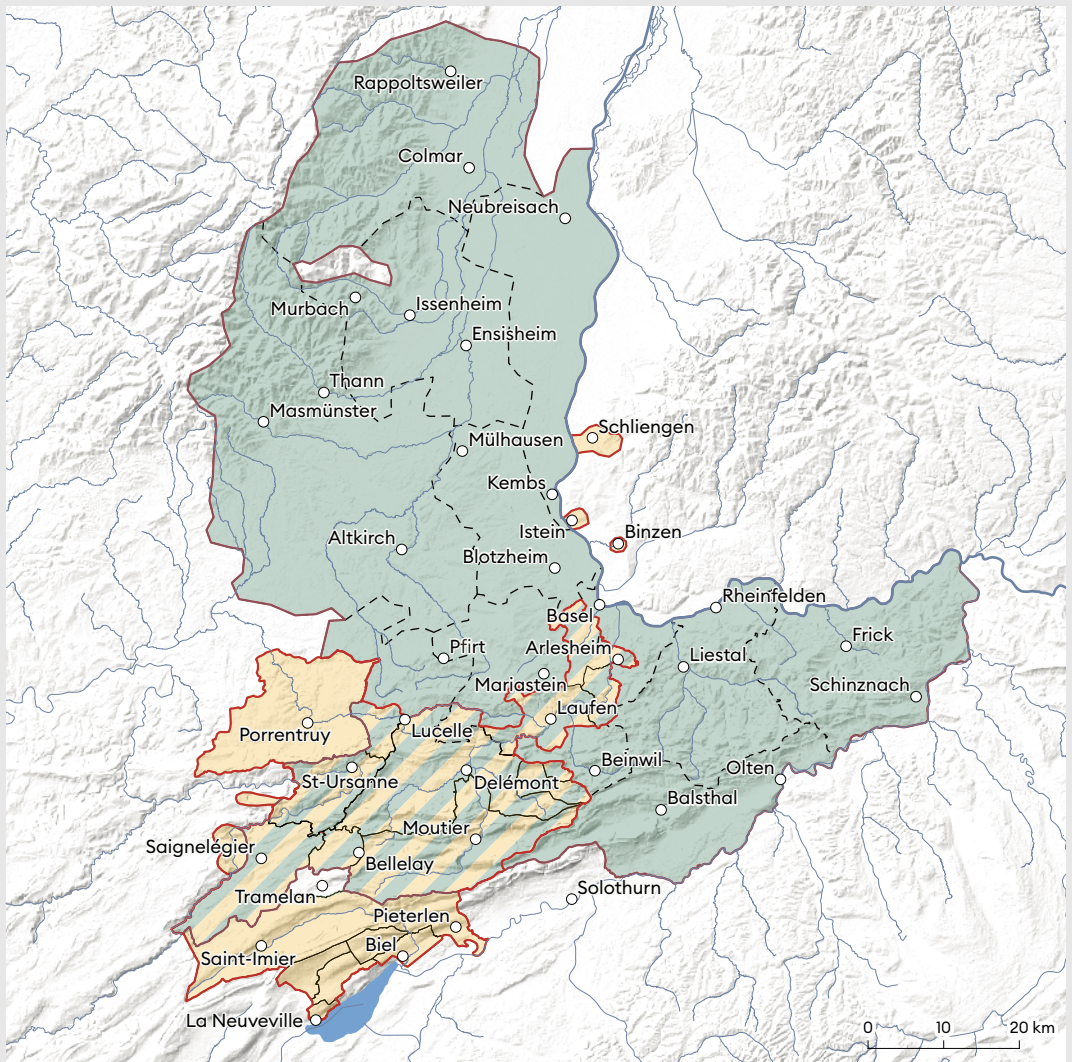
Der Basler Bischof war als Fürstbischof zugleich geistlicher Vorsteher seines Bistums (Diözese) und weltlicher Herrscher über das Hochstift. Die beiden Herrschaftsgebiete deckten sich nicht; das Oberelsass etwa gehörte nur zur Diözese, während Kleinbasel dem Bistum Konstanz unterstand. Der Papst setzte den Bischof ein, das Wahlrecht stand aber seit 1261 dem Domkapitel zu, in welchem die Aristokratie aus Basel und dem Umland, insbesondere den habsburgischen Gebieten, gut vertreten war. Als Gemeinschaft der an der Kathedrale wirkenden Chorherren war das Domkapitel ebenso Partner wie Konkurrent des Bischofs und hatte Mitspracherechte, wenn es um das Kirchengut des Münsters ging. Seit dem 12. Jahrhundert verwaltete das Domkapitel einen dem Bischof entzogenen Anteil von Gütern und Einnahmen. Bis 1382 und insbesondere während des Papsttums in Avignon (1309–1377) setzten sich die Päpste in zentralistischer Manier regelmässig über das Wahlrecht des Kapitels mit seiner städtisch-regionalen Prägung hinweg.⁷¹ Die weltlichen Herrschaftsrechte der Bischöfe hingegen verlieh der Kaiser, was sie zu Reichsfürsten machte – als welche sie sich am Reichstag inszenierten.⁷² Schon im 14. Jahrhundert hielten sich die Basler Bischöfe oft nicht mehr an ihrem Amtssitz, sondern in den Nebenresidenzen Delsberg (Delémont) und Pruntrut (Porrentruy) auf, was sich auch so verstehen lässt, dass die weltliche Herrschaft für sie ins Zentrum rückte.⁷³

Dieser Realität werden Karten, die Herrschaftsgebiete des Bischofs und – ab 1400 – des Basler Rats flächig einfärben, nur bedingt gerecht. Herrschaftsrechte wie Gerichtsbarkeit, Zoll und Geleit waren sehr kleinräumig gegliedert und oft in der Hand von lokalen Burgherren. Den Prozess, solche Rechte zu konzentrieren, daraus einen Führungsanspruch abzuleiten, neue Steuern zu etablieren und begleitend eine effiziente Verwaltung aufzubauen, bezeichnet die Forschung als Aufbau einer Territorialherrschaft.⁷⁴

Die ältere Forschung ging davon aus, dass sich Herrschaft zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert vom Prinzip der persönlichen Zugehörigkeit (Personenverband) wegbewegte und sich stattdessen ein Territorialprinzip durchsetzte, das alle im Herrschaftsgebiet Wohnhaften umfasste. Es hat sich aber gezeigt, dass beide Arten, Rechtsräume zu denken, parallel existierten.⁷⁵

Die Zentralverwaltung des Basler Bischofs setzte sich lediglich aus Kanzler und Hofmeister zusammen. Seine Herrschaft bestand deshalb weitgehend darin, gute Beziehungen zu den vielen Lehensnehmern zu pflegen, denen Gerichts- und andere Rechte übertragen waren.⁷⁶ Ein recht begrenztes Herrschaftsgebiet, eine rudimentäre Verwaltung und ständige finanzielle Schwierigkeiten – diese Kombination kennzeichnet die Basler Bischöfe als «kleine» Fürsten.⁷⁷ **Benjamin Hitz**

Bistum und Hochstift der Basler Bischöfe um 1500



99 Kartengrundlage:
Rebetez 2001, S. 200.

- Bistum
- Hochstift
- Bistum und Hochstift
- Dekanatsgrenzen
- Herrschaftsgrenzen

Gilt deshalb, was Rudolf Wackernagel meinte: «Der alte Stadtherr war zum Nachbar geworden».⁷⁸ Diese Formulierung bezog sich nicht zuletzt auf die Tatsache, dass die Bischöfe sich seltener in Basel aufhielten und stattdessen Residenzen in Pruntrut (Porrentruy) und Delsberg (Delémont) errichteten. Allerdings wählten die Bischöfe den Rat auch als Pfandnehmer, um die Beziehung zu diesem zu verstärken, und umgekehrt sprang der Rat dem Bischof gerne bei, wenn es darum ging, Herrschaftsansprüche von gemeinsamen Rivalen zurückzubinden, etwa Solothurn oder Habsburg.⁷⁹ Ausserdem waren die vom Bischof erpfändeten Ämter und Rechte dem Rat nicht sicher, eine Rückerstattung der Darlehen nicht ausgeschlossen. Um 1480 versuchte Bischof Kaspar zu Rhein eine solche Rückerstattung in einem Schiedsverfahren vor dem Kaiser zu erwirken, liess 1481 gar 2000 Goldgulden bei einem Basler Wechsler hinterlegen und verlangte, die Schultheissenämter sollten ihre Urkunden herausgeben. An Städten wie Mainz und Strassburg sah er, wie der alte Stadtherr wieder die volle Macht übernahm.⁸⁰ Der Rat konnte nur auf Zeit spielen, das aber mit Erfolg. Im Vertrag von Baden gingen 1585 alle Pfänder endgültig an den Rat, der dafür noch einmal viel Geld aufwarf und wie so oft einen Konflikt mit Geld löste.⁸¹

Inszenierung des Stadtherrn: die Handfeste

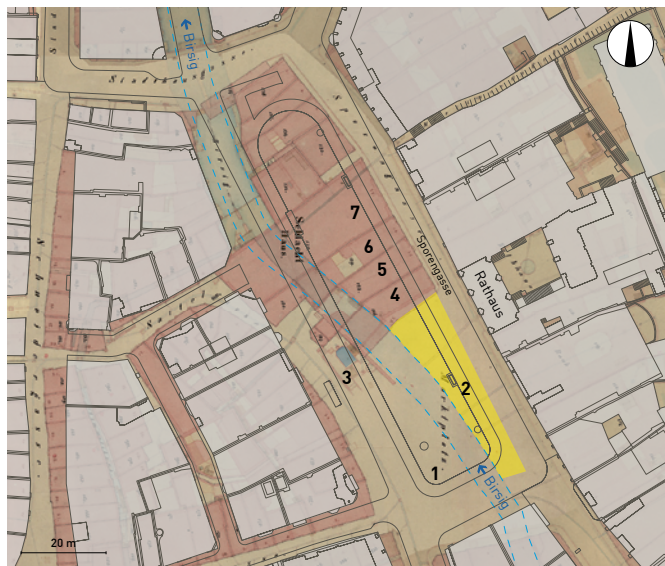
Als Stadtherr stellte jeder neue Basler Bischof bei seinem Amtsantritt eine Handfeste aus und bestätigte damit das bestehende Recht. Als Handfeste werden ganz allgemein Urkunden bezeichnet, besonders jedoch solche, die verfassungsrechtliche Bestimmungen enthielten. Das älteste erhaltene Exemplar stammt aus dem Jahr 1337.⁸² Weil aber der Aussteller, Bischof Johann Senn von Münsingen, seine Vorgänger bis zurück zu Heinrich von Neuenburg in den 1260er-Jahren erwähnte, liegt es nahe, dass auch der Inhalt auf diese Zeit zurückgeht. Die wichtigste Bestimmung der Handfeste war, dass der Bischof der Stadt Basel jedes Jahr einen Rat einsetzte. Dieses Zeremoniell war ein bedeutsames Ereignis im politischen Kalender, das jedes Jahr von Neuem den Bischof als Stadtherrn inszenierte – ein typischer Fall von symbolischer Kommunikation. Welche Urkunden bei diesem Ritual im 15. Jahrhundert verlesen wurden, belegt die Verschiebung der Machtverhältnisse. Dazu zählte einerseits die weitgehend statische, vom Bischof erteilte Handfeste. Andererseits wurden bei der Ratseinsetzung auch die kaiserlichen Privilegien verlesen, die über die Jahre laufend an Inhalt hinzugewannen. Die Verlesung all dieser Dokumente akzentuierte das zunehmende Gewicht des Rats, der traditionelle Rahmen rückte den Konsens aller Beteiligten über die bischöfliche Oberherrschaft ins Zentrum.⁸³

Mehr als einmal war die Handfeste umstritten. Nach dem Tod des Bischofs Johann Senn von Münsingen 1365 nutzte der Rat die Sedisvakanz (den unbesetzten Bischofsstuhl) zur Errichtung neuer Bestimmungen, gegen die sich das Domkapitel wehrte. Der neugewählte Bischof Johann von Vienne stellte sich auf die Seite des Kapitels und verweigerte die Erteilung der Handfeste, worauf der Rat sich selbst konstituierte und einen Achtburger zum Bürgermeister ernannte. Erst nach langen Verhandlungen und Druck des Kaisers auf den Rat wurde eine Lösung gefunden, die weitgehend dem Status quo entsprach.⁸⁴ Als der Rat 1502 beim Amtsantritt von Christoph von Utenheim forderte, die Handfeste an die gewandelten politischen Verhältnisse anzupassen,⁸⁵ löste dies einen längeren, ausführlich dokumentierten Konflikt aus: Botengänge zum Bischof, Verhandlungen mit einem Ausschuss der Hohen Stube, Einberufungen der Räte.⁸⁶ Erst 1506 wurde eine neue Handfeste verlesen, welche die Zugehörigkeit Basels zur Eidgenossenschaft bestätigte.⁸⁷ Für eine bloss sinnenleerte Zeremonie hätten beide Seiten diesen Aufwand nicht auf sich genommen. Gerade weil Herrschaftsrechte nicht im heutigen Umfang ausformuliert und kodifiziert waren, hatten Inszenierungen wie die Ratseinsetzung einen so hohen Stellenwert.

Bischof Johann von Fleckenstein erwirkte 1423, dass sein Einzug in Basel mit einem prächtigen Empfangsritual, einem *adventus*, gefeiert wurde. Doch gleichzeitig bestätigte er die Privilegien des Rats. Rituelle Darstellung der Bischofsherrschaft und städtische Unabhängigkeit schlossen sich also nicht aus.⁸⁸ Als Machtverlust lässt sich auch nicht interpretieren, dass im Verlauf des 15. Jahrhunderts die Bischöfe für die Ratseinsetzung nun öfter Stellvertreter schickten, die an ihrer Statt Präsenz zeigten.⁸⁹ Die städtischen Rechnungsbücher zeigen auf, wie oft Boten für Verhandlungen an den bischöflichen Hof gesandt wurden.⁹⁰ Und so blieb die Handfeste von zentraler Bedeutung für Basel,⁹¹ bis sie der Rat 1521 kurzerhand und einseitig für nichtig erklärte und somit den Bischof als Stadtherren absetzte. Er tat dies im neuen Selbstbewusstsein als eidgenössische Obrigkeit und in der ersten Sitzung im Grossratssaal des neu erbauten Rathauses.⁹²

Domkapitel, Bischof und Rat

Nebst Bischof und Rat war auch das Domkapitel ein wichtiger Akteur in der Basler Politik.⁹³ In vielfältigen Konfliktkonstellationen trat das Kapitel mal aufseiten des Bischofs gegen den Rat auf (etwa im Konflikt um Ungeld oder bei der Bischofseinsetzung 1365), geriet aber wiederholt auch in Opposition zum Bischof. Dies war besonders der Fall, als im Domkapitel des 14. Jahrhunderts habsburgische Adlige



100 Erweiterung des Marktplatzes, 1377. —

Im Jahr 1377 nutzte der Rat einen Brand am Kornmarkt dazu, seine politischen Ambitionen in den städtischen Raum einzuschreiben. Er liess eine Häuserzeile (gelb markiert) auf dem heutigen Marktplatz niederreissen und verdoppelte die Fläche des damaligen Kornmarktes. Vor allem aber lag neu das Rathaus nicht mehr an einer kleinen Gasse, sondern stiess an den Platz an und schuf so einen neuen, repräsentativen Auftritt des Rats (Matt 2021, S. 26 f.).

dominierten, während die Päpste in Avignon französischsprachige Bischöfe installierten.⁹⁴ Zuweilen versuchte das Kapitel, einen Gegenbischof einzusetzen, scheiterte dabei aber meist, trotz Unterstützung des Rats.⁹⁵ Der Bischof hingegen stützte sich bei seinen Konflikten mit dem Klerus gerne auf den Rat, wie etwa 1305, als er sämtlichen Klerikern verbot, in Basel Waffen zu tragen, und die Kontrolle des Verbots an Bürgermeister und Oberstzunftmeister übertrug.⁹⁶ Der Zusammenarbeit zwischen Bischof und Rat und dem steigenden Einfluss aus den Reihen der Zünfte begegnete das Domkapitel 1337 mit dem Beschluss, nur noch Adlige aufzunehmen, und begründete das mit dem Schaden, den die Beteiligung der Bevölkerung an der Macht anrichte.⁹⁷

Auch im Mit- und Gegeneinander von Kapitel, Bischof und Rat waren rituelle Handlungen wichtige Medien, um Autorität und Konsens zu vermitteln.⁹⁸ Alle drei Parteien gemeinsam brachten 1347 die Überführung von Reliquien des heiligen Kaiserpaars Heinrich und Kunigunde nach Basel zustande – ein demonstratives Zusammengehen. Die heiligen Objekte wurden in der Folge mit der Inszenierung der Ratseinsetzung verknüpft.⁹⁹ Rat, Bischof und Domkapitel waren verschiedene Pole in der Auseinandersetzung um die Macht, Autoritäten mit begrenzten, stets aufs Neue verhandelten Kompetenzen. Ihrer aller Teilhabe am städtischen Regiment demonstrierten sie in kommunikativen Prozessen und herausgehobenen symbolischen Handlungen. Die Frage, wer nun genau der Stadtherr war, wird damit hinfällig.

Der Blick auf die städtische Ordnung erschöpft sich nicht in der Frage nach den mächtigsten Akteuren. Ordnung zu schaffen und durchzusetzen bedingte im städtischen Raum vielfache Grenzziehungen. Grenzen sind dabei nicht einfach als trennende Elemente zu verstehen, sondern eher als Kontaktzonen, an denen sich zeitgenössische Vorstellungen von gesellschaftlicher und räumlicher Gliederung manifestierten – Vorstellungen, die von latent drohender Unruhe infrage gestellt wurden.

Grenzen der Stadt, Ränder der Gesellschaft

Die offensichtlichste Grenze der Stadt bildete die Stadtmauer, die im 13. und 14. Jahrhundert erneuert und erweitert wurde. Die bewachten Stadttore waren die physischen Scharniere zwischen der Stadt und ihrer Umgebung. Die räumliche Gliederung der Stadt beschränkte sich jedoch nicht auf diese eine Grenze. Die Gleichzeitigkeit von Abgrenzung und Durchlässigkeit gilt auch für die Grenzen, die das Innere der städtischen Gesellschaft durchzogen. Der Stadtfrieden von 1286 ist ein gutes Beispiel für die Gleichzeitigkeit von Personenverband und Territorialprinzip, denn er hatte Geltung über «die rittere vnd die edeln livte vnd die burger von basele vnd ir aller hvs gesinde vnd swer [wer] zebasele in der stat oder in den vorsteten seschaft ist».¹⁰⁰ Haftbar war, wer eine Wundtat beging «in der stat oder in den vorsteten oder an dem blazze [Petersplatz¹⁰¹] oder ze kolahvser [Kohlenberg] oder an den steinen innwendig den hvsern».¹⁰² Schon hier bestand folglich eine räumliche Beschreibung des Rechtsgebietes.

An den Toren der Stadtmauer entschieden städtische Wächter, wer in die Stadt durfte. Wenn diese abends geschlossen wurden, grenzte sich Basel nach außen ab, zunächst mit den älteren Mauern nur die Kernstadt, ab dem späten 14. Jahrhundert dann auch die Vorstädte. Spätestens ab 1392 war die Mauerbewachung eine Aufgabe der Zünfte, die je einen Abschnitt zugeteilt bekamen. Damit war ein bedeutender Teil der Stadtbevölkerung an dieser Praxis beteiligt, entweder direkt oder mittels Stellvertretern.¹⁰³ Diese mit beträchtlichem Aufwand hergestellte Abgrenzung war aber im Alltag hinderlich, weil viele Basler:innen ihre Gärten ausserhalb der Mauern und im Mauergraben hatten oder Zugang zum Rhein suchten. Entsprechend gab es kleine Türen, insbesondere zum Rhein hin – und immer wieder Bestrebungen, diese zuzumauern.¹⁰⁴



101 Basler Kreuzstein, 14./15. Jahrhundert. — Obwohl die Kreuzsteine in vielen Quellen erwähnt sind, kennt man ihre Anzahl und Standorte nur ungefähr. Dieser Kreuzstein wurde in der Nähe der 1432 erbauten Wiesenbrücke gefunden; der Fluss Wiese ist als Grenze eines Rechtsbereichs belegt.

Für die Definition von Rechtsräumen relevanter als die Mauern waren andere Grenzen, die Basel ringförmig umgaben.¹⁰⁵ Die Kreuzsteine markierten an den Ausfallstrassen den ersten Ring, in welchem das Friedensgebot und die städtischen Mandate galten. Die Kreuzsteine markierten auch das Gebiet, das Verbannte nicht betreten durften – zum Teil noch mit einer Ergänzung, wie viele Meilen ausserhalb sie bleiben mussten.¹⁰⁶ Der nächste Ring um die Stadt war seit 1386 und dem Erwerb der Vogtei dem Rat unterstellt. Es handelt sich um das als ‚Zwing und Bann‘ bezeichnete Gebiet der Gerichtshoheit und damit auch das eigentliche Herrschaftsgebiet. Genau umschrieben war die Bannmeile als äusserster Ring, innerhalb dessen der Bischof den Frieden und freies Geleit garantierte – nur ausserhalb war Basler Bürgern das Führen einer Fehde erlaubt. 1491 brachte der Rat die Bannmeile unter seine Kontrolle.¹⁰⁷

Die Bannmeile war als eigentliche Aussengrenze Basels am genauesten festgelegt, doch brauchte es fortlaufende Bemühungen, um den Verlauf zu festigen. Das geschah zum einen durch das Setzen von Marchsteinen. Ausserdem sollten wiederholte Begehungen das Wissen um den Grenzverlauf sichern. Solche fanden

seit dem 14. Jahrhundert mit einer grossen Zahl von Beteiligten statt. Die Älteren erinnerten sich an frühere Begehungen, an konkrete Grenzziehungen bei der landwirtschaftlichen Nutzung oder anlässlich von Konflikten. Ebenfalls dabei waren Kinder, die später wiederum zu Zeugen wurden.¹⁰⁸

Die Rechtsräume Kleinbasels waren ähnlich strukturiert wie diejenigen in Grossbasel und wurden nach dem Kauf der kleinen durch die grosse Stadt 1392 integriert. Innerhalb der Stadt ergaben sich schliesslich Grenzen aus der Zugehörigkeit zu verschiedenen Kirchgemeinden. Die Zugehörigkeit zu einem Kirchspiel führte Menschen aus verschiedenen Schichten in der Kirche zusammen, zugleich nutzte auch die städtische Verwaltung diese Einteilung, etwa wenn sie die Steuerlisten nach Kirchspiel anlegte. Die praktische Bedeutung der spirituellen Grenzen zeigt sich 1470 im Fall eines Maurers. Dieser wehrte sich gegen den Vorwurf, den Tag des Kirchenpatrons nicht zu heiligen, mit dem Umstand, dass die von ihm am Ulrichstag beschäftigten Maurer zwar aus dem Kirchspiel St. Ulrich stammten, aber in anderen Kirchspielen tätig gewesen seien. Er konnte mit dieser gewitzten Argumentation den angedrohten Kirchenbann abwenden.¹⁰⁹

Weitere Grenzen waren nicht räumlicher, sondern sozialer Art. In mittelalterlichen Städten war ein relativ grosser Teil der Bevölkerung armutsgefährdet, schlug sich zwar im Alltag durch, geriet jedoch im Fall steigender Lebensmittelpreise – was immer wieder geschah – in ernste Probleme. Diese Working Poor waren in die Stadtgemeinschaft zwar integriert, trotzdem konzentrierten sich ihre Wohnorte auf periphere Gebiete in der Kernstadt und vor allem auf gewisse Vorstädte.¹¹⁰

In den christlichen Vorstellungen von Nächstenliebe war Armut nicht negativ bewertet, und Arme erfüllten als Empfänger von Almosen einen Zweck für die reichen Spender:innen. Die Obrigkeiten spätmittelalterlicher Städte sahen aber im Bettel zunehmend eine Bedrohung für das Gemeinwesen. 1429 erliess der Basler Rat die älteste erhaltene Bettelordnung – unter anderem war der Bettel im Münster während der Messe verboten. Der Rat bediente sich ausserdem der sich zunehmend verbreitenden Unterscheidung zwischen den wirklich Bedürftigen und denjenigen, die eigentlich arbeitsfähig waren.¹¹¹ Diese «starken» Bettler nahm später der Basler Humanist Sebastian Brant in seinem «Narrenschiff» satirisch aufs Korn.

Die Armenfürsorge war zunächst keine Aufgabe des Rates, sondern wurde von den Klöstern wahrgenommen. Auch das städtische Heilig-Geist-Spital war eine geistliche Institution. Es finanzierte seine Tätigkeit über Almosen und die testamentarischen Vergaben reicher Baslerinnen und Basler – die erhaltenen Testamente zeigen eine grosse Spendenbereitschaft.¹¹² Seit dem späten 14. Jahrhundert



102 Meister von Sierentz, «Die Mantel-spende des heiligen Martin», um 1445–1450. — Die Darstellung der legendären Mantelspende des heiligen Martin entstand unter dem Einfluss von Konrad Witz, der sich ab 1431 in Basel niedergelassen hatte. Vor dem Stadttor an der Ausfallachse erhält ein Aussätziger den halben Mantel als Almosen. Der als Adlige dargestellte Martin spendet nicht nur, mit der Geste des Schneidens teilt er auch mit dem Armen. Die Darstellung inszeniert eine klare Grenze zwischen dem Raum Stadt mit einer Strassenszene und grüner (Kultur-)Landschaft.

setzte der Rat weltliche «Pfleger» (Verwalter) als Aufseher ein. Damit übernahm er zunehmend die Kontrolle und konnte dafür sorgen, dass fremde Arme möglichst abgewiesen wurden. Die Spitäler und sogar die eigentlich für arme Durchreisende gegründete Elendenherberge gingen ausserdem dazu über, die Altersversorgung von Bürger:innen zu übernehmen, die sich dort eine Pfründe kauften, womit sie sich vom ursprünglichen Zweck kurzfristiger Beherbergung und Pflege entfernten.¹¹³ Die Abschottung vor dem Fremden und dem Aussen, die sich in der Armuts- und Bettlerpolitik erkennen lässt, akzentuierte sich auch in der Kriegsnot. Als 1444 französische Söldner (Armagnaken) plündernd durch das Basler Umland zogen, verordnete der Rat, dass ohne das Wissen von Bürger- und Zunftmeister niemand Fremde beherbergen dürfe.¹¹⁴

Mit diesen Abschliessungstendenzen kontrastierte die städtische Migrationspolitik. Die Pestepidemien hatten seit Mitte des 14. Jahrhunderts grosse

103 Darstellung von Bettlern aus Sebastian Brants «Narrenschiff», 1499. — Der Text zum umherziehenden Bettlerpaar mit grosser Kinderschar lautet: «Mancher duot baettlen by den joren / So er wol wercken moeht vnd kundt / Und er jung starck ist vnd gesundt / Wann das er sich nit wol mag bucken / Im staeckt eyn schelmen beyn im rucken» – wer ein Schelmenbein im Rücken hatte, war ein Faulenzer (Idiotikon, Bd. 4, Sp. 1302).

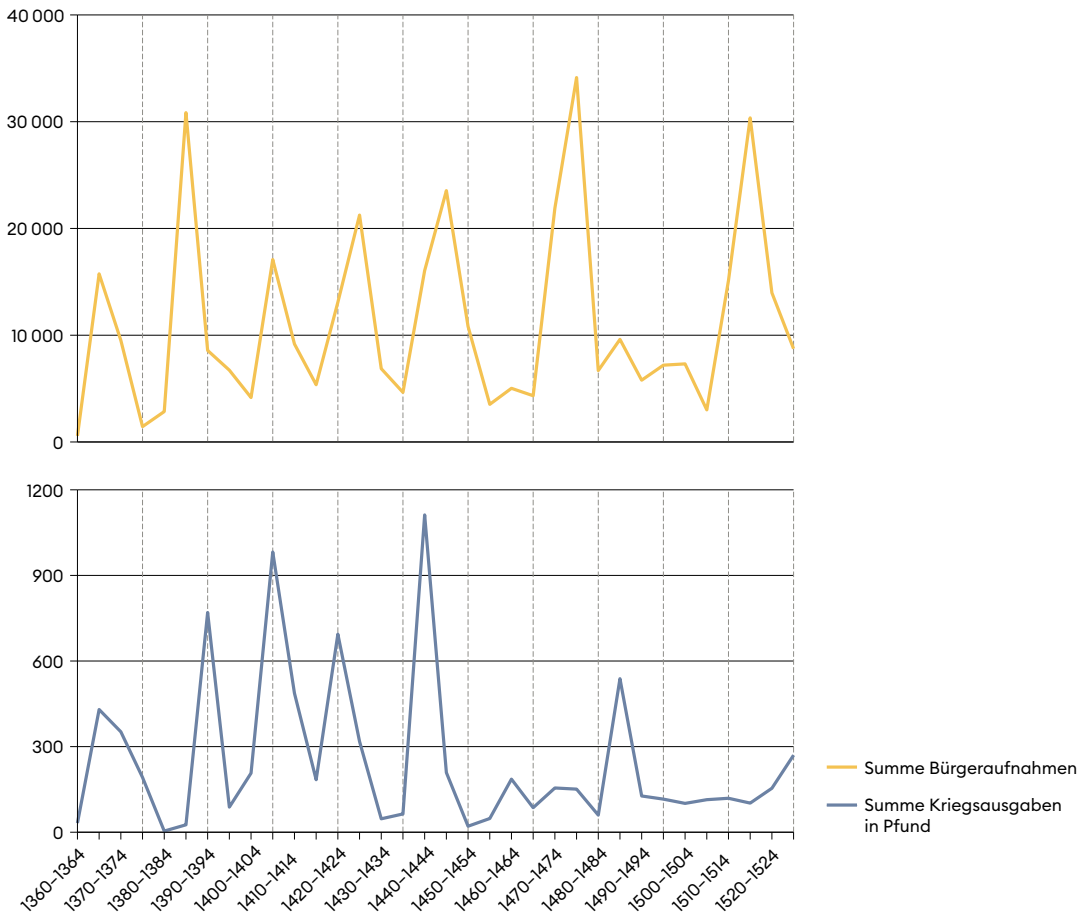


Lücken in die Stadtbevölkerung gerissen, gleichzeitig war die Stadt attraktiv für Zuwandernde und beherbergte viele Nichtbürger:innen. Seit dem 14. Jahrhundert lässt sich nachweisen, dass Männer ohne Bürgerrecht mit diesem belohnt wurden, wenn sie an Kriegszügen der Stadt teilnahmen. Bis Ende des 15. Jahrhunderts dominierte dieser Weg zum Bürgerrecht gegenüber dem Kauf.¹¹⁵ Die Neuaufnahme von Bürgern ging im 15. Jahrhundert tendenziell zurück und wurde seit dem 16. Jahrhundert restriktiv gehandhabt.¹¹⁶ Die Neubürgerinnen und Neubürger kamen aus dem ganzen deutschsprachigen Raum, mit einem deutlichen Schwerpunkt im Elsass und süddeutschen Gebieten, während die Eidgenossenschaft als Herkunftsregion etwas weniger wichtig war.

Die für die Stadt konstitutive und für die Menschen der Zeit im Wortsinn offensichtliche Stadtmauer war also nicht die einzige Grenze, die den Basler Raum und die Basler Gesellschaft strukturierte. Symbolisch steht sie für Abgrenzung und

gleichzeitig für eine kontrollierte Offenheit, für die Ränder und Grenzen als Kontaktzonen. Eine Perspektive von obrigkeitlicher Abgrenzung, die von unten unterlaufen wurde, zeigt sich dabei als zu einseitig. Auch die Obrigkeit war sich bewusst, dass die Stadt zum Basler Umland hin offenbleiben musste und kannte die gegenseitigen Abhängigkeiten. Sie sorgte vor allem dafür, dass im Austausch mit dem Umland die städtische Dominanz erhalten blieb.

Bürgeraufnahmen und Kriegsausgaben, 1360–1530



104 Der Zusammenhang zwischen Bürgeraufnahmen und Kriegszügen wird aus der Gegenüberstellung mit den städtischen Kriegsausgaben klar ersichtlich. Bis weit ins 15. Jahrhundert richtete sich die Einbürgerungspolitik nach den Bedürfnissen der

Stadt im Kriegsfall und nicht nach der Migration. Entsprechend verging wohl für viele Zugezogene eine lange Zeit zwischen Zuwanderung und Einbürgerung (Daten nach: Portmann 1979, S. 96–99. Rosen 1984, S. 477–479).

Ordnung schaffen

In der dichter werdenden Überlieferung nach dem Erdbeben von 1356 tritt der Rat immer deutlicher als die Instanz hervor, die das Zusammenleben in der Stadt regelte und ihre Politik mit dem ‹gemeinen Nutzen› begründete. Für den Rat waren städtischer und gemeiner Nutzen weitgehend deckungsgleich, unterschieden sich aber vom Nutzen des Bischofs.¹¹⁷ Seine Autorität bezog der Rat nicht nur über die Einsetzung durch den Bischof, sondern über den jährlich zu leistenden Eid der Einwohner. Dabei bemühte sich der Rat, möglichst alle in Basel wohnhaften Männer zur Teilnahme am Schwörtag zu verpflichten, schon im frühen 15. Jahrhundert ausdrücklich auch die Hintersassen, also die Ansässigen ohne Bürgerrecht.¹¹⁸ Die Schwurgemeinschaft erweiterte sich so in einer territorialen Logik, die alle Bewohner des Stadtgebiets einband.¹¹⁹ Wer einer Zunft oder Stube angehörte, legte den Eid im Treffpunkt der Gesellschaft ab. Diese Aufteilung der Schwörenden unterstrich die korporative Zugehörigkeit, erleichterte gleichzeitig die Kontrolle und erhöhte den sozialen Druck zur Teilnahme. Gerade das machte die Eidesverweigerung zu einer Möglichkeit des Protests. 1402 verweigerten im Kontext der Verschwörung der Messerschmiede einige Bürger den Eid und wurden deshalb belangt.¹²⁰

Untrennbar zur Ordnung der Stadt gehörte der Stadtfrieden. Einen solchen gewährte erstmals König Rudolf von Habsburg im Jahr 1286. Die Rechte des Bischofs und seines Schultheissengerichts waren vorbehalten, aber der Rat erhielt eigene Kompetenzen bei der praktischen Durchsetzung des Friedens. Das königliche

105 Basler Richtschwert, 14. Jahrhundert. — Wie der Habsburger Löwe belegt, entstand das Richtschwert, Symbol der Blutgerichtsbarkeit, in der Zeit, als die Reichsvogtei an Habsburg verpfändet war. Der Griff stammt aus dem 16. Jahrhundert.



Privileg legte Strafen für Verwundung und Totschlag fest, die bestätigt wurden im Einungsbrief von 1339, den der Rat mit Zustimmung des Bischofs erliess.¹²¹ Der Stadtfrieden regelte auch das Tragen von Waffen und Rüstungen und verbot das kriegerrische Austragen von persönlichen Konflikten – wer nicht davon absehen wollte, musste die Stadt verlassen und auf das Bürgerrecht verzichten. Mit diesen für die Zeit typischen Regeln versuchte Basel wie andere Städte, Selbstjustiz und Fehden zu unterbinden und Konflikte vor die städtischen Gerichte zu bringen. Ausgenommen davon war der Klerus, der den kirchlichen Autoritäten unterstellt blieb und dem ein eigener, wenn auch sehr ähnlicher Einungsbrief galt.¹²²

Ab dem frühen 15. Jahrhundert verzeichnete das sogenannte Rufbuch Ordnungen und Mandate des Rats, die öffentlich verlesen – ausgerufen – wurden und mit denen der Rat der Bevölkerung konkrete Verhaltensweisen vorschrieb. Die meisten Mandate betrafen Epidemien wie die Pest, Krieg und Hunger – Strafen Gottes, die der Rat mit gottgefälligem Verhalten vermeiden wollte.¹²³ Beim Evozieren der göttlichen Strafe nahm der Basler Rat gar eine Pionierstellung ein.¹²⁴ Besonders viele Mandate stammen aus der Zeit des Konzils. Die Vielzahl der Gäste liess die Lebensmittelpreise und Mieten steigen, wozu schon 1432 Regelungen getroffen wurden.¹²⁵ Zugleich sah der Rat in den vielen fremden Besucher:innen eine Gefahr für die lokalen Sitten, wollte diese bekräftigen und wohl auch neu fassen.¹²⁶

In den Jahrzehnten zwischen 1415 und 1460 regelte der Rat das Tragen von Waffen, verbot das Spielen und Fluchen sowie das offen gelebte Konkubinat, schränkte das nächtliche Umherstreifen, brauchtümlisches Treiben und das Feiern von Festen ein, hielt zur Heiligung der Feiertage an und zur Sauberhaltung von Gassen und Brunnen – vieles davon immer wieder.¹²⁷ Auch die Kleidung reglementierte der Rat. 1469 verbot er den «hantwer-gluten und dienstknechten» üppige Kleidung und lange Schnabelschuhe, also luxuriöse Kleidung.¹²⁸ 1497 setzte er zum Zweck allgemeiner Reformen eine Neunerkommission ein, die auch das Verhältnis zum Bischof klären sollte. Die ausgearbeitete Ordnung, später «alte Reformationsordnung» genannt, bündelte viele zuvor einzeln erlassene Regelungen.¹²⁹ Diese gesetzgeberische Tätigkeit bezweckte nicht nur die Disziplinierung der Bevölkerung, sondern diente auch der Selbstbehauptung als Obrigkeit – wer Gesetze machen kann, demonstriert seine Herrschaft.¹³⁰

Die Tätigkeit der Gerichte wurde ab dem späten 14. Jahrhundert in Gerichtsordnungen geregelt, wobei der Fokus auf den Amtseiden des Gerichtspersonals und auf Verfahrensfragen lag, dagegen nicht auf der Sammlung von Rechtssätzen.¹³¹ Zuweilen sind die Belege für die Bestrafung von Vergehen älter

als entsprechende schriftliche Normen, zum Beispiel im Falle der Blasphemie, die schon 1364 in einem Urteil geahndet wurde.¹³² Noch 1537 stellte der gelehrte Jurist Bonifacius Amerbach fest, es gebe in Basel keine umfassende Ordnung des Rechts.¹³³ Im Nebeneinander von Gewohnheitsrecht und schriftlichem Recht urteilten die Urteilssprecher nach ihrem Rechtsempfinden. Weniger schriftliche Aufzeichnungen als vielmehr die Praxis an den Gerichten sorgte für die Weitergabe von Rechtswissen. Die Gerichtslandschaft in Basel war vielgestaltig. Verstösse gegen den Stadtfrieden und die Mandate ahndeten nebst Rat und Vogt bei weniger schweren Fällen die sogenannten Unzüchter.¹³⁴ Städtische Amtsträger waren seit spätestens 1411 verpflichtet, ihnen bekannte Vergehen zu melden.¹³⁵ Daneben bestanden kirchliche Gerichte, nicht nur am Bischofshof. Bei Vergehen ihrer Mitglieder hatten auch Gesellschaften, insbesondere die Vorstadtgesellschaften und Zünfte,¹³⁶ gerichtliche Kompetenzen.

Die wichtigsten Quellen zur Durchsetzung des Strafrechts sind die Leistungsbücher, die Verbannungsstrafen festhielten.¹³⁷ Wie oft daneben Körperstrafen, darunter die Todesstrafe, angewandt wurden, lässt sich nicht feststellen, weil die Akten des dafür zuständigen Vogtgerichts im 19. Jahrhundert zum Heizen gebraucht wurden.¹³⁸ Gewaltanwendung in Konflikten war über alle Schichten der Gesellschaft verbreitet,¹³⁹ nur wer zu weit ging, musste eine Strafe gewärtigen. Von einer hohen Dunkelziffer ist auch bei anderen Delikten auszugehen, etwa bei den Verstössen gegen die Sittengebote (die vielen Wiederholung der Gebote sind ein Hinweis darauf) und bei Gewalt gegen Frauen.¹⁴⁰

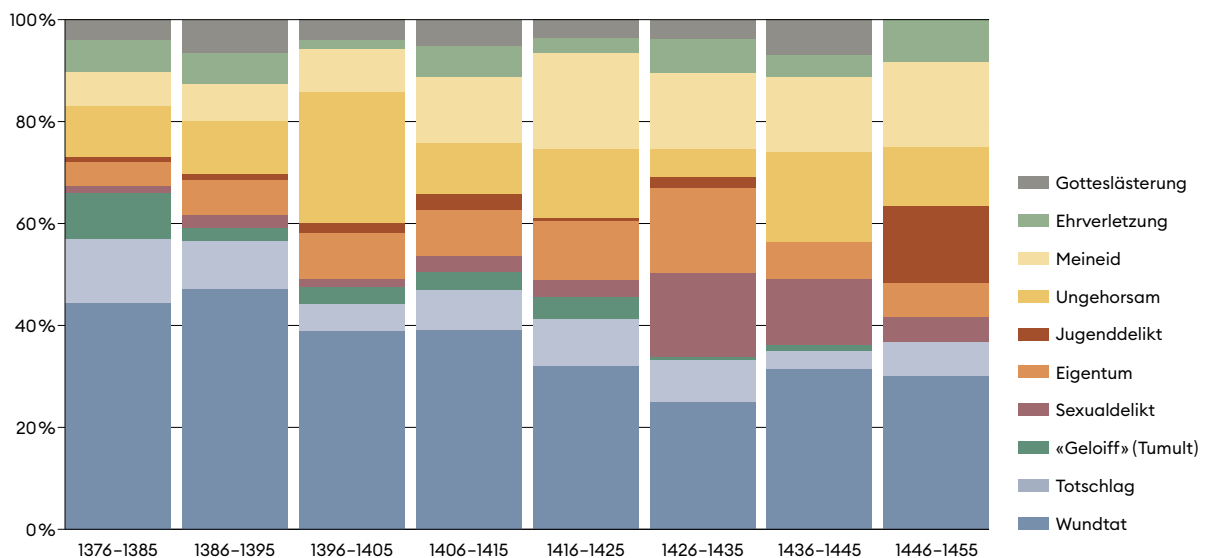
Dabei sind Gerichte nicht nur als Disziplinierungsinstanzen von oben zu sehen, denn wie sich bei der zivilen Gerichtsbarkeit nachweisen lässt, wurden sie auch von der Bevölkerung genutzt. Je nach Zugehörigkeit zu verschiedenen Körperschaften konnten Mitglieder ihre Gesellschaften als Gerichte anrufen.¹⁴¹ Auch die geistliche Gerichtsbarkeit nahm, insbesondere bei Schuldstreitigkeiten, nicht nur der Klerus in Anspruch.¹⁴² In allem wurden die verschiedenen Gerichte weniger konkurrierend, sondern eher komplementär beigezogen. Am dichtesten ist die Überlieferung beim Grossbasler Schultheissengericht, das im 14. Jahrhundert zur wichtigsten Gerichtsinstanz wurde.

Die zunehmenden Ordnungsbestrebungen des Rats schlugen sich in stärkerem Gebrauch der Schrift nieder. Die städtischen Bücher und Urkunden gingen 1356 beim Brand nach dem Erdbeben verloren,¹⁴³ doch lässt sich beobachten, dass in den Jahrzehnten danach die Arbeit der Kanzlei ausdifferenziert wurde und die Schriftlichkeit stark zunahm. Die Ratskanzlei war bis weit ins 15. Jahrhundert stark von Personal aus dem Umfeld des Bischofs geprägt.¹⁴⁴ Zur wachsenden Zahl der

Schreibern gehörten nun auch Ratsherren, die etwa Vorlagen für die Sendschreiben an andere Städte erstellten, während der Stadtschreiber mehr und mehr zum Leiter der Kanzlei wurde.¹⁴⁵ Die Schriftstücke wurden schon im 14. Jahrhundert geordnet gesammelt, in *scatulae*, also Truhen, die mit Buchstaben bezeichnet und im hinteren Teil des Rathauses gelagert waren.¹⁴⁶ 1483 erhielt ein Schreiber den Auftrag, eine Registratur zu erstellen, die bis 1897 in Kraft war. Sie orientierte sich vor allem am Urkundenbestand und verwendete eine Beschriftung mit Buchstaben und Zahlen.¹⁴⁷

Die funktionale Ausdifferenzierung zeigt sich exemplarisch an den Gerichtsbüchern des Grossbasler Schultheissengerichts. Wurden im ältesten Buch noch alle Geschäfte eingetragen, entstanden ab den 1420er-Jahren neue Serien für Zeugenaussagen, Kaufverträge, Schuldanerkennungen und Weiteres.¹⁴⁸ Die Steuer-

Verbannungsurteile, 1376–1455



106 Die weitaus umfangreichste Urteilkategorie bildeten über den ganzen Zeitraum die Wundtaten, auch Totschläge waren häufig. Demzufolge waren mehr als die Hälfte aller Verbannungen auf Gewalttaten zurückzuführen, obwohl diese im Gegensatz etwa zu Eigentumsdelikten nicht ehrmäßig waren (Hagemann 1981, Bd. 1, S. 155 f. Wackernagel

1907–1924, Bd. 2.1, S. 345. Rippmann; Simon-Muscheid 1991, S. 24). Der Frauenanteil unter den Verbannten stieg im Verlauf der untersuchten Zeit tendenziell an, wobei die Täterinnen von Sexualdelikten in der zweiten Hälfte die Täterinnen von Eigentumsdelikten als die grösste Gruppe ablösten (Datengrundlage: Simon-Muscheid 1991, S. 30 f.).

listen aus dem 15. Jahrhundert zeugen nicht nur von den Bemühungen um einen ausgeglichenen Finanzhaushalt, sondern von einem Rat, der die Bevölkerung seiner Stadt kennen und einschätzen wollte.¹⁴⁹

Die Geschichte des Ausbaus von Verwaltung und Regulierung, von zunehmender Kontrolle und Disziplinierung kann nicht für sich allein stehen. Auch wenn zunehmend Schriftstücke Autorität legitimierten oder als Beweis vor Gericht dienten, so mussten diese doch immer verlesen werden, um ihre Wirkung in einer konkreten Situation zu entfalten.¹⁵⁰ Und immer wurde unabhängig davon vieles mündlich, in persönlichen Begegnungen verhandelt. Ausserdem muss der obrigkeitliche Schriftgebrauch um die Perspektive von unten ergänzt werden. Die Bevölkerung nutzte Spielräume in den Vorschriften, die oft nicht konsequent durchzusetzen waren, und formte die städtischen Gerichte dadurch mit, wie sie diese nutzte. Diese Perspektive zeigt die Grenzen der obrigkeitlichen Macht auf und eröffnet den Blick auf die Aushandlungsprozesse, die mit der Ausübung von Autorität zwingend verbunden waren.

Stadt und Land

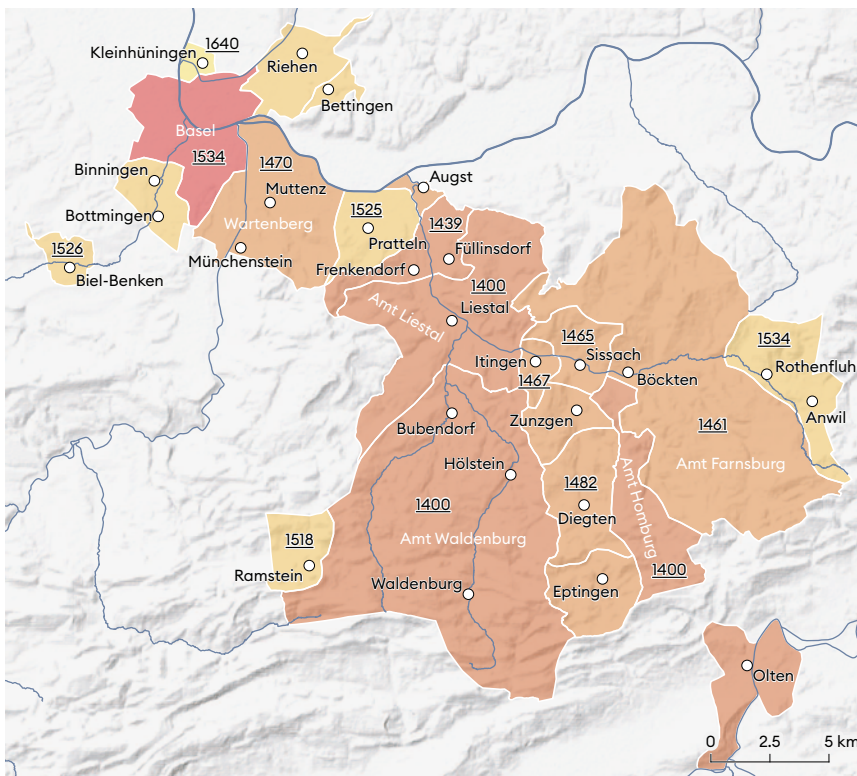
Die Basler Bischöfe konnten seit dem Beginn des 2. Jahrtausends ein Einflussgebiet aufbauen, das spätere Hochstift (vgl. Stadt.Geschichte.Basel, Bd. 2, S. 266 f.). Bis etwa 1300 hielt die Expansion an, danach gerieten sie unter den Druck mächtiger Nachbarn.¹⁵¹ Im 15. Jahrhundert war eine aggressive Territorialpolitik der Bischöfe nicht mehr denkbar.¹⁵² An die Stelle des Bischofs trat ab 1400 die Stadt. Im Jahr 1400 kaufte der Rat vom Bischof die Ämter Waldenburg, Liestal und Homburg, wobei der Kaufvertrag die Möglichkeit eines Rückkaufs vorsah (wenn das auch unwahrscheinlich war). Bis zur effektiven Ausübung der Herrschaftsrechte dauerte es aber noch einige Jahre. 1416 erwarb Basel die Landgrafschaft des Sisgaus von Graf Otto von Thierstein und konnte ab dann in den drei Ämtern die Blutgerichtsbarkeit ausüben.¹⁵³

In für die Zeit typischer Art bestand im Basler Umland keine einheitliche Rechtslandschaft. Der Rat musste so viele verschiedene Rechte erwerben, dass er als mächtigster Akteur in einem «gepiet» auftreten konnte und dieses auch so zu bezeichnen begann¹⁵⁴ – ohne jedoch mit den hergebrachten Rechten zu brechen.¹⁵⁵ Ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts konnte der Rat das Untertanengebiet

durch weitere Käufe arrondieren, und in den 1520er-Jahren gelang es, die seit 1400 erworbenen Gebiete an das Stadtgebiet anzuschliessen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte Basel die bis zur Kantonsstrennung gültige Form gefunden.¹⁵⁶ Abgesehen vielleicht von der Sicherung der Handelsrouten in den Süden folgte der Erwerb dieses Gebiets nicht wirtschaftlichen Überlegungen – beispielsweise war das Elsass für die Versorgung viel wichtiger –, sondern nutzte die Finanzschwäche der Bischöfe und des lokalen Adels aus. Eine Ausbreitung nach Norden war nicht denkbar, ebenso scheiterten die Versuche, Rheinfelden zu gewinnen.¹⁵⁷ Der wichtigste Konkurrent in der Region, auch nach dem Beitritt zur Eidgenossenschaft, war Solothurn.¹⁵⁸

Basel lag in einer Region mit einer hohen Dichte an Burgen – viele Ruinen zeugen heute noch davon. Mit dem Burgbesitz verbanden sich herrschaftliche Kompetenzen, was die Burgherren zu Konkurrenten von Bischof und Rat machte.¹⁵⁹ Dominant unter ihnen war der Adel, der oft an Habsburg gebunden war, aber

Entwicklung der Basler Untertanengebiete



107 Das Basler Untertanengebiet entstand nach und nach, Flicker für Flicker. Erst im Verlauf des 16. Jahrhunderts gelang es der Stadt, das Gebiet zusammenhängend zu gestalten (Darstellung nach Rippmann 2001, S. 119).

auch andere Beziehungen einging.¹⁶⁰ Unter den Burgenbesitzern aus dem bischöflichen Dienstadel stechen die Münch und die Reich heraus. Beide konnten im 13. Jahrhundert eine Burg ihr Eigen nennen – die Münch bauten sie auf eigenem Grund, die Reich erhielten sie als Lehen des Bischofs. Beide benannten zunächst die Burg nach sich selbst und erweiterten später den eigenen Namen um den der Burg. So entstanden die Namen Münch von Münchenstein und Reich von Reichenstein.¹⁶¹ Auch ehemals bürgerliche Aufsteiger wie Henman Offenburg legten ihr Vermögen in Burgen und anderen Herrschaftsrechten an.¹⁶² Vertreter der habsburgischen Lehensleute von Eptingen wiederum, deren ältester Stammsitz 1487 an die Stadt ging, hatten sich schon zuvor in der Stadt niedergelassen. Sie pflegten die Nähe zum Bischof ebenso wie die zu Habsburg, besaßen Burgen auf dem Land und waren Ratsmitglieder.¹⁶³ Herrschaftsrechte im Umland gelangten oft zuerst in die Hände der Basler Aristokratie und von dort in die Hände des Rats.¹⁶⁴ Das wichtigste Mittel dieser ‹Aussenpolitik› war der Kauf; Kriege spielten für den Ausbau der Basler Landschaft keine Rolle.

Die Vögte, welche im Namen des Basler Rats die erworbenen Herrschaften verwalteten, bezogen ihre Amtssitze in den alten Adelsburgen.¹⁶⁵ Dagegen machte die Stadt die Bevölkerung der Basler Landschaft zu Leibeigenen. Sie waren zu Abgaben und Frondiensten verpflichtet und durften ohne Einwilligung der Obrigkeit nicht heiraten; die Aufnahme ins städtische Bürgerrecht war ihnen untersagt.¹⁶⁶ Der Rat konnte so zusätzliche Einnahmen generieren und sein Aufgebot in Kriegszeiten erheblich vergrössern. Der Zugriff auf die Ressourcen der Landschaft verstärkte sich im Verlauf des 15. Jahrhunderts.¹⁶⁷ Die Leibeigenschaft hinderte die Untertanen nicht am Wegzug – die Verpflichtungen jedoch blieben bestehen. Das galt auch für neu Hinzuziehende. Entsprechend gab es in der Basler Landschaft viele Solothurner Leibeigene und im Gegenzug auch einige Basler in Solothurn.¹⁶⁸ Den Eid an die Stadt Basel mussten allerdings alle im Amt Wohnhaften leisten. Die Bezeichnung als ‹Untertanen› wurde im Laufe des 15. Jahrhunderts üblicher.¹⁶⁹ Noch in den 1460er-Jahren bezeichnete der Rat die Untertanen häufig als «die Unsrigen», seit den 1480er-Jahren meist als «Leibeigene», also mit Begriffen, die auf feudale Verhältnisse hinwiesen.¹⁷⁰

Allzu einseitig sollte das Untertanenverhältnis allerdings nicht verstanden werden. Wie der Fürstbischof, der in seinem Untertanengebiet regelmässig auf Widerstand traf und für neue Abgaben auf eine Konsensfindung angewiesen war,¹⁷¹ konnte der Basler Rat seine auf übernommenen Rechten basierende Herrschaft nur in kleinen Schritten ausbauen und stiess auf Widerstand beim Abschöpfen der ruralen Ressourcen, am heftigsten im Bauernaufstand von 1525.¹⁷²

Anmerkungen

- 1 Weber 2008, S. 462.
- 2 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 224–227. Weber 2008, S. 458 f. bezeichnet die Beschreibung als «idealtypisches Konstrukt».
- 3 Hartmann u. a. 1951, S. 30.
- 4 Weber 2008, S. 449. Heusler 1860, S. VI. Fouquet 1999, S. 86.
- 5 Erste Erwähnung im Basler Urkundenbuch im Jahr 1226, eine Frau im Jahr 1230. UB 1, Nr. 109, 115.
- 6 Heusler 1860, S. 75, 135.
- 7 Zitiert bei Virchow 2013, S. 69.
- 8 Heusler 1860, S. 251.
- 9 Zingg 2014, S. 17.
- 10 StABS, Gerichtsarchiv D 4, fol. 117r.
- 11 StABS, Gerichtsarchiv D 6, fol. 5v. Rippmann; Simon; Simon-Muscheid 1996, S. 53–66, hier 58.
- 12 StABS, Klosterurkunden (Regesten).
- 13 Heusler 1860, S. 67. Mischke 2015.
- 14 Gilomen 2002, S. 131–137, 139–142, 147–151. Meyer 2005, S. 32.
- 15 Die Beschränkung der Zunftaufnahmen auf Bürgerinnen und Bürger wurde erst im 16. Jahrhundert durchgesetzt, siehe Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 396. Portmann 1979, S. 67.
- 16 Möncke 1971, S. 215. Gerz-von Büren 1969.
- 17 Gilomen 2009, S. 12 f. Zur Aufnahme von Neubürgern siehe Portmann 1979.
- 18 Gloor 2010, S. 108, 114. Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 381.
- 19 Heusler 1860, S. 255.
- 20 Siehe zur Handels- und Finanztätigkeit dieses Geschlechts, S. 231.
- 21 Siehe zu diesen Papiermachern, S. 186.
- 22 Meyer-Hofmann 1970, S. 33.
- 23 Burckhardt 1924, S. 295, 306.
- 24 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 384.
- 25 Hitz 2017, S. 108.
- 26 Simon-Muscheid 1992, S. 87.
- 27 Meyer-Hofmann 1967, S. 10 f., 20. Peters 2011, S. 124 f. Meyer 1964, S. 87 f. Burckhardt 1924, S. 299. Kälble 2004, S. 181.
- 28 Egger 2005, S. 21. Wackernagel 1907–1924, Bd. 1, S. 68, 85.
- 29 StABS, Ratsbücher A 2, A 3.
- 30 Von Tscharnar-Aue 1975, S. 7–9.
- 31 Die folgenden Ausführungen stützen sich auf Simon-Muscheid 1988, S. 13–47.
- 32 Ebd., S. 28 f. Von Tscharnar-Aue 1975, S. 79.
- 33 Maier 1987, S. 34 f. Heusinger 2000, S. 79 f. Heusler 1860, S. 283–285.
- 34 Bianchi 1996, S. 49 f.
- 35 Maier 1987, S. 45.
- 36 Ebd., S. 29, 33. BChr, Bd. 5, S. 148 f.
- 37 Ebd., S. 46 f. Gloor 2010, S. 276.
- 38 Simon-Muscheid 1988, S. 287–291.
- 39 Staehelin 1948, S. 29.
- 40 Sieber-Lehmann 2002, S. 93.
- 41 Steinbrink 2007.
- 42 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 154 f. Sieber-Lehmann 2002, S. 93. Fouquet 1999, S. 87.
- 43 Sieber-Lehmann 2004, S. 231.
- 44 Maier 1987, S. 41. Simon-Muscheid 1988, S. 274–276.
- 45 Sieber-Lehmann 2002, S. 52. Simon-Muscheid 1988, S. 275. Heusler 1860, S. 404.
- 46 Möncke 1971, S. 87–92. Sieber-Lehmann 2002, S. 72. Zur frühen Entwicklung des Rats auch Fechter 1856, S. 5–10. Das Verbot von 1218 in BUB, Bd. 1, Nr. 92.
- 47 Heusler 1860, S. 124. Weber 2008, S. 454 f. Kälble 2004, S. 169 f.
- 48 Heusler 1860, S. 196 f.
- 49 Zingg 2014, S. 6.
- 50 Ebd., S. 20.
- 51 Simon-Muscheid 1988, S. 1 f. Kälble 2004, S. 184 f. Heusler 1860, S. 125.
- 52 Zingg 2014, S. 12, 23; Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 247. Heusler 1860, S. 375, spricht wie Wackernagel von einer Oligarchie.
- 53 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 246.
- 54 Schönberg 1879, S. 773. Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 384.
- 55 Burckhardt 1925, S. 19.
- 56 Ebd. und Heusler 1860, S. 425.
- 57 Der Begriff «Handwerksregiment» bei Fuglister 1981 ist irreführend, waren doch die Händler innerhalb der Zünfte noch bis ins 16. Jahrhundert hinein dominant.
- 58 Heusler 1860, S. 391 f. Fuglister 1981, S. 164. Walter 2012, S. 108 f. Zitat bei Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 239. Hitz 2017, S. 21.
- 59 Schüpbach-Guggenbühl 2002.
- 60 Heusler 1860, S. 382–384. Sieber-Lehmann 2002, S. 74. Fuglister 1981, S. 137–139.
- 61 Heusler 1860, S. 391.
- 62 Ebd., S. 390 f. Walter 2012, S. 108.
- 63 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 242.
- 64 Fouquet 1999, S. 111. Heusler 1860, S. 242 f. Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 297. Walter 2012, S. 110 f.
- 65 Heusler 1860, S. 362 f.
- 66 Brüstlein Komai 2019, S. 12, 19.
- 67 Ebd., S. 20. Gloor 2010, S. 268. Heusler 1860, S. 166, 233.
- 68 Weber 2008, S. 451. Brüstlein Komai 2019, S. 15. Heusler 1860, S. 47.
- 69 Zur Bedeutung dieser Verpfändungen siehe Heusler 1860, S. 333 f.
- 70 Schüpbach-Guggenbühl 2015, S. 36 f. Hagemann 1987, S. 15.
- 71 HLS, Art. «Domkapitel». Rebetez 2001, S. 205 f. Burckhardt 1924, S. 302 f.
- 72 Hesse 2021, S. 220.
- 73 Vgl. Fuhrmann; Weissen 1997.
- 74 HLS, Art. «Territorialherrschaft».
- 75 Sieber-Lehmann 2002, S. 22.
- 76 Fuhrmann; Weissen 1997, S. 162. Hesse 2021, S. 217.
- 77 Hesse 2021.
- 78 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 202.
- 79 Heusler 1860, S. 334, 336. Sieber-Lehmann 2020. Hesse 2021, S. 211.
- 80 Sieber-Lehmann 2002, S. 49–52.
- 81 Weber 2008, S. 478, 491. BUB, Bd. 10, Nr. 600.
- 82 StABS, St. Urk. 225. Siehe BUB, Bd. 4, Nr. 134.
- 83 Weber 2008, S. 469.
- 84 Ebd., S. 475–477. Möncke 1971, S. 142 f.
- 85 Heusler 1860, S. 420.
- 86 Siehe das Dossier in StABS, Bischöfliche Handlung A 3.
- 87 Weber 2008, S. 483.
- 88 Ebd., S. 451.
- 89 Ebd., S. 477.
- 90 StABS, Finanz G.
- 91 Heusler 1860, S. 139.
- 92 Weber 2008, S. 480 f., 483.
- 93 Heusler 1860, S. 89.
- 94 Burckhardt 1924, S. 302 f.
- 95 Heusler 1860, S. 192.
- 96 Ebd., S. 188 f. Trouillat 1852, Bd. 3, S. 84.
- 97 Zingg 2014, S. 12. Heusler 1860, S. 258.
- 98 Hesse 2021, S. 210, 220.
- 99 Hess 2002, S. 104 f.
- 100 Schnell 1856, Bd. 1.1, S. 14.
- 101 Matt 2021, S. 20.
- 102 Schnell 1856, Bd. 1.1, S. 12 f.
- 103 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 304. Bernoulli 1918, S. 121 f.
- 104 Helmig; Matt 1992, S. 157. Helmig; Matt 1991, S. 101, 103.
- 105 Sieber-Lehmann 2000, S. 189 f. Sieber-Lehmann 2002, S. 25–27.
- 106 Nachzulesen im Leistungsbuch, StABS, Ratsbücher A 2, A 3. Zum Basler Kreuzstein [101] vgl. <https://www.hmb.ch/museen/sammlungsobjekte/einzelansicht/s/kreuzstein/>, Stand: 08.05.2023.
- 107 Sieber-Lehmann 2002, S. 24–31.
- 108 Sieber-Lehmann 2000, S. 192–205. Sieber-Lehmann 2002, S. 38–45.
- 109 Sieber-Lehmann 2000, S. 187.
- 110 Simon-Muscheid 2011, S. 33.
- 111 Ebd., S. 38 f.
- 112 Signori 2001, S. 223.
- 113 Simon-Muscheid 2011, S. 40 f. Gilomen 1996, S. 125.
- 114 BChr, Bd. 4, S. 214.
- 115 Portmann 1979, S. 34, 49. Heusler 1860, S. 264 f.
- 116 Portmann 1979, S. 34, 49 f.
- 117 Heusler 1860, S. 200. Blickle 1996, S. 37.

- 118 Richard 2017, S. 46. StABS, Räte und Beamte C 2.
- 119 Ebd., S. 47.
- 120 Ebd., S. 49.
- 121 Hagemann 2001, S. 231. Schnell 1856, Bd. 1.1, S. 12–14. BUB, Bd. 4, Nr. 140.
- 122 BUB, Bd. 4, Nr. 139.
- 123 Ordnungen von 1455 (StABS, Ratsbücher J 1, S. 197–199) und 1498 (StABS, STA Bf 1 A 1–3).
- 124 Schwerhoff 1998, S. 59.
- 125 Thommen 1895, S. 203–207.
- 126 Z. B. Ordnung betreffend das Schenken, StABS, Ratsbücher A 5, 101r.
- 127 Maier 1985, S. 33–83.
- 128 StABS, Protokolle: Öffnungsbücher 5, S. 23. Siehe auch Graus 1989, S. 238 f.
- 129 StABS, STA Bf 1 A 1–3. Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 153, 239 f.
- 130 Schlumbohm 1997, S. 660 f.
- 131 Schnell 1856, Bd. 1.1.
- 132 Schwerhoff 1998, S. 45.
- 133 Hagemann 2001, S. 233.
- 134 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 335. Ludwig; Sieber-Lehmann; Opitz-Belakhal 2009, S. 23. Heusler 1860, S. 203.
- 135 Schwerhoff 1998, S. 54.
- 136 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 265. Simon-Muscheid 1988, S. 84 f.
- 137 Sieber-Lehmann 2012, S. 21.
- 138 Egger 2012.
- 139 Vgl. den Fall des reichen Metzgers Uli Mörnach bei Simon-Muscheid 1999, S. 43–50.
- 140 Simon-Muscheid 1991, S. 25.
- 141 Arlinghaus 2006.
- 142 Albert 1998, S. 242.
- 143 Staehelin 2007, S. 14.
- 144 Mommsen 1974, S. 161, 165. Weber 2008, S. 466.
- 145 Mommsen 1974, S. 163.
- 146 Staehelin 2007, S. 14.
- 147 Ebd., S. 15.
- 148 StABS, Gerichtsarchiv. Vgl. Hagemann 1987, S. 5. Signori 2015, S. 15.
- 149 Die Steuerlisten sind teilweise ediert in Schönberg 1879.
- 150 Weber 2003. Hitz 2022, S. 132.
- 151 Rebetez 2001, S. 202 f.
- 152 Fuhrmann; Weissen 1997, S. 165.
- 153 Rippmann 2001, S. 114. Wackernagel 1907–1924, Bd. 1, S. 330.
- 154 Rippmann 1990, S. 152.
- 155 Rippmann 2001, S. 107.
- 156 Ebd., S. 120.
- 157 Landolt 1996, S. 75 f. Rippmann 1990, S. 145.
- 158 Rippmann 2001, S. 104–106.
- 159 Andermann 2013, S. 407. Wild 2012, S. 228.
- 160 Rippmann 2001, S. 102.
- 161 HLS, Art. «Münchenstein» und «Reich von Reichenstein».
- 162 Rippmann 2001, S. 118. Metz 2013, S. 426, 443.
- 163 HLS, Art. «Eptingen, von».
- 164 Rippmann 2001, S. 119 f.
- 165 Landolt 1996, S. 101.
- 166 Rippmann 2001, S. 114. Landolt 1996, S. 82. Rippmann 1990, S. 144.
- 167 Landolt 1996, S. 77–82. Kümmell 1984.
- 168 Landolt 1996, S. 83.
- 169 Z. B. 1432 in BUB, Bd. 6, Nr. 309. Siehe auch Kümmell 1984, S. 227.
- 170 Rippmann 2001, S. 115.
- 171 Weissen 2015, S. 46.
- 172 Landolt 1996.



Benjamin Hitz

Krieg und Frieden

In einer Zeit von oftmals umstrittener Herrschaft waren Kriege und Kriegsbedrohungen kein Ausnahmezustand, sondern Alltag. Nebst grossen Playern wie den aufkommenden Habsburgern und den Eidgenossen konnten auch kleine Fürsten, Städte und Adlige Truppen aufstellen und Kleinkriege führen, die prägender waren als die kriegerischen Grossereignisse. Frieden war in diesem Umfeld ein vergängliches Gut und musste in konstanter diplomatischer Kleinarbeit hergestellt werden. So schickte Basel Boten und Gesandtschaften und empfing selber Abgesandte mit gezielt festgelegten Geschenken. Die ausgehandelten Bündnisse hatten mit ihren kurzen Laufzeiten und wechselnden Konstellationen keine staatsbildende Funktion, sondern waren konkrete Reaktionen auf aktuelle Bedrohungslagen. Als sich Basel um 1500 der Eidgenossenschaft zuwandte, war noch nicht abzusehen, dass dieser spontane Entschluss so langfristige Folgen haben würde. Ohne mit dem Reich und der Region Oberrhein zu brechen, band man sich damit zunächst ins eidgenössische Söldnerwesen ein, das neue Einkommens- und Karrieregelegenheiten mit sich brachte.

Basels Stellung in Europa

Der Bischof und der Rat von Basel standen in vielfältigem Kontakt mit Herrschern, sei es in der Nachbarschaft, sei es mit Königen, Kaisern und Päpsten. Nebst dem Reich und Habsburg sowie den grösseren Städten der Region traten im 15. Jahrhundert zwei neue Akteure auf den Plan: die politischen Emporkömmlinge Burgund und Eidgenossenschaft.¹ Während das Herzogtum Burgund unter Karl dem Kühnen nur vorübergehend von Bedeutung war – nach Karls Tod in der Schlacht von Nancy 1477 wurde das Herzogtum zerschlagen –, blieb Basel mit anderen in ständigem Kontakt.

Basel und das Reich

Seit dem 11. Jahrhundert gehörte Basel ins Heilige Römische Reich und blieb dies bis in die Frühe Neuzeit und auch nach dem Beitritt zur Eidgenossenschaft.² Als Bischofsstadt gestaltete sich diese Zugehörigkeit zunächst mittelbar. Die Bischöfe standen in engem Kontakt mit dem Reich und profitierten beim Aufbau des Hochstifts. Immer wieder wurden Bischöfe zu kaiserlichen Räten ernannt und konnten so einflussreiche Stellungen aufbauen, prominent darunter Heinrich von Isny (Bischof 1275–1286), der Vertraute König Rudolfs von Habsburg.³ Im Gegenzug bot das Reich den Bischöfen Schutz – unter anderem vor dem städtischen Rat – und erlaubte die Gründung von Delsberg (Delémont), Pruntrut (Porrentruy) und weiteren Städten.⁴ Im 13. Jahrhundert wuchs der Einfluss des Reichs, so etwa 1275, als Rudolf I. einen Vertreter einsetzte, der als Reichsvogt die Blutgerichtsbarkeit innehatte.⁵

Obwohl formell immer noch unter dem Bischof als Stadtherrn, erwarb sich Basel im 14. Jahrhundert faktisch einen Status als reichsunmittelbare Stadt. Ab 1362 bezeichnete sich Basel genau wie Strassburg als Freistadt, was vor allem bedeutete, die Eigenständigkeit gegenüber Bischof und Kaiser zu betonen. Die römischen Könige und Kaiser hingegen benannten Basel als Reichsstadt und weigerten sich zunächst, den Titel «Freistadt» zu verwenden. Da sich die Unterschiede zwischen Reichsstadt und Freistadt nur bedingt an klaren Kriterien festmachen lassen, muss die Verwendung des Titels als Kommunikationsstrategie verstanden werden. Um die Unabhängigkeit zu betonen, bezeichnete man sich als Freistadt. Brachte die Nähe zum Reich Vorteile, sah man sich als Reichsstadt. Die begriffliche Unschärfe war also gewollt, und 1482 liess der Rat gar Nachforschungen zum Titel «Freistadt» anstellen.⁶

Als Kaiser Friedrich III. 1473 Basel besuchte und einen Treueeid verlangte, musste man sich, um den Eid zu umgehen, auf den Bischof als Stadtherrn beziehen. Alternativ versuchte der Rat 1488, ein kaiserliches Privileg über die städtischen Rechte zu erlangen, als der Kaiser Unterstützung für einen Feldzug in die burgundischen Niederlande anforderte. Der Basler Truppenführer Peter Offenburg bemühte sich hartnäckig und unter Einsatz beträchtlicher Geldmittel. Er war schliesslich im Sommer 1488 erfolgreich.⁷

Das Antwerpener Privileg bestätigte dem Rat Gerichts-, Gesetzgebungs- und Steuerrechte, die in die Rechte des Bischofs eingriffen. Es stellte Basel auch unter direkten Schirm des Kaisers und machte es so zur reichsunmittelbaren Stadt. Kaum hatte sich Basel dem Reich zugewandt, erlebte dieses einen starken Entwicklungsschub. Mit dem Wormser Reichstag von 1495 begann ein Prozess der Staatsbildung, der Elemente eines dauerhaften Landfriedens, einer Vereinheitlichung der Justiz und eines reichsweiten Steuersystems umfasste.⁸ Basel ging zunächst diesen Weg mit und bezahlte 1497 den Reichspfennig, eine im ganzen Reich zu bezahlende Steuer zur Finanzierung des Kriegs gegen die Türken.⁹ Nach 1501 jedoch wandte sich Basel wie die übrige Eidgenossenschaft von diesem Staatsbildungsprozess ab, ohne die Reichszugehörigkeit infrage zu stellen. Noch weit bis ins 17. Jahrhundert bedienten sich die eidgenössischen Obrigkeiten problemlos der Reichssymbolik, zum Beispiel des Reichsadlers, während der faktische Einfluss des Reiches klein war.¹⁰

Da sich Basel nur dreizehn Jahre nach dem Antwerpener Privileg der Eidgenossenschaft zuwandte, geriet dessen Charakter als eigentliches Stadtrecht später in Vergessenheit – das Privileg war ein klares Zeichen der Distanz zu den Eidgenossen. Peter Offenburg, der Verhandlungsführer in Antwerpen, war übrigens später enttäuscht über die geringe Wertschätzung seiner Arbeit. Vielleicht machte ihn dies zu einer treibenden Kraft für die Anbindung ans eidgenössische Bündnissystem.¹¹

Basel und Habsburg: Eine wechselhafte Geschichte

Zwischen dem 13. und dem 16. Jahrhundert entwickelte sich ein lokales Grafengeschlecht mit Stammsitz im Aargau zu einem grossen europäischen Königsgeschlecht. Obwohl die Gebiete im Aargau 1415 an die Eidgenossen verloren gingen und sich die Hausmachtgebiete des Königsgeschlechts vermehrt nach Österreich und in die Residenzstadt Wien verlagerten, blieb Habsburg ein bedeutender Nachbar der Stadt. Im südlichen Elsass und Gebieten von Basel rheinaufwärts, bekannt



108 Lebensbuch des Bischofs Friedrich zu Rhein, 1441, fol. 27r. — Dargestellt ist die Lehnvergabe an die Habsburger Herzöge, die seit dem 14. Jahrhundert das Lehen der Grafschaft Pfirt (Ferrette im Elsass) innehatten. Eine eigentliche Lehnübergabe in Basel ist nicht bezeugt. Es scheint vielmehr, dass Friedrich zu Rhein sich selbst im Kontext des Konzils inszenieren wollte (Lucas 2017, S. 189–192). In einer völligen Umkehr der um 1440 vorherrschenden Machtverhältnisse kniet ein klar als Österreicher gekennzeichneter Adliger mit der Fahne von Pfirt vor dem Bischof. Das Publikum umfasst geistliche und adlige Figuren in sehr unterschiedlicher, zum Teil exotischer Kleidung – vielleicht ein Hinweis auf die Präsenz von Fremden während des Konzils. Das Bild steht exemplarisch für die komplexen Herrschaftsstrukturen in und um Basel, wo Bischof, Rat, Habsburg und andere Herrschaften gleichzeitig in engem Kontakt und in heftiger Konkurrenz standen.

unter der Bezeichnung ›Vorlande‹, bewahrten die Habsburger eine dominierende Stellung. Die linksrheinischen Habsburger Gebiete lagen im Bistum Basel, standen also in geistlicher Hinsicht dem Basler Bischof. Das schlug sich in engen Beziehungen und wiederholten Konflikten nieder. Insbesondere im Domkapitel waren viele habsburgische Adlige vertreten, während Habsburg wiederum Domherren als seine Räte rekrutierte. Es war kein Zufall, dass sich das Domkapitel nach der Reformation im habsburgischen Freiburg im Breisgau niederliess.¹²

Als bedeutende und finanzstarke Stadt in unmittelbarer Nachbarschaft grosser Habsburger Territorien geriet Basel immer wieder ins Visier der habsburgischen Fürsten. Auf Phasen ausgeprägter Konflikte folgten Momente enger Zusammenarbeit. Diese ins mittelalterliche Machtgeflecht eingewobene Geschichte zeigt sich exemplarisch an der Königswahl Rudolfs I. von 1273.¹³ Als Graf verfolgte Rudolf von Habsburg die Interessen seines Hauses, als er den Basler Bischof Heinrich von Neuenburg daran hinderte, seine weltliche Herrschaft in Richtung Schwarzwald



109 Grab der Anna von Hohenberg im Münster, ursprüngliche Anlage 1281, Umbau nach 1356. — Die Frau von König Rudolf I. wurde für dieses Grab aufwendig von Wien überführt, um in Basel habsburgische Präsenz zu markieren (Meyer 2000, S. 27 f.). Neben ihr waren zwei ihrer früh verstorbenen Kinder bestattet. Gut zu erkennen sind der Habsburger Löwe und der Reichsadler, zudem zeichnet die Krone Anna als Königin aus (Meier 2013).

auszuweiten. 1273 befand sich der Konflikt in einer heissen Phase. Rudolf belagerte die Stadt Basel, als ihn die Kunde seiner Wahl zum römischen König erreichte. Diese überraschende Neuigkeit führte zum sofortigen Abbruch der Belagerung und zu einer umfassenden Wende. Als 1274 Heinrich von Neuenburg starb, ernannte Papst Gregor X. mit Heinrich von Isny¹⁴ einen engen Vertrauten des neuen römischen Königs zum Bischof von Basel. Rudolf wiederum besuchte Basel auffallend häufig, nämlich 26-mal in weniger als zwanzig Jahren Regierungszeit. Seit dieser Zeit gab es in Basel immer wieder Adlige, die habsburgische Lehen annahmen und sich teilweise von den Bischöfen abwandten.

Auf Heinrich von Isny folgten einige weniger habsburgfreundliche Bischöfe, die im 14. Jahrhundert oft aus Burgund stammten und unter dem Einfluss des seinerseits französisch beeinflussten Papsttums in Avignon standen.¹⁵ Es lag wohl an diesen Bischöfen, dass die habsburgischen Pläne, Basel zu einer Residenzstadt und damit zum Zentrum der Vorlande zu machen, im 14. Jahrhundert scheiterten.

Habsburg markierte immer wieder Präsenz, um seine Ansprüche zu unterstreichen. Es fand hier Anschluss an die höfische Kultur und beteiligte sich insbesondere an Turnieren. 1375 übertrug der Basler Bischof Leopold von Habsburg Kleinbasel als Pfand; nur Monate später ging die Reichsvogtei an den Habsburger.

Nach dem als ‹böse Fasnacht› bekannt gewordenen Tumult von 1376 (vgl. S. 143) verfolgte der Basler Rat eine habsburgisch orientierte Politik, und auch das Bistum kam wieder stärker unter Habsburger Einfluss. 1386 nahm diese Ausrichtung ein abruptes Ende, als Leopold von Habsburg in der Schlacht von Sempach zu Tode kam – und mit ihm viele Basler Adlige, die ihm in die Schlacht gefolgt waren. Jedoch blieben Beziehungen zu den Habsburgern für die Basler Aristokratie weiterhin attraktiv. Nach der Armagnakenbedrohung von 1444 geriet die habsburgtreue Aristokratie unter massiven Druck, verschiedene Vertreter mussten sich vor dem Rat verantworten und wurden vorübergehend aus diesem verbannt.¹⁶

Der Schwabenkrieg von 1499 zwischen Habsburg unter Maximilian I. und den Eidgenossen – Basel blieb neutral und vermittelte den Frieden – war die letzte Auseinandersetzung um habsburgische Ansprüche im Gebiet der heutigen Schweiz. Obwohl der Krieg zu keinen nennenswerten territorialen Verschiebungen führte, stabilisierte er die eidgenössische Nordgrenze mit Bodensee und Rhein. Die Basler Anbindung an die Eidgenossenschaft von 1501 trug zu dieser Stabilisierung bei, und als die Habsburger mit der Erbeinung von 1511 definitiv auf territoriale Ansprüche in der Eidgenossenschaft verzichteten, galt dies auch für Basel.

Die wechselhafte Geschichte des Verhältnisses von Basel und Habsburg war einerseits geprägt von Ereignissen, bei denen Basel nicht oder nur am Rand involviert war. So hätte Rudolf ohne die Wahl zum König die Belagerung wohl nicht abgebrochen, und vielleicht wären ohne die Schlacht von Sempach Leopolds Pläne für Basel als Residenzstadt gediehen. Die Haltung Basels gegenüber dem Haus Habsburg war massgeblich geprägt von der Loyalität des Bischofs und auch davon, ob die habsburgtreue Aristokratie im Rat die Oberhand hatte. Aufgrund dieser Konstellation waren die Kontakte und Konflikte mit Habsburg auch Auslöser von innerstädtischen Unruhen und Auseinandersetzungen.¹⁷

Gute Nachbarschaft: der Oberrhein

Die Oberrheinregion, an deren südlichem Ende Basel liegt, war eine dichte Städtelandschaft auf der Grundlage einer starken landwirtschaftlichen Basis, die auch für Basels Versorgung vital war. Im Gebiet zwischen Basel und Strassburg waren die wirtschaftlichen und politischen Beziehungen so dicht, dass man von einem

Städtenetz sprechen kann.¹⁸ Der Rhein stellte keine Grenze, sondern eine Kontaktzone dar, in der viele Herrschaften Besitz auf beiden Seiten hatten.¹⁹ Das Verhältnis Basels zu den Städten des Oberrheins und zur Region überhaupt war gekennzeichnet durch eine kontinuierliche Zusammenarbeit in politischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten. Für ländliche Siedlungen und kleinere Städte im Umland nahm Basel eine Zentrumsfunktion wahr. Das Verhältnis Basels zur Oberrheinregion war nicht von spektakulären Ereignissen geprägt – gerade Krisen wie die Armagnakeneinfälle und die Burgunderkriege lassen die Einbindung jedoch deutlicher hervortreten.

Die Beziehungen Basels waren sehr vielseitig, unterstützt durch die Tatsache, dass das Oberelsass Teil des Bistums Basel war – und Basel oft als Teil des Elsass wahrgenommen wurde. Zumindest schrieb dies der Konzilssekretär Enea Silvio Piccolomini 1434: «Ea [Basel] es in Elsatica regione.»²⁰ Entsprechend hatten kirchliche Institutionen, aber auch Basler Bürger dort viele Besitztümer.²¹ Besonders eng waren die Beziehungen zu Strassburg, als etwas grössere Bischofsstadt mit ähnlicher Geschichte eine Art Schwesterstadt (vgl. *Stadt.Geschichte.Basel*, Bd. 2, S. 182).²² Strassburg war die bedeutendste Bündnispartnerin Basels, ungezählte Bündnisse von kurzer Dauer schlossen sich fast lückenlos aneinander, und auch dazwischen blieb man in engem Kontakt.²³ Quittungen aus der Zeit um 1400 belegen die gelegentliche militärische Zusammenarbeit.²⁴

Ebenfalls in regem Austausch stand Basel mit den Städten der Dekapolis, eines 1354 von Karl IV. gebilligten Zusammenschlusses von zunächst zehn Reichsstädten im Elsass – in der Folge hielt sich der Name Dekapolis (d. h. zehn Städte), obwohl die Zahl der Städte schwankte. Wie Strassburg war Basel nicht Teil des Bündnisses, beide Städte standen aber in ständigem Austausch und trugen so zur Verflechtung der Städtelandschaft bei.²⁵ Die Basel am nächsten gelegene Stadt der Dekapolis, Mülhausen, betonte wie Basel lange die Zugehörigkeit zum Reich, um sich gegen den Druck der Habsburger zu wehren, welche die Stadt in ihre Herrschaft in den Vorlanden integrieren wollten. Mülhausen wandte sich 1506 Basel zu und wurde 1515 zu einem zugewandten Ort der Eidgenossenschaft; es ging also einen ähnlichen Weg wie Basel.²⁶ Es wandte sich damit auch von einem Bündnisystem ab, das letztlich scheiterte. Die Rede ist hier von grossen Landfriedensbündnissen als regionale Netzwerke aller Herrschaftsträger, um Konflikte vor Gerichten zu lösen und den Handel zu schützen. Am Oberrhein gab es im 14. Jahrhundert unter der Führung des Strassburger Rats und Bischofs mehrere Anläufe zur Bildung eines solchen Bundes, der jedoch nicht auf Dauer erhalten werden konnte – Basel war in diese Bünde ab 1378 mit reduzierten Rechten und Pflichten eingebunden.²⁷

Allerdings verhinderten diese Versuche den Aufbau einer zentralisierten Territorialherrschaft, die auch die Städte einbezog, und so konnten die wirtschaftlichen Schwergewichte Strassburg und Basel ihren Einfluss auf die Region behalten.²⁸

«Turning Swiss»: Überraschende Wende?

Für Basel spielten die eidgenössischen Orte zunächst eine untergeordnete Rolle. Im 14. Jahrhundert gab es vereinzelte kurzlebige Bündnisse, aber auch Konflikte, etwa in der Jahrhundertmitte mit Zürich oder als 1388 der Bischof die Burg und Stadt Nidau bei Biel an Bern verlor.²⁹ Im 15. Jahrhundert ging der Basler Rat mit Bern und dessen Verbündetem Solothurn zwar längerfristige Bündnisse ein – die je auf zwanzig Jahre angelegten Bündnisse von 1400 und 1441 wurden aber nicht verlängert.³⁰ Im Verlauf des 15. Jahrhunderts wuchs die Eidgenossenschaft zu einem bedeutenden Akteur in den europäischen Auseinandersetzungen heran. Entsprechend stellte sich für Basel die Frage nach dem Verhältnis zu ihr immer drängender. Die Schlacht von St. Jakob an der Birs 1444, in der immerhin Eidgenossen vor den Toren Basels gegen die Armagnaken gekämpft hatten, führte aber noch nicht zu einer Annäherung. Einerseits hatten Solothurn und Bern trotz Bündnis nichts unternommen, um Basel beizustehen, und andererseits lässt sich die Vorstellung der älteren Geschichtsschreibung, dass die sich aufopfernden Eidgenossen Basel vor der Einnahme geschützt hätten, nicht mehr halten.³¹

Zu einer engen militärischen Zusammenarbeit mit der Eidgenossenschaft kam es erst im Kontext der Burgunderkriege. Basel verbündete sich mit Strassburg, Colmar und Schlettstadt zur «Niederer Vereinigung», die nach dem Einbezug des Basler Bischofs, der Eidgenossenschaft und Herzog Sigismunds von Habsburg zur antiburgundischen Liga wurde und den Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, 1477 vernichtend schlug.³² Nur die Bedrohung durch den gemeinsamen Feind hatte eine so grossräumige Verbündung ermöglicht, bei der Basel zudem als Teil des Oberrheins beteiligt war – auf eine eindeutige Tendenz zur Eidgenossenschaft lässt sich daraus nicht schliessen. Überhaupt war in der Folge der Burgunderkriege unklar, ob und wie die Eidgenossenschaft eine Erweiterung überhaupt wollte. Nur nach längeren Auseinandersetzungen zwischen Land- und Stadtorten konnte sich die Eidgenossenschaft 1481 im sogenannten Stanser Verkommnis einigen, Freiburg und Solothurn aufzunehmen.³³

1484 schloss der Basler Bischof ein Bündnis mit der Eidgenossenschaft, in welchem die Eidgenossen Schutz und Schirm für den Bischof versprachen, der sich gerade mitten in heftigen Auseinandersetzungen mit dem Rat befand. Der Rat



110 Diebold Schilling, Luzerner Chronik, 1513, Darstellung des Bundesschwurs vom 13. Juli 1501.

reagierte, indem er das sonst übliche Zeremoniell für den Empfang von eidgenössischen Gesandtschaften auf das blosse Beschenken mit Wein reduzierte.³⁴ Auch wenn das Bündnis keine langfristige Wirkung erzielte, so belegt es doch, dass noch wenige Jahre vor der Aufnahme Basels in die Eidgenossenschaft ganz andere Wege denkbar waren.

Nach Jahrzehnten von kleineren und grösseren Kriegen in unmittelbarer Nähe, die nicht zuletzt durch die Grenzlage Basels zwischen Eidgenossenschaft und Habsburg bedingt waren, erkannte der Basler Rat um 1500, dass die bisherige Bündnispolitik und die Position des Neutralen nicht mehr funktionierten. So wandte er sich nun der Eidgenossenschaft zu. Innerhalb weniger Monate kamen die Verhandlungen zu einem Abschluss, und am 9. Juni 1501 trat Basel der Eidgenossenschaft bei. Ein kurzfristiger Entschluss, entstanden aus dem Bedürfnis nach Schutz, welches die Eidgenossenschaft befriedigen konnte, führte zu einer nachhaltigen Neuorientierung der Stadt. Das gilt allerdings erst im Rückblick, denn zu Beginn

des 16. Jahrhunderts war keineswegs klar, dass die Neuausrichtung dauerhaft Bestand haben sollte.³⁵ ›Turning Swiss‹ war auch eine Option für andere Städte im Süden des Reichs, neben Basel trat aber nur Schaffhausen bei.³⁶

Der militärische Ruf der Eidgenossenschaft diente Basel nun in zweifacher Hinsicht. Einerseits konnte sich die Stadt dank der Rückendeckung in Verhandlungen durchsetzen, so etwa bei der Forderung nach Entschädigung für den Überfall auf einen Basler Kaufmann, der einen Strassburger Geleitbrief auf sich trug. Der Strassburger Bischof hatte sich zuvor geziert, zeigte sich aber unmittelbar nach dem Basler Beitritt sehr schnell bereit, die Entschädigung zu entrichten.³⁷ Ebenso wichtig war die Tatsache, dass Basel nun auch in den Genuss der mit der Söldnerwerbung verbundenen Pensionszahlungen kam. Als wichtigster Allianzpartner, der eidgenössische Söldner bezog, hatte sich um die Jahrhundertwende Frankreich etabliert. So war das baslerische ›Turning Swiss‹ auch ein ›Turning French‹, dank dem die Stadt sich eine Stellung als Finanzdrehscheibe der Eidgenossenschaft aufbauen konnte.³⁸ Dies war für die neuen Bündnispartner wohl ebenso wichtig wie die Lage Basels, das sich in den Verhandlungen als Tor zum Elsass, Sundgau und Breisgau anbot.³⁹ Der Preis, den Basel für die eidgenössische Protektion bezahlen musste, bestand in einem weitgehenden Verlust der politischen Eigenständigkeit, was aussenpolitische Angelegenheiten anging.

Eidgenössisch zu werden, galt in der Basler Nachbarschaft nicht gerade als ehrenhafte Entwicklung. Pointiert zirkulierten die Beschimpfungen der Eidgenossen als Kuhschweizer – womit ihnen sodomitische Neigungen nachgesagt wurden – in der Zeit des Schwabenkrieges.⁴⁰ Basel begegnete diesen Vorwürfen nicht nur, indem es gegen Verleumdungen streng vorging, sondern auch mit einer religiösen Ausrichtung an eidgenössischen Besonderheiten. Deren wichtigstes Element war das in der Eidgenossenschaft seit geraumer Zeit übliche Beten mit «zertanen», also ausgestreckten Armen. Noch 1501 erging die Bitte an den päpstlichen Legaten, auch Basel diese eigenwillige religiöse Praxis zu gewähren.⁴¹

Für Rudolf Wackernagel bedeutete der Beitritt Basels zur Eidgenossenschaft einen völligen Bruch mit seiner oberrheinischen Einbindung, das Opfern einer halbrausendjährigen Vergangenheit.⁴² Während sich Basel politisch tatsächlich von langjährigen Verbündeten abwandte, blieb die Integration der Stadt ins Reich bis weit in die Frühe Neuzeit bestehen. Auch die wirtschaftliche Ausrichtung auf das Elsass als Korn- und Weinkammer war vom Beitritt kaum betroffen. Insofern ist die Betrachtungsweise vom völligen Bruch als überholt zu bezeichnen. Eine Wende stellten die Ereignisse von 1501 aber allemal dar. Die überraschend schnell eingegangene Zweckehe entwickelte sich mit der Zeit zur stabilen Zugehörigkeit.

Beziehungen pflegen

Die Beziehungen Basels zu seinen Nachbarn und zu wichtigen Akteuren auf der Bühne der europäischen Politik waren im ständigen Fluss. Phasen intensiver Kontakte wechselten mit Konflikten um Kontrolle und Einfluss, in einer Zeit instabiler Machtverhältnisse und aufkommender Territorialherrschaft sah sich die Stadt häufig von Kriegen bedroht. Frieden war nicht einfach die Abwesenheit von Krieg und somit ein gegebener Normalzustand – Frieden musste laufend erarbeitet und erhalten werden. Dafür betrieben die Zeitgenossen einen beträchtlichen Aufwand, der sich vor allem anhand der dichten Überlieferung der städtischen Finanzen, die im späten 14. Jahrhundert einsetzt, nachweisen lässt.

Frieden herstellen

Die Zeit von 1300 bis 1450 gilt als Hochphase der Bündnissysteme. Diese spiegelt sich in der Vielfalt von Vertragsformen, die sich kaum kategorisieren lassen – der Begriff Bündnis dient hier für alle Vereinbarungen.⁴³ Die Formulierungen der Bündnisse bedienten sich einer Sprache der Freundschaft und wandelten sich nur langsam.⁴⁴ Ihre zunehmende Länge entsprach einerseits dem zeitgenössischen Bedürfnis, mittels Aufzählungen Rechtssicherheit herzustellen; andererseits wurden die Verträge in der Tendenz ausführlicher.

Die Schwierigkeit der Kategorisierung zeigt eine Serie von Bündnissen auf, die um 1300 die Bischöfe von Lausanne und Basel mit Hochadligen der Region schlossen mit dem Ziel, den Einfluss von Savoyen einzuschränken. Als Offensivbündnis konzipiert, sah es im Kriegsfall die Bildung einer Truppe vor, die der direkten Kontrolle der Bündnispartner entzogen war, also nicht aufgehalten werden konnte. Es gibt keine Anzeichen, dass diese Bündnisse in die Tat umgesetzt wurden – vermutlich, weil die Grafen von Savoyen davon erfuhren und sich die beabsichtigte abschreckende Wirkung entfaltete.⁴⁵

Viele der Bündnisse waren auf kurze Fristen von zwei bis fünf Jahren ausgelegt. Um eine gewisse Stabilität zu erlangen, bedurften sie der ständigen Bekräftigung und Neuverhandlung und wurden gleichzeitig der vorherrschenden Instabilität gerecht, in der Konflikte schnell zu militärischen Auseinandersetzungen eskalieren konnten.⁴⁶ Tatsächlich finden sich unter den Basler Bündnispartnern einige Städte, mit denen immer wieder Bündnisse abgeschlossen wurden. Die Chancen auf eine dauerhafte Bündnisreihe verhielten sich umgekehrt proportional zur Anzahl der Beteiligten: je kleiner die Gruppe der Städte, desto wahrscheinlicher war eine



**111 Urkunde des Bündnisses zwischen
Strassburg, Freiburg und Basel von 1360.**

erfolgreiche Fortsetzung. Eine Verfestigung grösserer Verbünde hingegen kam trotz wiederholter Bestrebungen deutlich seltener vor.⁴⁷

Das Bündnis zwischen Strassburg, Basel und Freiburg vom 22. November 1322 war auf die Dauer von gut zwei Jahren angelegt. Zum gemeinsamen «nutz, notdorft, frieden und fromen» legten die Städte fest, in welchem Gebiet sie sich gegenseitig im Krieg beistehen wollten, im Süden bildeten der Hauenstein und Pruntrut die Grenze. Die Artikel regelten detailliert die Art des zu leistenden Beistands, die Anzahl aufzubietender Kämpfer – maximal «vierzig helme» – sowie die Finanzierung. Ausnahmen machte das Bündnis für Kriegsdienste für «kunige oder herren» sowie für die vorbehaltenen Partner, in Basel war das der Bischof.⁴⁸

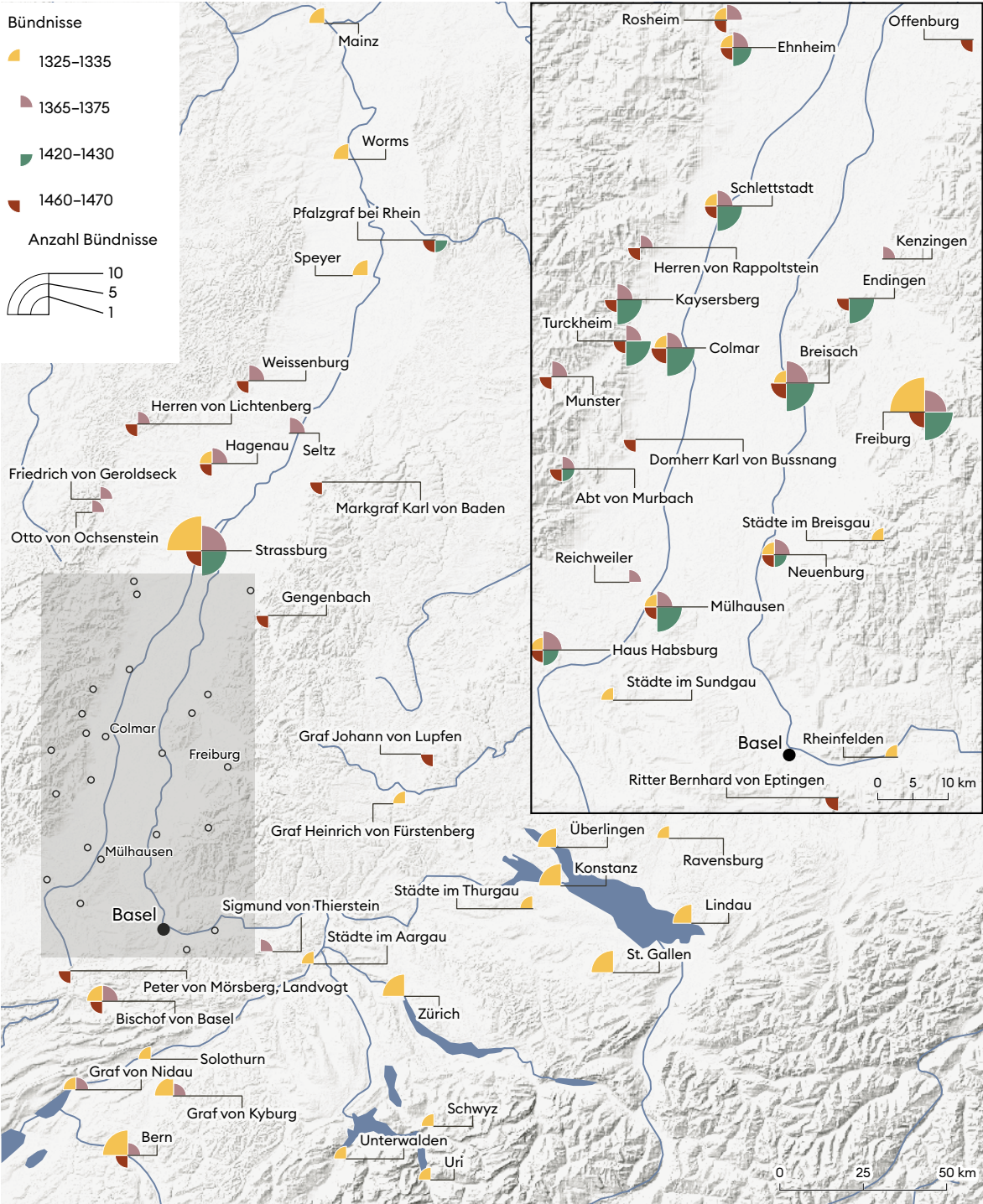
Das Bündnis war somit auf die Kleinkriege zwischen Städten und einzelnen Adligen in der Region ausgerichtet. Die Beistandsregelung sollte den Städten auch ermöglichen, Kriege erfolgreich zu führen, um die eigenen Bürger und Interessen zu schützen. Spätere Bündnisse setzten stärker auf rechtliche Wege der Konfliktregelung, indem sie Auseinandersetzungen vor Schiedsgerichte und städtische Gerichte verwiesen und sich so als Erweiterung von Landfriedensbündnissen präsentierten.⁴⁹

Nach 1450 veränderte sich die Dynamik von Bündnissystemen allmählich. An die Stelle von kurzfristigen Bündnissen mit relativ weitreichenden gegenseitigen Verpflichtungen traten eher Abkommen, die bestimmte Aspekte wie die Nutzung von Gerichten oder das Prägen von Münzen regelten. Eigentliche Bündnisprojekte waren dagegen auf längere Frist angelegt, wie etwa der Entwurf eines fünfzigjährigen Bündnisses von 1468 zwischen Habsburg, dem Bischof und dem Rat von Basel und den Eidgenossen, der aber nicht umgesetzt wurde.⁵⁰ Das 1474 zwischen Habsburg und den Eidgenossen geschlossene Vertragswerk, das eine Beschwörung alle zehn Jahre vorsah, erhielt nachträglich den Namen «ewige Richtung», weil es die Beziehungen der zwei Konkurrenten auf lange Frist prägte und mit seinen Folgeverträgen bis zum Ende des Ancien Régime in Kraft war.⁵¹ Nur die Eidgenossenschaft konnte sich als Bündnissystem verstetigen und verdichten und blieb bestehen, während die Städtebünde im Reich an Bedeutung verloren und im frühen 16. Jahrhundert in den Reichskreisen aufgingen.⁵²

Die ältere schweizerische Geschichtsschreibung zeigte angesichts des Fortbestandes der Eidgenossenschaft die Neigung, schon in den frühen Abkommen langfristige und staatstragende Bündnisse zu sehen. Tatsächlich aber waren die kurzfristig angelegten Bündnisse nicht mehr als die Folge einer vorübergehenden Konvergenz der Interessen – es fehlte der Rahmen eines nationalstaatlichen Denkens.⁵³ Für die Zeitgenossen waren Bündnisse ephemere Friedensmittel, die erneuert, geändert, symbolisch inszeniert und vor allem dauernd bestätigt werden mussten.

Die Dynamik des Bündnissystems spiegelte nicht nur den Wandel der politischen Grosswetterlage, sondern führte auch zu komplexen Loyalitäten in Basel. Einzelne Bewohner:innen waren mit permanent entstehenden Mehrfachloyalitäten konfrontiert. Das galt besonders für die städtische Aristokratie mit ihren Verbindungen zu Habsburg und anderen Lehensherren sowie für Hochadlige mit ihren Sitzen in der Stadt. Zunehmend kamen neben der Ritterschicht auch Aufsteiger aus dem Achtburgertum und dem Kreis der Kaufleute in den Besitz von Lehens- und Pfandrechten und gerieten dadurch ebenfalls in Interessenkonflikte.⁵⁴ In den Zünften waren Händler und Metzger betroffen, die ihr Vieh aus dem Umland bezogen, und nicht zuletzt auch all jene, die als Soldunternehmer tätig waren.

Bündnissysteme der Stadt Basel im 14. und 15. Jahrhundert



← 112 Vier Stichproben dokumentieren den Alltag des Basler Bündnissystems. Die Bündnispartner sind im Raum als Kuchendiagramme dargestellt, wobei jedes Kuchenviertel einer Stichprobe entspricht. Die Grösse des Viertels zeigt die Anzahl geschlossener Bündnisse.

Der nähere oberrheinische Raum mit Strassburg, Freiburg (die einzigen Partner, die in allen vier Stichproben vorkommen) und den kleineren elsässischen Städten stellte eine Konstante im Bündnissystem dar. Andere Partner im Gebiet der heutigen Schweiz oder weiter rheinabwärts hingegen tauchen nur vereinzelt auf. Bedingt durch die kürzeren Laufzeiten früherer Bündnisse weist die erste Stichprobe die meisten Verträge auf; sie

streut auch sehr weit. Teilweise wurde das enge Bündnissystem in späterer Zeit durch die Bemühungen um weitreichende Landfriedensbünde ersetzt, die sich in den Stichproben aber nicht niederschlagen. Die Reichweite des Basler Bündnissystems nahm deshalb nicht ab, es war aber abgesehen von einer kleinen, stabilen Kernzone einem steten Wandel unterworfen. Als zentraler Akteur der Basler Bündnispolitik erweist sich in den Stichproben der Rat. Er schloss deutlich häufiger Verträge als die Bischöfe, die vereinzelt allein handelnd kleinräumige Vereinbarungen, andererseits gemeinsam mit dem Rat grössere Allianzen eingingen (Karte erstellt auf der Grundlage von BUB, Bde. 4, 6, 8, und Trouillat 1852–1867).

Um Frieden herzustellen und zu sichern, setzten spätmittelalterliche Herrschaftsträger nebst Bündnisverträgen auch auf Vermittlung.⁵⁵ Mitunter breit aufgestellte Schiedsgerichte wurden in akuten Konfliktsituationen eingesetzt, aber auch in Bündnissen als Instanz der Konfliktlösung festgelegt. Als Vermittler infrage kamen einerseits benachbarte Städte und adlige Herrschaften, also Akteure auf gleicher Ebene. 1368 etwa einigten sich der Basler Bischof Johann von Vienne und die Stadt Bern darauf, die Vermittlung durch die Städte des Elsässer Städtebundes für konkrete Streitigkeiten zu akzeptieren, und hielten gleichzeitig fest, das Verfahren auch bei neu aufbrechenden Auseinandersetzungen einzusetzen.⁵⁶ Andererseits konnten Konflikte auch vor eine höhere Ebene gebracht werden. So trug etwa der Basler Rat 1466 seine Zollstreitigkeiten mit den Grafen von Thierstein vor Kaiser Friedrich III. Obwohl der Form nach als «appellacion» einem gerichtlichen Kontext zuzuordnen, wurde daraus doch ein Fall von Vermittlung, indem Friedrich eine ganze Reihe von Grafen aufbot, die ein Schiedsgericht bildeten.⁵⁷

Die Bischöfe und der Rat von Basel nutzten Vermittlungsangebote nicht nur, sondern boten sich selbst als Schiedsrichter an, denn diese Rolle verschaffte auch eine Machtposition. Ab der Mitte des 15. Jahrhunderts nahm Basel eine zentrale Vermittlerrolle für die Eidgenossenschaft ein, besonders prominent in der «ewigen Richtung» zwischen Eidgenossen und Habsburg von 1474.⁵⁸ Dem Basler Rat wiederum waren die Basler Bischöfe als Vermittler sehr willkommen, wenn er

etwa Konflikte mit Solothurn oder benachbarten Adligen zu klären hatte.⁵⁹ In seiner Rolle als Lehensherr vermittelte der Basel Bischof zudem bei feudalrechtlichen Auseinandersetzungen seiner Untertanen.⁶⁰

Kontakte pflegen

Die Pflege der Allianzen und drohende Konflikte bedingten einen kontinuierlichen Informationsfluss. Da eine eigentliche Post sich erst in der Frühen Neuzeit herausbildete, waren die Städte auf sich selbst gestellt und mussten entscheiden, in welcher Situation ein Bote mit einem Sendschreiben (auch Missive genannt) geschickt wurde und wo eine eigentliche Gesandtschaft vonnöten war. Die beiden Aspekte sind hier getrennt behandelt, obwohl die Übergänge fließend waren und die Quellen beide Arten von Abgesandten als «botten» bezeichneten.⁶¹

Im 15. Jahrhundert hat der Basler Rat wohl rund zehntausend Missiven verschickt.⁶² Die vielen überlieferten Entwürfe dazu stammten sowohl von den städtischen Schreibern als auch aus der Feder der jeweils zuständigen Ratsherren. Die meisten waren an verbündete Städte in der näheren Umgebung Basels gerichtet, einzelne legten grössere Distanzen zurück, etwa nach Frankfurt oder an die Königshöfe. Der Austausch mit Österreich im späten 14. Jahrhundert zeigt, dass sich der Rat auch in Konfliktsituationen bemühte, den Kontakt aufrechtzuerhalten. Eine

Briefkrieg

Briefe waren nicht nur ein Kommunikationsmittel zwischen befreundeten Parteien, sondern auch ein Mittel der Konfliktaustragung. Das zeigt der Konflikt zwischen dem Basler Rat und Graf Oswald von Thierstein um die Vorherrschaft im Sisgau.⁶³ 1461 hatte die Stadt die Landgrafschaft Sisgau zusammen mit der Farnsburg erworben, was Graf Oswald allerdings nicht anerkannte. Nachdem er 1476 in Ausübung der Landgrafschaftsrechte einen Mordfall beurteilt hatte und der Rat den Prozess ein zweites Mal durchführte, entzündete sich ein Briefkrieg. Dieser Begriff umfasst zwei Aspekte, die oft und auch im Fall Thierstein gemeinsam auftraten: Erstens versuchten die

Parteien ihre Ansprüche mit Urkunden, zeitgenössisch «brief» genannt, zu belegen, zweitens versuchten die Parteien mit Sendschreiben möglichst viele Adressaten von ihrem Standpunkt zu überzeugen. Nachdem sich Graf Oswald und der Basler Rat auf die Eidgenossen als Vermittler geeinigt hatten, sandte der Graf eine «wahre Flut von Briefen»⁶⁴ an benachbarte Fürsten und Städte, die Eidgenossen und auch an die Basler Bevölkerung, in denen er seine Sicht der Dinge darstellte und den Rat beschuldigte. Auf die ehrverletzenden Aussagen reagierte der Rat nun seinerseits mit Gegendarstellungen und konnte schliesslich seine Rechte behaupten.



↑ 113 Spielkarte aus dem 15. Jahrhundert mit einem Schiltener als Bote. | ➤ 114 Bote aus dem «Narrenschiff» von Sebastian Brant, 1499. — Basler Boten trugen seit 1395 Kleidung in den Standesfarben Schwarz und Weiss (Hübner 2012, S. 21, 140 f.)

und eine Botenbüchse mit Basler Wappen. Diese Büchse war kein Behälter, sondern ein Kennzeichen – der Bote rechts trägt sie an der linken Schulter –, das ihn als offiziellen Sendboten auswies.

Ausnahme bildet dabei die fünfzehn Monate dauernde Funkstille zwischen Bischof und Rat in einer besonders konfliktreichen Phase um 1374/75.⁶⁵

Nebst bündnispolitischen Belangen waren Handel und Wirtschaft sowie die Interessen von Basler Bürger:innen weitere Themenkreise. Die Missiven wurden aber selten konkret, enthielten kaum Verpflichtungen und Versprechungen.⁶⁶ Diese Zurückhaltung ist einerseits der Gefahr zuzuschreiben, dass Briefe abgefangen werden konnten, andererseits begleiteten mündliche Botschaften und Verhandlungen oft die Übergabe von Briefen.⁶⁷ Entsprechend war es üblich, dass der Stadtschreiber persönlich vor der Ratsstube die Aufträge übergab; beispielsweise lief über Nikolaus Rüschi, der das Amt während der Burgunderkriege ausübte, fast die ganze aussenpolitische Kommunikation. Um detaillierte und heikle Informationen trotzdem schriftlich mitzuteilen, wurden diese auf Zettel geschrieben, die man in den versiegelten Brief einschob – daher der Name *cedulae inclusae*.

Im Notfall konnte der Bote Zettel schnell entnehmen, ohne das Siegel zu brechen, und die Information vernichten oder zumindest dem Kontext entreissen, denn die *cedulae* enthielten keine Angaben zu Absender und Empfänger.⁶⁸

Trotz der grossen Anzahl von Missiven, die zu befördern waren, stellte Basel nur drei bis vier «louffende botten» fest an. 1405 regelte eine Ordnung die Entschädigung der Boten, die nebst einer festen jährlichen Summe und dem Gewand eine Entschädigung pro gelaufene Meile, «er louff nachtz oder tags», sowie für Ruhetage am Zielort vorsah. Deutlich teurere berittene Boten spielten erst ab 1450 eine wesentliche Rolle in der Nachrichtenübermittlung. Ergänzend zu diesen Profis bot der Rat gelegentlich andere Amtsträger auf, meist aber Gelegenheitsübermittler, die beruflich unterwegs waren. Besonders häufig geschah dies in Krisenzeiten, wenn besonders viele Informationen in Umlauf gebracht werden mussten – man sandte auch Kundschafter aus, um über Truppenbewegungen unterrichtet zu sein.⁶⁹ Die Städte verständigten sich darauf, Informationen jeweils an ihre Bündnispartner weiterzuleiten, was auch ermöglichte, Berichte aus grösserer Distanz zu kommunizieren. Vereinzelt richteten sie gar eigentliche Botenstafetten ein.⁷⁰

Um einiges teurer als Boten waren Gesandtschaften: Ihre Reisen dauerten länger, man reiste zu Pferd in kleinen Gruppen und hatte gehobene Ansprüche an Verpflegung und Unterbringung.⁷¹ Entsprechend schwankten in Krisenzeiten wie den Burgunderkriegen die Ausgaben für Gesandtschaften stärker als diejenigen für das Senden von Briefen. Die Kosten für Briefboten verdoppelten sich ab 1472/73, und während der Verhandlungen zur Bildung der Niederen Vereinigung erreichten die Kosten für Gesandtschaften gar ein Mehrfaches früherer Ausgaben.⁷²

In der Zeit von 1371 bis 1386 stellten Ritter ein Drittel bis die Hälfte, Achtburger und Zünfter je maximal ein Drittel aller Gesandten. Es gab folglich eine deutliche Überrepräsentation von Rittern im Vergleich zu den Ratssitzen.⁷³ Auch in den 1470er-Jahren waren hohe Amtsträger aus dem Kreis der Ritter und Achtburger in politischer Mission unterwegs, zusätzlich jedoch zunehmend Ratsherren aus den Handelszünften. Die Fernhändler waren viel auf der Strasse und dank ihres Reichtums auch abkömmlich. Als diplomatische Experten waren sie zudem auch in den Jahren auf Reisen, in denen sie aufgrund des Ämterturnus keine offizielle Funktion bekleideten.⁷⁴ Nebst den offiziellen Kanälen setzten die Experten auch ihre privaten Beziehungen ein – informelle Kontakte und offizielle Politik gingen oft Hand in Hand.⁷⁵

Henman Offenburg

Wenn der Basler Rat während des Konstanzer Konzils ein Anliegen hatte, schrieb er an Henman Offenburg, der in dieser Rolle die Grundlage für seinen Reichtum schuf. Offenburg berichtete später, er habe «für sie [die Räte] jederzeit nach ihrem Willen und Begehren geworben, meist auf meine eigenen Kosten». ⁷⁶ Und wenn er doch einmal bezahlt unterwegs gewesen sei, so habe er darauf vertraut, dass es den Rat nicht störe, wenn er für sich selbst auch etwas erreicht habe. Auch wünschte er, dass «der Rat den Stadtschreiber beauftragt, in allen Büchern und Registern zu suchen, wohin ich geschickt wurde, und ob ich da je länger verweilt sei» als nötig.

Als Beleg für seine Effizienz erwähnte er Verhandlungen zur Erteilung eines königlichen Privilegs, dessen Kosten er vergleichsweise tief halten konnte. ⁷⁷ Hier schrieb einer, der sich rechtfertigen musste! Tatsächlich entstanden diese Notizen nach den Armagnakeneinfällen von 1444, als der habsburgtreue Adel in Basel unter massiven Druck geriet. Erst dieser Rechtfertigungsdruck brachte Offenburg dazu, die gängige und meist unproblematische Vermischung von privaten und obrigkeitlichen Anliegen zu reflektieren und dabei herauszustreichen, dass seine eigenen Geschäfte den Anliegen des Rats nicht geschadet hätten.

Eine Politik des Schenkens

Wer auf diplomatischer Mission in einer Stadt eintraf, wurde mit Geschenken empfangen. Dieses Ritual drückte persönliche Wertschätzung aus und unterstrich zugleich die politische Bedeutung der Gespräche. Deshalb war es für die Stadt wichtig zu wissen, welche Geschenke ihre Gesandten erhielten. Gemäss der Botenordnung von 1405 mussten sie der Stadt melden, was sie erhalten hatten; für sie selbst waren die Geschenke ein wichtiger Teil der Entschädigung und ein Erfolgshonorar. ⁷⁸ Der Rat seinerseits führte sehr gründlich Buch über die Geschenke Basler Gäste. Eine eigentliche «Geschenkbuchhaltung» ⁷⁹ in den Wochenrechnungen diente der Selbstkontrolle und war nur einem kleinen Kreis von zu Verschwiegenheit verpflichteten Ratsherren zugänglich. Sie stellten sicher, dass die richtigen Geschenke ihre Adressaten erreichten.

Das häufigste Geschenk war ein flüssiges, eines zum Einschenken: Schankwein verlieh politischen Anlässen Legitimität – auch die eigene Bevölkerung und der Bischof kamen in den Genuss. Besucher (es handelte sich fast ausschliesslich um Männer) erhielten je nach Ansehen mehrere Kannen Wein geschenkt, hochrangige ganze Fässer. Unter den würdigen Empfängern fanden sich auch Exoten, etwa Sterndeuter oder weit gereiste Ritter. Die vielen Geschenke gingen ins Geld, sodass der Rat im frühen 16. Jahrhundert beschloss, nur noch Besucher mit offiziellem



115 Hans Holbein d. J., Wandgemälde im Grossratssaal, 1521/22 (Aquarell von Hieronymus Hess, 1817). — Der römische Heerführer Manius Curius Dentatus verweigert wertvolle Geschenke der Samniten, während im Vordergrund ein Basler Bote mit Botenbüchse und schwarzweisser Kleidung zu sehen ist. Angesichts der Debatte um die Rechtmässigkeit von Geschenken und die Beeinflussung der städtischen Politik nach dem Beitritt Basels zur Eidgenossenschaft war die Wahl dieses Sujets alles andere als zufällig.

Auftrag zu beschenken. Hochadligen Gästen, insbesondere Fürsten und Königen, wurden wertvolle Goldbecher oder Silberschalen übergeben, oft noch gefüllt mit Geld. Ein Trinkgefäss für Kaiser Maximilian I. im Jahr 1493 enthielt vierhundert Goldgulden. Diese Geschenke waren, obwohl üblich und erwartet, nicht rituell oder durch die Tradition festgelegt; der Rat bestimmte aus politischen Erwägungen, was passend erschien.⁸⁰

Geschenke waren also für die Zeitgenossen etwas, womit man rechnen, worauf man sich aber nicht verlassen konnte. Sie waren Botschaften eigener Art,

und ebenso wie die Ausgaben für Gesandtschaften und Briefe erreichten diejenigen für Geschenke unmittelbar vor den Burgunderkriegen einen Höhepunkt. Indem Geschenke öffentlich überreicht und die Fiktion aufrechterhalten wurde, dass damit keine Erwartung einer Gegenleistung verbunden war, konnte der Vorwurf der Korruption vermieden werden. Die Grenzen zwischen Geschenk und Entgelt waren nämlich fließend, auch sprachlich, wenn etwa Bischof Johann von Chalon 1327 an Albrecht von Habsburg für seine Hilfe im Kampf um den Bischofsstuhl eine grosse Summe gab und schenkte: «damus et donamus».⁸¹ «Schenk» als Begriff war ambivalent, und die politische Sprache der Zeit benannte die illegitime und heimliche Beeinflussung mit Geschenken seit dem 14. Jahrhundert als «miet».⁸²

Stadt im Krieg

Verträge, Verhandlungen, Gesandtschaften und Geschenke prägten die Basler Bemühungen, friedlich mit den Nachbarn zu leben. Dass sie scheitern konnten, war eine reale Möglichkeit, die einerseits bedrohlich im Raum stand, andererseits auch beabsichtigt sein konnte.⁸³ Angesichts der vielen involvierten und unterschiedlich motivierten Akteure konnten Konflikte eine Eigendynamik zur gewalttätigen Eskalation annehmen und die Stadt selbst in einen Krieg verwickeln. Abgesehen von wenigen Ausnahmen handelte es sich dabei um Kleinkriege: vom Kaufmann Lyrimann, der um 1425 wegen eines Streits mit einem Basler erfolglos versuchte, gegen die Stadt eine Fehde zu führen,⁸⁴ über die Brüder Bischof, die 1482 auf ihre Verbannung wegen Aufruhr mit einer Fehde antworteten (vgl. S. 244), bis zu den Klosterfrauen von Klingental, die nach einer erzwungenen Reform die Stadt verliessen und über Verbündete eine Fehde ansagen liessen, um Verhandlungen und ihre Rückkehr zu ermöglichen.⁸⁵ Krieg in unterschiedlicher Intensität war folglich ein Normalzustand, der jedoch nur selten in die Stadt hineingetragen wurde – Opfer war meist die Landbevölkerung. Die Basler Stadtmauern wurden in der hier untersuchten Zeit nie überwunden, obwohl der Konzilssekretär Piccolomini schätzte, dass die Befestigungen einem Angriff kaum standgehalten hätten.⁸⁶ Wiederholt gelang es Basel, sich aus geografisch sehr nahen Konflikten herauszuhalten. Die Stadtmauer gewährte bei diesen Gelegenheiten auch auswärtigen Schutz.

Fehde und Krieg

Das Spätmittelalter war geprägt von vielen gewalttätigen Auseinandersetzungen unterschiedlicher Tragweite. Auf die Eroberung von Land gerichtete Kriege wie die Eroberung des Aargaus durch die Eidgenossen 1415 waren die Ausnahme; vielmehr standen Auseinandersetzungen um Herrschaften und Rechte im Vordergrund, die sich hinziehen konnten. Diese wurden nicht mit Eroberungen entschieden und selten in Feldschlachten, sondern bestanden oftmals aus kurzen Feldzügen gegen die verwundbaren Stellen der Gegner: Man plünderte Dörfer oder betrieb Brandschatzung, die darin bestand, Dörfer gegen die Zahlung einer Summe zu verschonen und damit den Gegner wirtschaftlich zu schädigen. Einzig die Belagerungen von Burgen zogen sich länger hin und banden mehr Ressourcen.

Gestützt auf den Quellenbegriff «vecht» (Streit, Feindschaft⁸⁷) beschreibt die Geschichtswissenschaft solche Kleinkriege nichtstaatlicher Akteure

als Fehde.⁸⁸ Das Konzept lässt sich nicht trennscharf von anderen Kriegen abgrenzen, in den Quellen ist für jede Art von Konflikt der Begriff «krieg» der häufigste. Die Fehde diente in erster Linie der Rechtsdurchsetzung und war als solche formalisiert; unter anderem war das Zustellen eines Absa- gebriefes vorausgesetzt. Die Fehden stellten ein zu Gerichtsgängen komplementäres Vorgehen dar. Sie wurden kaum je durch militärische Aktionen entschieden, sondern durch Vermittlung. Der Ein- bezug von Fehdeunternehmern, die sich durch Beute finanzierten, führte dazu, dass die Beteiligten zuweilen gar kein Interesse an einer Einstellung hatten. Fehden blieben ein legitimes Mittel für Adlige und Städte, aber auch für Einzelpersonen. Die Gottes- und Landfriedensbewegung versuch- te sie zu verhindern, und auch im Kontext des Konzils entstanden Texte mit dieser Stossrichtung. Wirklich unterdrücken liessen sie sich erst mit der erstarkenden Staatsmacht der Frühen Neuzeit.

Kriegserfahrungen

Im Jahr 1444 schickte der französische König eine von ihm nicht mehr benötigte Söldnertruppe, die Armagnaken, in Richtung Elsass und Eidgenossenschaft. Dabei überwog für ihn die Gefahr fürs eigene Land, die von dieser plündernden Truppe ausging, gegenüber der Hilfe an Österreich im Konflikt mit den Eidgenossen. Basel war zwar nicht direkt Partei, aber seit 1441 mit Bern und Solothurn verbündet und fühlte sich bedroht. Als sich die Armagnaken Basel näherten, bereitete sich der Rat hektisch auf eine Belagerung vor. Er kaufte Schusswaffen und Munition, liess zusätzliche Schiessscharten in die Mauer brechen und das Gebiet vor den Stadt- mauern freiräumen.⁸⁹ Vor allem aber regelte er die Aufnahme der Landbevölkerung, die in grosser Zahl in die Stadt geflüchtet war. Diese Leute nahm man nur auf, wenn sie genügend Getreide mitbrachten und bereit waren, sich an der Verteidi- gung der Stadt zu beteiligen. Im Gegenzug konnten sie das Bürgerrecht erwerben. Auch wenn eine Umfrage in der Stadt zeigte, dass die Flüchtlinge mehr Getreide lagerten als die Basler:innen, so waren sie nicht nur gern gesehen. Der wohlhabende

116 Fussangeln, gefunden in der Birs bei St. Jakob, 15. Jahrhundert. — Vermutlich wurden diese Fussangeln anlässlich der bedrohlichen Präsenz der Armagnaken gestreut. 1444/45 verzeichnete die Jahresrechnung Ausgaben von 76 Pfund und 4 Schilling für «fueszisen» (Harms 1909, Bd. 2, S. 232. Vgl. Idiotikon, Bd. 1, Sp. 541).



Basler Bäcker Hans Brüglinger etwa warf ihnen fehlende Loyalität vor und goutierte ihre Kritik an der Befestigung gar nicht.⁹⁰

Die Stadtbefestigung wurde schliesslich gar nicht auf die Probe gestellt, denn Basel hielt sich aus der Schlacht zwischen den Armagnaken und einer eidgenössischen Truppe vor den Toren der Stadt heraus; ein Aufgebot der Stadt kehrte wieder um, weil es die Aussichtslosigkeit eines Entlastungsangriffs erkannte.⁹¹ Die Schlacht endete mit der Vernichtung der eidgenössischen Truppen beim Sichenhaus St. Jakob an der Birs. Anschliessend fanden Friedensverhandlungen statt zwischen dem französischen Thronfolger, der die Armagnaken anführte, den Eidgenossen und Basel, die schliesslich zum Frieden von Ensheim und zum Abzug der Armagnaken führten. Was genau Frankreich geplant hatte, lässt sich nicht rekonstruieren. Auf jeden Fall erfüllte sich der Wunsch des habsburgfreundlichen Adels in der Region nicht, dass die Armagnaken für sie Basel erobern und entscheidend schwächen würden. Basel erkannte, dass es in grösseren Kriegen nicht alleine bestehen konnte, was sich in den Burgunderkriegen bestätigen sollte und massgeblich dazu beitrug, dass Basel 1501 der Eidgenossenschaft beitrug.

Der Bedrohung durch die Armagnaken fiel in eine ausgedehnte Auseinandersetzung Basels mit dem umliegenden österreichischen Adel in Form eines typischen Kleinkrieges ohne offene Feldschlacht, den Adelskrieg.⁹² Streitgegenstand waren Zollrechte, die Gewährung des Geleits sowie Gerichtszuständigkeiten – und vor allem die Tatsache, dass Basler Gerichte Personen aus den habsburgischen Gebieten zitierten. Die Eskalation des Konflikts, der schon 1443 begonnen hatte, erklärt sich wohl durch die heftige Ablehnung der habsburgischen Parteigänger (in der Stadt und ausserhalb), weil die Armagnaken vom Habsburger Friedrich III. gerufen worden waren.



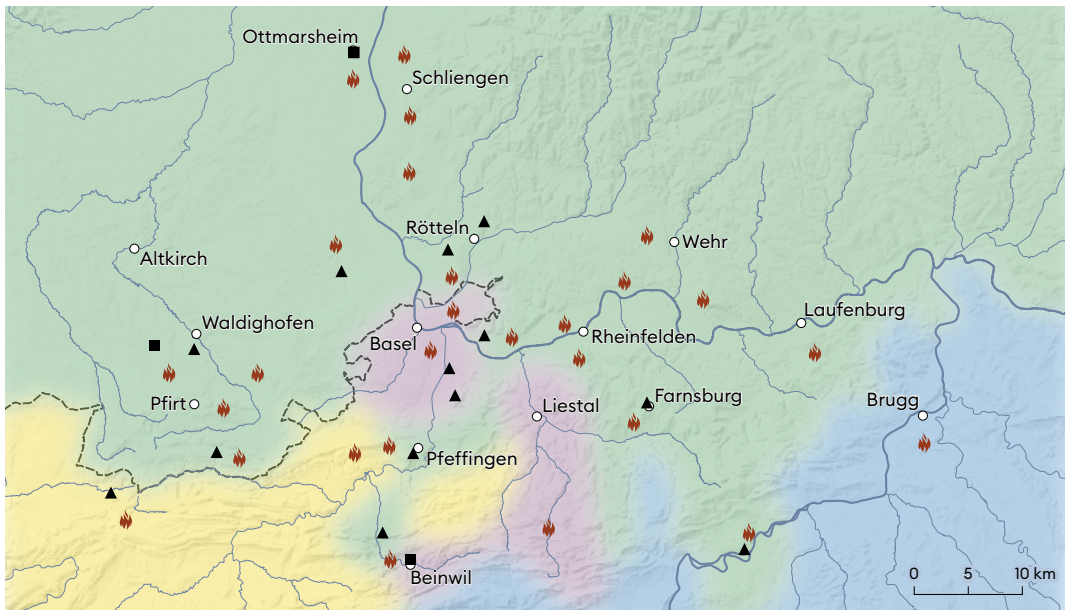
117 Ruine im St. Johannis-Park. — Der Blick geht von der Stadtmauer zum Rhein, im Vordergrund das wohl 1273 niedergebrannte Haus vor der Äusseren Stadtmauer. Die Bedeutung der Stadtmauern vor allem in fehdeartigen Kriegen – einer ernsthaften Belagerung hätten die Basler Stadtmauern wohl nicht standgehalten – zeigt sich an der Situation der Vorstädte. Vor dem Bau der äusseren Stadtmauer waren

die Vorstädte Angriffen fast schutzlos ausgesetzt. Deshalb entstanden ab den 1370er-Jahren auch erste einfache Vorstadtbefestigungen. Rudolf von Habsburg überfiel 1253 das Kloster Maria Magdalena in der Steinvorstadt und 1273 die St. Johannis-Vorstadt. Davon zeugt die kleine Hausruine mit Fundmaterial aus dem fraglichen Zeitraum (Pertz 1861, S. 195. Aebi; d'Aujourd'hui; Etter 1991).

Mit hoher Intensität führten die Basler Raub- und Plünderungszüge durch. Im August 1445 etwa unternahmen die Basler einen Plünderungszug im Breisgau, brannten einige Dörfer nieder, forderten Herzog Albrecht von Habsburg erfolglos zur Schlacht heraus und zerstörten auf dem Heimweg die Burg Adalbergs von Bärenfels – Burgen waren beliebte und lohnenswerte Ziele von Kriegen.⁹³ Vom Feldzug kamen die Basler «also mit wolgemuotem hertzen heim» – die Beschreibung erweckt den Eindruck einer Volksbelustigung.⁹⁴ Parallel zu den Kriegszügen liefen Verhandlungen unter der Vermittlung des Basler Bischofs, die 1449 endlich von Erfolg gekrönt waren. Dieser sogenannte Adelskrieg war kein Krieg zwischen Habsburg und Basel und schon gar kein grundsätzlicher Antagonismus. Die habsburgische Herrschaft war kaum involviert, der Krieg eher auf das eigenmächtige Handeln der Adligen zurückzuführen, die mit dem Friedensvertrag zugunsten der habsburgischen Landesherrschaft zurückgebunden wurden – was durchaus in Basels Interesse war.

Die Burgunderkriege waren die grösste militärische Auseinandersetzung mit Basler Beteiligung. Als sich im Konflikt zwischen der Niederen Vereinigung und dem Herzogtum Burgund ein Krieg abzeichnete, stiegen in Basel nicht nur die

Herrschaftsverhältnisse und Orte bewaffneter Auseinandersetzungen im Adelskrieg



118 Der Adelskrieg von 1443 bis 1449 bestand aus vielen Scharmützeln, Plünderungen und Kämpfen um Burgen im ganzen Umland von Basel (Darstellung nach Schib Stirnimann 1994, S. 65).

- Hoheits- und Einflussgebiete der Stadt Basel
- Eidgenössisch-bernisch-solothurnisches Territorium
- Herrschafts- und Einflussgebiete Österreichs
- Neutrale Gebiete (vorwiegend baslerisch-bischöfliches Territorium)
- Burg
- Kloster
- Kämpfe und Plünderungen

Ausgaben für die Diplomatie, sondern der Rat besorgte ab 1473 auch Geld für die Kriegsvorbereitungen und verschuldete sich unter anderem beim Domkapitel sowie in Mailand.⁹⁵ Basel war hinter Bern eine treibende Kraft in der Feindseligkeit gegen Karl den Kühnen, der schliesslich in drei Schlachten vernichtend geschlagen wurde. In Grandson (1476) erzielten die siegreichen Eidgenossen eine gewaltige Beute, in Murten (1476) zerschlugen sie sein Söldnerheer und in Nancy (1477) fand Karl den Tod. Die politischen Profiteure der Zerschlagung des Herzogtums waren weder die Eidgenossen noch Basel, sondern der französische König und das Haus Habsburg. Die siegreichen Schlachten markierten aber den Aufstieg der Eidgenossen zur Militärmacht, deren Soldaten nun in ganz Europa begehrte waren.⁹⁶



119 Aquarell des (englischen) Hosenbandordens von Karl dem Kühnen, vor 1505. — Das Aquarell wurde zu Verkaufs- und Werbezwecken in Originalgrösse angefertigt. 1505 verkaufte der Basler Rat den Hosen-

bandorden und andere persönliche Schmuckstücke für 40 200 Gulden an den Augsburger Kaufmann Jakob Fugger den Reichen und seine Brüder – über Mittelsleute, um die Miteidgenossen nicht zu verärgern.

Die Burgunderkriege blieben in Erinnerung dank der Beute von Grandson, die weit über das hinausging, was gewöhnlich auf dem Schlachtfeld zu erbeuten war: Waffen und Ausrüstung, Geld und allenfalls Pferde. Im gut ausgestatteten Feldlager der Burgunder fanden die Eidgenossen und ihre Verbündeten kostbare Gewänder, Schmuck und Kleinode. Dem Ausmass der Beute standen Bestrebungen gegenüber, ihre Verteilung zu kontrollieren, indem die Stadtschreiber Beutelisten verfassten und dabei den Wert des Erbeuteten schätzten. In Basel reichten die Zünfte ihre Beutelisten ein und der Stadtschreiber prüfte sie – nicht immer zu seiner Zufriedenheit; den Zettel der Schneider hielt er für «gouckel werck», also Betrug.⁹⁷ Nach der Rückkehr von der Obrigkeit befragte Soldaten gaben an, keine oder nur geringe Beute gemacht oder sie gleich weiterverkauft zu haben. Einer berichtete gar, das erbeutete Geld sei ihm in den Rhein gefallen. Während besonders auffällige, wertvolle oder auch symbolisch bedeutsame Beutestücke eher in die gemeinsame Beute kamen, erfassten die Bemühungen der Obrigkeit wohl einen grossen Teil der Beute nicht. Das galt besonders für die freiwilligen Soldaten, die nicht von der Verteilung der Beute (oder des Verkaufsertrags) auf die Zünfte profitierten.⁹⁸

Für Soldaten, egal ob von der Stadt aufgeboden oder als Söldner engagiert, war Beute ein wichtiger Teil des Einkommens. Erbeutete Verpflegung und Bewaffnung wurden direkt in den Krieg reinvestiert. Was Söldner nicht für sich brauchen oder gut transportieren konnten, versuchten sie schnell weiterzuverkaufen. Pferde



120 Geschützrohre aus der Burgunderbeute. — Oben ein älteres, geschmiedetes Modell, unten ein aus Bronze gegossenes Modell auf der Höhe des technischen Standes der Zeit.

etwa wechselten oft unter dem Preis die Hand, denn während des Feldzugs waren ihre Pflege und Versorgung aufwendig.⁹⁹ Ein grosser Teil der Kriegsbeute wurde deshalb noch auf dem Feld oder kurz nach der Schlacht zu Geld gemacht. Nach der Schlacht von St. Jakob an der Birs 1444 entstand ein Beutemarkt vor der Burg von Pfeffingen.¹⁰⁰ Dort kauften professionelle Händlerinnen und Händler – oftmals auch Frauen aus dem Tross – sowie die militärischen Anführer Beutestücke. Letztere konnten so mehr nach Hause bringen (lassen), als sie erbeutet hatten. Überhaupt waren die Beutemärkte Situationen von vielseitigen Wertflüssen, denn das Verflüssigen von Beute war oft auch ein günstiger Moment zum Begleichen von Schulden. Dagegen war es für die Obrigkeit von besonderer Bedeutung, erbeutete Trophäen vorweisen zu können; Fahnen und Feldzeichen wurden öffentlich präsentiert. Auch die Basler versuchten, besondere Beutestücke wie Karls Hosenbandorden zu Geld machen.¹⁰¹ Kriege waren deshalb nie nur politische, sondern ausgesprochen wirtschaftliche Ereignisse. Zum einen verschlang die Kriegsführung enorme Ressourcen, zum anderen brachten Beutezüge Güter und Geld in Umlauf.

Akteure

Bei einem drohenden Angriff, aber auch für Basler Feld- und Raubzüge versammelte der Rat das städtische Aufgebot – oder Teile davon.¹⁰² Stadtbürger wurden zunftweise aufgeboden, die einzige Entschädigung bestand aus möglicher Beute. Die Zünfte sorgten auch für die Bewaffnung. 1443 etwa kaufte die Weinleutezunft in Frankfurt für über hundert Gulden komplette Panzerungen für zwanzig Soldaten.¹⁰³ Zunftmitglieder, die nicht selbst aufbrechen wollten, konnten Söldner als Ersatz stellen, die sie selbst bezahlten. Das Zunftaufgebot wurde ergänzt durch von der



121 Trinkender Soldat, Hohenfirschenhof (Rittergasse 19), 1509. — 1509 liess die Besitzerin die Schatzkammer des Hohenfirschenhofs mit Wandmalereien versehen. Sie zeigen im Halbbild vier lebensgrosse Soldaten oder Söldner in eidgenössischer Kleidung. Nur einer kämpft, der hier gezeigte entspannt sich in einer zeittypischen Trinkgeste. Die Allgegenwart kriegerischer Auseinandersetzungen um 1500 schlug sich in der Kunst nieder – mit durchaus verherrlichenden Aspekten.

Stadt gedungene Söldner sowie Hintersassen, denen man die Erteilung des Bürgerrechts in Aussicht stellte. Schliesslich konnten je nach Aussicht auf Beute weitere Freiwillige mitziehen. Auf die Ressourcen der Stadtbewohner war die Basler Kriegsführung nicht zuletzt für den Transport angewiesen – auf dem Rückweg auch für allfällige Beute. Zu diesem Zweck mussten die Basler Pferde und Fuhrwerke stellen. Die Entschädigungen für im Kriegsdienst verendete Pferde stellten eine regelmässige und teure Ausgabe dar; ein Pferd konnte zwanzig bis vierzig Gulden kosten. Auch wer aus dem städtischen Aufgebot zu Schaden kam, konnte mit Schmerzensgeld oder Übernahme der Kosten für die Pflege beim Bader rechnen. Ein Zimmergeselle, dem 1425 vor Héricourt die Hand abgeschossen worden war, erhielt ein Pfund – eine im Vergleich zum Ersatz von Pferden sehr geringe Summe.¹⁰⁴

Gerade für Kriegseinsätze in grösserer Distanz von Basel, oftmals gemeinsam mit Bündnispartnern unternommen, kamen Söldner zum Einsatz, deren Anführer sich aus dem regionalen Niederadel rekrutierten. 1427 etwa engagierte Basel den Habsburger Lehensmann Burkhard von Mansfeld und seine Soldaten zum wiederholten Mal, diesmal für einen Einsatz zugunsten von Strassburg. Der



↑ 122 Wappen des Hüglin von Schöneegg. |

→ 123 Statue des Hüglin von Schöneegg, um 1360. —

Obwohl in Italien engagiert, behielt der Soldunternehmer Hüglin weiterhin eine enge Verbindung zu seiner Heimat bei, insbesondere als Wohltäter der Leonhardskirche. Er liess die Katharinenkapelle sanieren, die durch das Erdbeben Schaden genommen hatte. Nachdem er Reliquien des heiligen Theobald nach Basel vermittelt hatte, wurde die Kapelle umgewidmet. Seine Statue steht heute noch dort.



Vertrag regelte nebst der Verpflichtung, die Feinde «an libe und gute ze schedigende und ane ze griffende», die Bezahlung von einem Gulden pro Tag und drei Berittenen und hielt fest, dass mit dieser Summe sämtliche Risiken abgedeckt waren ausser dem Ersatz von Pferden und Rüstung.¹⁰⁵ Soldaten mussten zu jeder Zeit damit rechnen, nach einer Gefangennahme zu Geld gemacht zu werden; in der Regel musste man sich selbst schätzen, um das Lösegeld festzulegen. Der Soldvertrag sah eine Soldfortzahlung für gefangene Söldner vor – das Lösegeld hingegen ging zulasten des Söldners.¹⁰⁶ Wenn die Söldner selbst Gefangene machten, so mussten sie diese der Stadt abliefern, deren Habe aber durften sie behalten. Die Kosten für die Söldner wurden in den Wochenausgabenbüchern separat aufgelistet, was für ein besonderes Interesse des Rats an diesen Ausgaben spricht.¹⁰⁷

Angeführt wurden die städtischen Truppen, Aufgebot und Söldner gleichermaßen, von Hauptleuten, die aus den Kreisen der Aristokratie stammten. Bei den fünfzig Reitern, die 1420 zur Unterstützung des Reichs in den Hussitenkrieg zogen, war es der Ratsherr und Ritter Burkhard zu Rhein; im gleichen Jahr im Feldzug zur Unterstützung von Strassburg, der von der Partnerstadt finanziert wurde, Ritter



124 Ton-Bodenplatte mit Turnierritter, 14. Jahrhundert. — Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts demonstrierte die Basler Aristokratie ihre Kampffähigkeit an Turnieren. Im Zentrum standen Kampfspiele wie der Tjost – ein Zweikampf im Lanzenstechen – und die Turnei, eine Art Massenschlägerei zu Pferd. Das ritualisierte Kampfspiel war brutal und gelegentlich tödlich. 1315 starb ein Ritter nach dem Lanzenstechen, und einstürzende Tribünen sorgten für zahlreiche Verletzte (Meyer 2000, S. 21f.). 1428 focht Ritter Heinrich von Ramstein gegen den hochrangigen spanischen Adligen Juan de Merlo einen Turnierkampf mit mehreren ritualisierten Waffengängen aus und unterlag nur knapp – der Kampf floss in den Don-Quichotte-Roman ein (Fouquet 2019, S. 64. Meyer-Hofmann 1970, S. 30f.).

Konrad von Eptingen.¹⁰⁸ Somit waren breite Kreise der (männlichen) Stadtbevölkerung am Kriegswesen beteiligt, ob als Anführer, Aufgebotener oder Söldner.

In den Kriegszügen nach 1500 vermischen sich zunehmend städtische Feldzüge, Solddienst für fremde Fürsten und kaum kontrollierte Auszüge unter Soldunternehmern. Das gleiche Personal, das mit der Stadt auszog, war auch auf Kriegszügen unterwegs, die sich der obrigkeitlichen Kontrolle entzogen. Es fühlte sich eher zeitgenössischen Vorstellungen von Kriegführung und Kriegerethre verpflichtet als obrigkeitlicher Lenkung; entsprechend waren solche Truppen schwierig zu führen und zu disziplinieren. Sie konnten im Kriegsverlauf eine unkontrollierbare Eigendynamik entwickeln, sei es beim Plündern und Brandschatzen, sei es beim Entscheid zur Schlacht. Das beste Beispiel dafür ist die Schlacht von St. Jakob an der Birs, wo die Verteidigung der Kriegerethre die eidgenössischen Soldaten ins Verderben laufen liess.¹⁰⁹

Zur zentralen Figur im Kriegswesen entwickelte sich der Soldunternehmer, dessen Rolle zwischen militärischer Dienstleistung und eigener Kriegführung oszillierte. Ein früher Basler Söldnerführer war Hüglin von Schöneegg [122|123], der sich Mitte des 14. Jahrhunderts in Italien engagieren liess, wie viele andere deutsche Söldner auch.¹¹⁰ Hüglin war vermutlich der Sohn eines Malers und verliess in jungen Jahren Basel. Er machte als Söldnerführer eine Karriere vom Mitglied der Palastgarde in Avignon (1354) bis zum Ritter und Marschall im Kirchenstaat (1376). Eine Rückkehr nach Basel lässt sich nicht nachweisen.



125 Urs Graf, «Schlachtfeld», 1521. — Der Solothurner Goldschmied Urs Graf liess sich 1509 in Basel nieder. Dank Ämtern und dem Einkommen aus dem Solddienst erlangte er Wohlstand, kam zugleich jedoch wegen seines Hangs zur Gewalt immer wieder mit dem Gesetz in Konflikt. Eine ähnliche Gegensätzlichkeit findet sich in seinen Federzeichnungen in der

Darstellung von Söldnern und den Mailänder Kriegen, an denen er zwischen 1510 und 1521 teilnahm. Dem stolzen Imponiergehabe der Söldnerporträts stehen die Schrecken des Krieges gegenüber; besonders sticht die Federzeichnung «Schlachtfeld» heraus, die vermutlich das Gemetzel der Schlacht von Marignano 1515 darstellt.

Hügli von Schöneggs steiler Aufstieg trotz seiner Herkunft als Handwerker nimmt die Karrieren der eidgenössischen Soldunternehmer des 15. und 16. Jahrhunderts vorweg, auch hinsichtlich des dabei erworbenen Reichtums. Anders als in der Zeit Hüglins versuchten nun die Obrigkeiten, das Geschäft unter ihre Kontrolle zu bringen, indem sie Aufbrüche in den Solddienst ihrer Bewilligung unterstellten – was wiederum dazu führte, dass die Fürsten mittels Verträgen und längerfristiger Allianzen versuchten, exklusiven Zugriff auf die eidgenössischen Söldner zu erhalten. Das wichtigste Mittel waren regelmässige Zahlungen, sogenannte Pensionen, die entweder an die Obrigkeit selbst oder an eine einflussreiche Persönlichkeit bezahlt wurden. Vor allem die als «geheim» bezeichneten Pensionen an Individuen waren in der Eidgenossenschaft um 1500 stark umstritten. Der



← 126 Turnierkrönlein, 14. Jahrhundert. |

→ 127 Tophelm, 14. Jahrhundert. —

Beide Fundstücke wurden beim Erdbeben 1356 auf Burgen im Basler Umland verschüttet. Das Turnierkrönlein verhinderte beim Lanzenstechen Verletzungen. Der Tophelm, auf dem ein solches Krönlein Spuren hinterlassen hatte, bot zusätzlichen Schutz. Mit steigender Bedeutung der Feuerwaffen und wachsenden Heeren wuchs allmählich die Diskrepanz zwischen dem Krieg auf den Schlachtfeldern und den Turnieren, in denen Zweikämpfe immer stärker ritualisiert und damit inszeniert wurden.

Solddienst war eine wichtige Einnahmequelle städtischer Politik geworden, als Basel der Eidgenossenschaft beitrug und sich in ein bestehendes System einklinkte.¹¹¹

Seine Einsätze als Söldnerführer und Pensionszahlungen ermöglichten dem Wechsler und späteren Bürgermeister Jakob Meyer zum Hasen eine schillernde Karriere. Zunächst französischer Parteigänger, wurde er später zum Bezüger mailändischer Pensionen, führte aber auch für Kaiser und Papst Truppen ins Feld. Sein Versuch, im Rat das Verbot privater Pensionen zu umgehen, scheiterte 1512 angesichts der Pensionenunruhen in der ganzen Eidgenossenschaft. Als sich die Lage beruhigt hatte, erhielt er aber stillschweigend seinen Anteil an den mailändischen Pensionszahlungen. Die politischen Debatten zum Umgang mit Pensionen waren begleitet von heftiger Polemik und mannigfachen Klagen wegen ehrverletzender Aussagen gegen die Pensionennehmer. 1521 erklärte Meyer die Annahme von Privatpensionen für legal, was prompt zu Strassenkämpfen zwischen französischen und kaiserlichen Parteigängern in Basel führte. Schliesslich schloss ihn der Rat mit fünf weiteren Pensionenempfängern aus, weil er private Pensionen empfangen und weiterverteilt hatte – Letzteres war ein wichtiges Mittel, um in der Stadt an Einfluss zu gewinnen. Anders als etwa Hans Waldmann, dessen Karriere in Zürich ähnlich verlaufen war, oder Pensionenempfänger in Bern und Luzern 1513 wurde Jakob Meyer nicht hingerichtet, sondern nur seine politische Karriere beendet. Entgegen der älteren Forschung war dieses Ereignis kein «Pensionensturm», der die Haltung zu Pensionen grundsätzlich änderte, sondern eher eine Umverteilung der Macht innerhalb der führenden Basler Schichten. Private Pensionen waren von nun an verboten, für den städtischen Haushalt blieben die Pensionen aber eine wichtige Einnahmequelle (vgl. Stadt.Geschichte.Basel, Bd. 4, S. 26–28, 189).¹¹²

Der goldene Baselstab

Der Staatsarchivar und Stadthistoriker Rudolf Wackernagel beschrieb im Basel des frühen 16. Jahrhunderts einen «Zug der Grösse».¹¹³ Die Stadt befand sich im Aufbau eines Untertanengebiets und beteiligte sich nach der Zuwendung zur Eidgenossenschaft an der Kriegspolitik in Italien. Das vom Rat gestiftete Fenster im Chor der Kirche St. Leonhard steht exemplarisch fürs neue Basler Selbstbewusstsein. Nach der für die Eidgenossen siegreichen Schlacht von Pavia 1512 erteilte Papst Julius II. das Privileg, den Baselstab im Wappen in Gold zu führen. Prächtig umgesetzt hat dies Anton Glaser im Jahr 1519, also noch vor der Absetzung des Bischofs als Stadtherr. In einer Kirche liess der Rat seine Grösse mit dem Symbol des Bischofs darstellen! Nach der Reformation wurde der Baselstab zwar wieder schwarz – aber als Wappen der Stadt ganz selbstverständlich beibehalten.

128 Anton Glaser,
«Goldener Baselstab», 1519.



- 1 Sieber-Lehmann 2003.
- 2 Davies 2011.
- 3 Ritscher 1999.
- 4 Bühler 2004, S. 363–367.
- 5 Möncke 1971, S. 25, 45–86. Sieber-Lehmann 2002, S. 46. Wackernagel 1907–1924, Bd. 1, S. 47, 339.
- 6 Möncke 1971, S. 222 f., 232–241. Schib Stirnimann 1994, S. 60.
- 7 Sieber-Lehmann 2020.
- 8 Marquardt 2004, S. 64. Moraw 1995, S. 67–70.
- 9 Degler-Spengler 1974.
- 10 Maissen 2000, S. 28.
- 11 Sieber-Lehmann 2020, S. 27. Degler-Spengler 1974, S. 247 f.
- 12 Speck 2005, S. 342. Kundert 1979. Fürderer 2018, S. 164. Fuhrmann; Weissen 1997, S. 164.
- 13 Meyer 2000, S. 24–27.
- 14 Ritscher 1999.
- 15 Rebetez 2001, S. 206.
- 16 Gilomen-Schenkel 2008, S. 130, 134 f.
- 17 Heusler 1860, S. 290 f.
- 18 Schmitt 2008, S. 305.
- 19 Scott 1997, S. 36.
- 20 Hartmann u. a. 1951, S. 25.
- 21 Huber 1905, S. 128.
- 22 Scott 1997, S. 84 f.
- 23 Wackernagel 1907–1924, Bd. 1, S. 265, 327. Hardy 2014, S. 101. Fürderer 2012, S. 81.
- 24 Hardy 2014, S. 107 f.
- 25 Hardy 2014, S. 95.
- 26 Sieber-Lehmann 2001. Stintzi 1966. Kammerer; Richard; Sieber-Lehmann 2015.
- 27 Fahrner 2007, S. 622 f. Fürderer 2012, S. 76 f.
- 28 Fahrner 2007, S. 637. Kammerer 2001, S. 319.
- 29 Wackernagel 1907–1924, Bd. 1, S. 258–260. Zum Konflikt mit Bern Schönenberger 1927, S. 89 f.
- 30 Wackernagel 1907–1924, Bd. 1, S. 328. Meyer 1951, S. 10–12.
- 31 Meyer 1994, S. 49–52.
- 32 HLS, Art. «Niedere Vereinigung».
- 33 HLS, Art. «Stanser Verkommenis».
- 34 Sieber-Lehmann 2012, S. 27. Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1, S. 219.
- 35 Kaiser 2002. Sieber-Lehmann 2000. Bezler; Sieber-Lehmann 2001.
- 36 Brady 1985.
- 37 Sieber-Lehmann 1998, S. 280.
- 38 Körner 1980.
- 39 Kaiser 2002, S. 24.
- 40 Sieber-Lehmann 1998, S. 281. Wilhelmi; Sieber-Lehmann 1998.
- 41 Sieber-Lehmann 1998, S. 283, 293. Burghartz 2017, S. 8.
- 42 Wackernagel 1907–1924, Bd. 3, S. 3.
- 43 Schmid 2020, S. 7. Moraw 1995, S. 6.
- 44 Vgl. Jucker 2007.
- 45 Morerod 2020.
- 46 Moraw 1995, S. 10 f.
- 47 Jörg 2005, S. 80. Fürderer 2007, S. 128.
- 48 BUB, Bd. 4, Nr. 59.
- 49 Hardy 2014, S. 106 f.
- 50 BUB, Bd. 8, Nr. 326.
- 51 HLS, Art. «Ewige Richtung».
- 52 Moraw 1995, S. 9–13, 20.
- 53 Schmid 2020, S. 9. Hardy 2014, S. 112. Moraw 1995, S. 7.
- 54 Fürderer 2007, S. 134.
- 55 Hardy 2014, S. 110.
- 56 Trouillat 1852–1867, Bd. 4, Nr. 125.
- 57 BUB, Bd. 8, Nr. 277 und 279, Zitat S. 209. Christ 1998.
- 58 HLS, Art. «Ewige Richtung».
- 59 BUB, Bd. 8, Nr. 239 und 291. Hardy 2014, S. 118, 125 f.
- 60 Fuhrmann; Weissen 1997, S. 163.
- 61 Liening 2019, S. 12. Jucker 2004, S. 79.
- 62 Grolimund 2000, S. 149.
- 63 Christ 1996.
- 64 Ebd., S. 46. Hübner 2012, S. 184.
- 65 Fürderer 2007, S. 115–117, 121–126.
- 66 Grolimund 2000, S. 152–158. Hübner 2012, S. 21.
- 67 Hübner 2012, S. 5. Jucker 2007, S. 199, 203. Walter 2012, S. 242.
- 68 Hübner 2012, S. 191. Walter 2012, S. 183, 284–292.
- 69 Hübner 2012, S. 21, 43, 77, 149. Walter 2012, S. 280. Jörg 2005, S. 81.
- 70 Jörg 2005. Walter 2012, S. 301.
- 71 Hübner 2012, S. 173. Hübner 2016, S. 287.
- 72 Walter 2012, S. 115.
- 73 Fürderer 2007, S. 131–133.
- 74 Walter 2012, Kap. 6.
- 75 Walter 2016, S. 306. Siehe auch Schmitt 2008, S. 300.
- 76 BChr, Bd. 5, S. 225.
- 77 BChr, Bd. 5, S. 234.
- 78 Groebner 2000, S. 89, 104–110. Hübner 2012, S. 113, 153–155.
- 79 Groebner 2000, S. 41.
- 80 Ebd., S. 53–59, 62, 68, 74.
- 81 Trouillat, Bd. 3, Nr. 223.
- 82 Groebner 1999, S. 452–454. Groebner 2000, S. 129 f.
- 83 Kintzinger 2020.
- 84 Roth 1992.
- 85 Kleinjung 2020.
- 86 Hartmann u. a. 1951, S. 28. Bernoulli 1921, S. 106.
- 87 Idiotikon, Bd. 1, Sp. 1661.
- 88 HLS, Art. «Fehde». Marolf 2006, S. 21–30.
- 89 Meyer 1994, S. 31. Harms 1909, Bd. 2, S. 232.
- 90 BChr, Bd. 4, S. 183. Simon-Muscheid 2000, S. 64 f., 71 f.
- 91 Meyer 1994, S. 39.
- 92 Schib Stirnimann 1994.
- 93 Metz 2013, S. 436.
- 94 BChr, Bd. 4, S. 192. Schib Stirnimann 1994, S. 76.
- 95 Walter 2012, S. 118 (vgl. S. 229).
- 96 HLS, Art. «Burgunderkriege».
- 97 Jucker 2013, S. 236 f.
- 98 Bernoulli 1921, S. 115 f. Zur Beuteteilung im Adelskrieg nach 1444 BChr, Bd. 4, S. 185, 190.
- 99 Jucker 2013, S. 180 und 231.
- 100 Meyer 1994, S. 43.
- 101 Jucker 2013, S. 260, 298–300; Jucker 2011.
- 102 Bernoulli 1921.
- 103 StABS, Zunftarchive, Weinleuten 3.
- 104 Bernoulli 1921, S. 111; Harms 1909, Bd. 2, S. 168.
- 105 BUB, Bd. 6, Nr. 185 und 233. Vgl. auch UB 8, Nr. 141 (1460). HLS, Art. «Mansfeld, Burkhard».
- 106 BUB, Bd. 6, Nr. 233.
- 107 Z. B. StABS, Finanz GI, S. 458–464.
- 108 Burckhardt-Finsler 1884, S. 269. BUB, Bd. 6, Nr. 196.
- 109 Meyer 1994, S. 54.
- 110 Selzer 2001. Gessler 1923.
- 111 HLS, Art. «Fremde Dienste». Körner 1997.
- 112 Groebner 1999, S. 459–463. Groebner 2000, S. 155–158. Groebner 2004.
- 113 Wackernagel 1907–1924, Bd. 3, S. 96.

Fazit: Das Schillern der Stadt

Lucas Burkart

Der historische Wandel Basels zwischen 1250 und 1530 scheint augenfällig. Er zeigt sich als Entwicklung einer Bischofsstadt im Heiligen Römischen Reich hin zu einem territorial zwar kleinen, aber wirtschaftlich bedeutenden Stadtstaat am Oberrhein und Mitglied der Eidgenossenschaft. Doch dieser Blick bleibt oberflächlich und die Geschichte eindimensional. Denn wer genauer hinschaut, erkennt viele, auch widerläufige Entwicklungen einer Stadt im Wachstum – demografisch, wirtschaftlich, territorial und kulturell – und zugleich eines Gemeinwesens in vielfältigen Krisen und im Bemühen um deren Bewältigung. Eine lineare oder gar zwangsläufige Entwicklung lässt sich in dieser Dynamik höchstens im Rückblick behaupten. Zu oft wären ganz andere Entwicklungen denkbar gewesen, zu selektiv erscheinen die Aspekte, die für eine zielgerichtete Geschichte und ihren linearen Verlauf als ursächlich gelten. Zudem bleiben die von Historiker:innen geschaffenen Geschichtsbilder selbst wandelbar oder geraten gar in Vergessenheit. Ein treffendes Beispiel hierfür ist etwa die Nähe Basels zum Elsass. Obwohl die Verflechtungen und Beziehungen bis heute eng und vielfältig sind, hat sich die Stellung dieses nördlich vor den Toren der Stadt gelegenen Umlands im Geschichtsbild grundlegend gewandelt. Als zentrale Versorgungsregion war das Elsass über Jahrhunderte selbstverständlicher Teil der Stadt, während es im heutigen Imaginaire spürbar an den Rand oder gar darüber hinaus, hinter die Landesgrenze, gerückt ist.

Mit dem Titel ›Stadt in Verhandlung‹ schlägt der vorliegende Band vor, die historische Dynamik zu fassen, in der sich unterschiedliche soziale Gruppen, divergierende Interessen, vielfältige Beziehungen und Verflechtung innerhalb wie ausserhalb der Stadt zeigen. Im Blick der Zeitgenossen auf die Welt und die Geschichte sowie die Stellung Basels darin lässt sich diese Dynamik ebenfalls ausmachen. Hier sollen deshalb, im Sinne eines Fazits, historische Vorstellungen von Basel als Stadt beleuchtet werden. Denn eine Geschichtsschreibung, die ein systematisches Interesse an Basel aufweist, ist überhaupt erst im 13. Jahrhundert entstanden.

Im Gegensatz zu anderen Städten am Oberrhein und in der Eidgenossenschaft entwickelte sich im spätmittelalterlichen Basel keine vom Rat in Auftrag gegebene Geschichtsschreibung. Umso reicher ist die Überlieferung jedoch an individuellen Zeugnissen, deren Blick auf Basel facettenreicher ist als eine amtliche

Historiografie. Ein höfisches Lobgedicht gehört ebenso dazu wie die Chroniken bischöflicher Dienstleute und von Klerikern, aber auch das nach dem Erdbeben 1356 aus städtischen Akten gewonnene «Rote Buch», das Städtelob eines Humanisten, das Tagebuch eines Münsterkaplans oder die Darstellung der Armagnakeneinfälle 1444–1446 aus der Hand eines Bäckermeisters. Historiografiegeschichtlich ist diese Heterogenität der Perspektiven und Darstellungsinteressen charakteristisch für Basel und sollte sich über die Reformation hinaus fortschreiben.¹

Die Überlieferung setzt im 13. Jahrhundert ein. Bereits hier ist sie thematisch breit, auch wenn ihre Anzahl im Vergleich zur späteren Zeit noch gering bleibt. In einem Lobgedicht auf die rheinischen Städte von Konstanz bis Köln (wohl) aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wird Basel ausführlich behandelt.² Mit starken Mauern und festen Türmen gut befestigt, zähle die Stadt mehr als fünfzig Ritter, die nie anders als siegreich zu Frau, Kindern und Gesinde heimkehrten. Das grösste Lob aber habe Basel davon, dass hier Partikel vom Kreuz und vom Blut Christi verwahrt und verehrt würden. Basel erscheint hier als sakrales Zentrum, an dem der lokale Ritteradel ein standesgemässes Leben führte. Hingegen werden der Bischof als Stadtherr und das städtische Gewerbe, welche die politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen hierfür bildeten, mit keinem Wort erwähnt.

Aus dem ausgehenden 13. Jahrhundert hat sich eine andere Sicht auf die Stadt erhalten. Von seiner Warte beschreibt ein namentlich unbekannter Dominikaner Basel als blühende Stadt, die an männlicher und weiblicher Geistlichkeit ebenso zugenommen habe wie an Wissen. Seine Chronik spiegelt jedoch keine exklusiv klerikale Sicht mehr. Vielmehr beleuchtet er die wechselseitig produktive Beziehung zwischen urbaner Lebensform und der Frömmigkeit der beiden grossen Reformorden des 13. Jahrhunderts. In diesem Sinn hält er alles aus seiner Sicht Wissenswerte fest: die Verbesserung der Befestigung, die Verwandlung von Wäldern in fruchtbare Felder, die Verbreitung neuer Tier- und Pflanzenarten sowie die Blüte, welche städtische Kaufleute und Handwerker erlebten. Die damit erzielten Gewinne flossen in Form frommer Stiftungen nicht zuletzt auch an die Bettelorden zurück und trugen damit zu deren anhaltendem Aufstieg bei.

Der historiografische Perspektivenwechsel, der mit dem Colmarer Dominikanerchronisten einsetzt, darf als charakteristisch gelten. Zunächst lässt sich ab etwa 1300 eine dichtere Überlieferung feststellen, die weitgehend aus der Hand von Klerikern kommt. Das Gros historischer Darstellungen entstand dann jedoch in der Zeit nach dem Erdbeben von 1356. Inhaltlich richten sie sich meist auf die Stadt selbst, wo der Aufstieg von Handwerk, Handel und Gewerbe sowie deren wachsende Teilhabe an der städtischen Ratspolitik dargestellt wird. Aussenpolitisch stehen

die Beziehungen zu den die Stadt umgebenden politischen Kräften im Zentrum, mit denen Basel mal befreundet, mal verfeindet, jedoch über die Instabilität politischer Koalitionen hinweg vielfältig verbunden war und blieb.

Ein wiederum anderer, moderner Blick auf die Stadt erfolgte in der Mitte des 15. Jahrhunderts. «Basel soll vor 80 Jahren so gründlich zerstört worden sein, dass keine 100 Häuser diese Katastrophe überdauerten. Das heutige Bild der Stadt bestätigt dies: sie ist wie in einem Zuge erbaut, überall modern...».³ So lauten die ersten Zeilen einer Beschreibung Basels aus dem Jahr 1434, die mit ihrer Unterscheidung verschiedener Quellen ihrerseits modern wirkt. Der Verfasser unterscheidet für seine Darstellung zwischen Informationen und deren (quellen)kritischer Einordnung. Modern mutet auch an, wie sich die Schilderung elegant verbindet mit ästhetischer Wahrnehmung, funktionaler Erörterung und einem zwinkernden Blick auf Basler Traditionen. Kirchen und viele Häuser seien mit bunten, glasierten Ziegeln gedeckt, die im Sonnenschein wunderbar glänzten. Deshalb zeige sich die Stadt am schönsten, wenn man von oben auf sie blicke. Auf den Firsten nisteten unbehelligt Störche, denn die Basler glaubten, wenn man einem Storch ein Junges nehme, bringe er Feuer ins Haus.

Der Eindruck des Modernen ist kein Zufall, stammt das Zitat doch von einem «modernen» Mann, dem humanistisch gebildeten Italiener Enea Silvio Piccolomini, der 1432 zum Konzil nach Basel gekommen war. In seiner Beschreibung verbindet Piccolomini Augenzeugenschaft geschickt mit politischer Patronage; nicht zuletzt widmete er den Text seinem Dienstherrn, auf dessen Gunst er angewiesen war. Damit offenbart die Schilderung das humanistische Paradigma einer Verzahnung von Ästhetik und Politik als Perspektive der eigenen Wahrnehmung. Architekturtypologische Konzepte, die ihm als italienischem Humanisten bekannt waren, leiten den Blick des Konzilssekretärs bei seiner Beschreibung des städtischen Raums, seiner Gebäude und sozialen Funktionen – der Kirchen, der Bürgerhäuser, der Gassen und Plätze. Um Zweckmässigkeit und Ästhetik dieser Anlagen kreisen Beschreibung und Lob.

Die physische Erscheinung der Stadt war ein Mass ihrer Schönheit und gab Kunde vom sozioökonomischen und politischen Zustand des Gemeinwesens. Die «Modernität» dieser Perspektive liess sich mit älteren Traditionen verbinden. Auch Piccolomini begann die Beschreibung der Basler Gebäude mit den Kirchen, den «Tempeln der Heiligen». Auch er erwähnte das fruchtbare Umland, das über seine Versorgungsfunktion hinaus kaum der Rede wert war. Schliesslich behandelte auch er die dominierenden sozialen Gruppierungen der Stadt und hielt eigens die Rechte des Adels fest. Dennoch bleibt sein Blick spürbar derjenige eines Auswärtigen.



Die Innenwahrnehmung, die für die Historiografie noch für Jahrhunderte dominant bleiben sollte, war um 1500 jedoch noch weitgehend anderen Modellen verpflichtet. So zeigt sich im Zeremonienbuch des Kaplans Hieronymus Brillingen von 1517, wie stark die städtische Gemeinschaft um das sakrale Zentrum von Münster und Heiligenkult kreiste sowie auf die von der Geistlichkeit verwahrten Schätze und ihre liturgische Inszenierung hin ausgerichtet war.⁴ Selbst das häufig angespannte Verhältnis zum Bischof unterminierte die Gewissheit dieser Jenseitsorientierung nicht; längst war das Domkapitel, dem auch zahlreiche Mitglieder angesehener Ratsfamilien angehörten, zur städtischen Hüterin des spirituellen Kapitals avanciert. In Prozessionen, die das ganze Jahr hindurch stattfanden und dem liturgischen Kalender folgten, organisierte sich die Stadt als fromme urbane Gemeinschaft, der Laien und Kleriker gleichermassen angehörten.

Die gegenseitige Durchdringung von Stadtgesellschaft, Ratsherrschaft, Klerus und christlicher Jenseitserwartung spiegelt sich beispielhaft in einem Dokument aus der Zeit um 1500. Dieses hält bis ins kleinste Detail fest, wie eine Kerzenspende an die Besucher:innen der Messe zum Fest der Epiphanie (6. Januar, Erscheinung des Herrn) zu erfolgen habe. In Grösse, Gewicht und Machart der Kerzen spiegelt sich der soziale Status und das Prestige von Personen und Amtsträgern. Diese Quellennotiz muss als einseitige Wahrnehmung der bischöflichen Kirche verstanden werden; dennoch zeigt sie zwei Dinge. Erstens bestätigt sich darin, dass die Teilhabe der Stadtgesellschaft an der Seelenheilsökonomie der



129 Conrad Morand (?), Rheinansicht, um 1530. — Die Stadt als Fata Morgana – fern und trotz fehlender Eindeutigkeit zeigt die Darstellung des südlichen Rheinufer zu Beginn des 16. Jahrhunderts bis heute unverkennbar Basel.

Kirche nicht nur der Phantasie klerikaler Autoren entsprang. Zweitens wirft sie ein Schlaglicht auf die ‹feinen Unterschiede› innerhalb der Stadtgesellschaft. Hunderte von Personen erhielten eine Kerze; die grösste von einem Pfund ging an den Bischof, die kleinsten wurden als Schülerkerzen bezeichnet, gingen also an die Studenten der Universität. Zugleich eröffnet das Dokument auch einen Blick auf politische Konkurrenz: ausgerechnet der städtische Rat wird nicht erwähnt. Denn aus Sicht der Bischofskirche ruhte die städtische Herrschaft weiterhin auf dem Dienst, den alle Amtsleute dem Bischof unterschiedslos schuldig waren. So boten Kerzenspende und Kirchgang eine Gelegenheit, diesen Anspruch wirkmächtig in Szene zu setzen. Die alleinige Verfügung über die spirituellen Güter sowie deren Vermittlung in Reliquienkult, Abendmahl und Liturgie erlaubten es der Kirche, die realen Herrschaftsverhältnisse derart offen nicht zu anerkennen.

Diese Quellen zeigen eine Stadt, die weiterhin stark von der Kirche geprägt war. In der damaligen Vorstellung waren die gemeinschaftlichen Aufgaben überhaupt nur so zu meistern. Hob bereits der namentlich unbekannte Dichter zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Reliquien vom Kreuz und Blut Christi als für Basel besonders lobenswert hervor, so vermochte Basel noch am Vorabend der Reformation darauf nicht zu verzichten. Doch erscheint in dessen Lobgedicht die Stadt noch als ritterliche Feste (*castrum*), erweist sie sich in der Notiz zur Kerzenspende unverkennbar als Bürgerstadt (*civitas*). Gerade in der Kontinuität von lokalem Heiligenkult und spätmittelalterlicher Frömmigkeit zeigen sich die Transformationen der Stadt und ihrer Gesellschaft besonders deutlich.

Mit Humanismus und Renaissance etablierten sich schliesslich auch in der bildenden Kunst neue Sichtweisen auf die Stadt. Diese gaben sich als realistische Darstellung aus, ob in Planveduten oder wie hier in naturalistisch wirkender Ansicht. Die sparsam kolorierte Handzeichnung ist dem Basler Conrad Morand zugeschrieben worden und dürfte um 1530 entstanden sein [129]. Von einem über dem Rhein schwebenden Standpunkt aus lenkt der Zeichner den Blick auf die Rheinbrücke, hinter der sich die Bebauung der Grossbasler Rheinhalde perspektivisch verdichtet, überragt von Münster, Augustinerkirche und St. Martin. Links davon kontrastieren stille Rebgrärten mit der steinernen Silhouette Kleinbasels. Rechts zieht sich in die Grossbasler Schauseite über die gesamte St. Johannis-Vorstadt bis zum Thomas-turm. Standort, Perspektive und Format verstärken den Eindruck einer sich weithin erstreckenden, dicht bebauten Stadt mit kühn über dem Wasser aufragenden Häusern. Nur mit scharfem Auge oder Lupe zu erkennen sind die flüchtig angedeuteten Menschen, die an den Rheinzugängen der Stadt friedlich ihren Alltag leben.

Geschichtsschreibung ist selbst stets Teil der Geschichte und kann als trüber Spiegel ihrer eigenen Entstehungszeit gelesen werden. Als eigenständiger Blick auf die Stadt entstand sie in Basel erst im Spätmittelalter. Trägt man sie als historische Vorstellungen von Basel als Stadt zusammen, ergibt sich eine Sammlung schillernder Bilder, die sich jeder Eindeutigkeit verweigern. Je nach Blickweise steht anderes im Zentrum. Eine amtliche Historiografie hat sich zwischen 1250 und 1530 nicht etabliert, sodass für Basel die Vielfalt an Perspektiven und Darstellungsinteressen charakteristisch bleibt. Wie die Geschichte selbst, zeigt auch die Geschichtsschreibung eine ‹Stadt in Verhandlung›, zu deren (Selbst-)Wahrnehmung und Weiterentwicklung sie selbst beiträgt.

Es mag Basel gegenüber anderen Städten auszeichnen, dass in diesem Schillern unterschiedlicher Sichtweisen die Stadt aber dennoch stets überraschend deutlich erkennbar bleibt. Obwohl sich seit damals so gut wie alles verändert hat, fällt es auch nach knapp fünfhundert Jahren nicht schwer, in dieser Zeichnung Basel zu erkennen. Diesen Effekt nicht als Ergebnis eines geradlinigen Verlaufs der Geschichte misszuverstehen, sondern ihn in seiner Bedeutung für die eigene Gegenwart zu verhandeln, bleibt Reiz und Herausforderung im Umgang mit der Geschichte Basels, seiner Gesellschaft und der natürlichen Bedingungen, in die sie eingebettet sind.

Anmerkungen

- 1 Gesammelt sind die Chroniken und Darstellungen zur Geschichte Basels in der Serie Basler Chroniken (BChr). Eine Einordnung in die Schweizer Historiografie geben Feller; Bonjour 1979.
- 2 Meyer-Hofmann 1973.
- 3 Hartmann; Bonjour 1951, S. 25–34. Roeck u. a. 2013.
- 4 Hieronimus 1938, S. 97–320 (Brillinger, Cereemoniale).

Anhang

Abgekürzt zitierte Literatur

- BChr Basler Chroniken, herausgegeben von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, Bde. 1–7, Leipzig 1872–1915.
- BUB Urkundenbuch der Stadt Basel, herausgegeben von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, Bde. 1–9, Basel 1890–1905.
- HLS Historisches Lexikon der Schweiz, herausgegeben von der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Basel 2002–2014. Online: hls-dhs-dss.ch.
- HS Helvetia Sacra, Basel 1972–2007. Online: helvetiasacra.ch.
- Idiotikon Schweizerisches Idiotikon, herausgegeben vom Verein für das Schweizerdeutsche Wörterbuch, Frauenfeld; Basel 1881–2012. Online: idiotikon.ch.
- KDS BS Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Basel 1932–2019. Online: ekds.ch.
- Trouillat Trouillat, Joseph: Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle, 5 Bde., Porrentruy 1852–1867.

Literatur

- Abraham-Thisse, Simonne: Les tissus dans le commerce d'Ulrich Meltinger de Bâle. Premiers éléments d'enquête (1469–1493), in: Mornet, Elisabeth; Morenzoni, F. (Hg.): Milieux naturels, espaces sociaux. Etudes offertes à Robert Delort, Paris 1997, S. 365–377.
- Aebi, Thomas; Aujourd'hui, Rolf d'; Etter, Hansueli: Ausgrabungen in der Alten Stadtgärtnerei, Elsässerstrasse 2a (St. Johannis-Park), in: Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 1989, S. 213–231.
- Albert, Thomas D.: Der gemeine Mann vor dem geistlichen Richter. Kirchliche Rechtsprechung in den Diözesen Basel, Chur und Konstanz vor der Reformation, Stuttgart 1998.
- Alder, Cornelia; Matt, Christoph Philipp: Der mittelalterliche Friedhof der ersten jüdischen Gemeinde in Basel. Ausgrabungen im Kollegiengebäude der Universität, Basel 2010.
- Amerbach, Bonifacius: Die Amerbachkorrespondenz, Bd. 1: Die Briefe aus der Zeit Johann Amerbachs 1481–1513, Basel 1942.
- Ammann, Hektor: Die Bevölkerung von Stadt und Landschaft Basel am Ausgang des Mittelalters, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 50, 1950, S. 25–52.
- Andermann, Kurt: Schlösser ohne Herrschaft? Zur Typologie von Adelssitzen in Südwestdeutschland, in: Pfeifer, Gustav; Andermann, Kurt (Hg.): Ansitz – Freihaus – corte franca. Bauliche und rechtsgeschichtliche Aspekte adliger Wohnens in der Vormoderne, Innsbruck 2013, S. 403–422.
- Anonym: Enderung vnd schmach der bildung Marie von den juden bewissen [...], [Straßburg] 1511.
- Apelbaum, Johannes: Basler Handelsgesellschaften im fünfzehnten Jahrhundert. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Formen, Bern 1915.
- Archäologie Schweiz; Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Archäologie des Mittelalters, Schweizerischer Burgenverein (Hg.): Siedlungsbefunde und Fundkomplexe der Zeit zwischen 800 und 1350. Akten des Kolloquiums zur Mittelalterarchäologie in der Schweiz, Basel 2011.
- Arlinghaus, Franz-Josef: Genossenschaft, Gericht und Kommunikationsstruktur. Zum Zusammenhang von Vergesellschaftung und Kommunikation vor Gericht, in: Arlinghaus, Franz-Josef; Baumgärtner, Ingrid; Colli, Vincenzo u. a. (Hg.): Praxis der Gerichtsbarkeit in europäischen Städten des Spätmittelalters, Frankfurt a. M. 2006, S. 155–186.
- Bauer, Hans: Vom Wechsler zum Bankier. Zur Geschichte des Basler Geld- und Bankwesens. Herausgegeben anlässlich des siebenhundertjährigen Jubiläums E. E. Zunft zu Hausgenossen, Basel 1989.
- Bäumer, Remigius: Die Entscheidung des Basler Konzils über die Unbefleckte Empfängnis Mariens und ihre Nachwirkungen in der Theologie des 15. und 16. Jahrhunderts, in: Helmroth, Johannes; Müller, Heribert (Hg.): Studien zum 15. Jahrhundert. Festschrift für Erich Meuthen, Bd. 1, München 1994, S. 193–206.
- Baur, Kilian: The Trade with Fustian from Germany to Denmark in the Late Middle Ages, in: Huang, Angela Ling; Jahnke, Carsten (Hg.): Textiles and the Medieval Economy. Production, Trade, and Consumption of Textiles, 8th–16th Centuries, Oxford 2015, S. 149–166.
- Beckmann, Gustav; Haller, Johannes; Wackernagel, Rudolf u. a.: Concilium basiliense. Studien und Quellen zur Geschichte des Concils von Basel. 8 Bde., Basel 1896–1936.
- Benkert, Davina: Messbücher und Messrechnungen. Zur Geschichte der Messen bis 1647, in: Rauscher, Peter; Serles, Andrea (Hg.): Wiegen, Zählen, Registrieren. Handelsgeschichtliche Massenquellen und die Erforschung mitteleuropäischer Märkte (13.–18. Jahrhundert), Innsbruck 2015, S. 69–90.
- Bernoulli, August: Die Organisation von Basels Kriegswesen im Mittelalter, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 17, 1918, S. 120–161.
- Bernoulli, August: Basels Kriegführung im Mittelalter, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 19, 1921, S. 106–129.
- Bernoulli, Johannes: Die Kirchgemeinden Basels vor der Reformation, in: Basler Jahrbuch 1894 und 1895, S. 220–243 und S. 99–162.
- Beyer, Andreas: «Besser zeigen ihn seine Bücher». Gelehrte im Porträt – eine Basler Tradition, in: Wallraff, Martin: Gelehrte zwischen Humanismus und Reformation. Kontexte der Universitätsgründung in Basel 1460, Berlin 2011, S. 95–112.
- Bezler, Erwin; Sieber-Lehmann, Claudius: Der Basler Bundesbrief vom 9. Juni 1501. Ewiges Bündnis der Eidgenossenschaft der X Orte mit Basel. Luzern, 9. Juni 1501, Basel 2001.
- Bianchi, Fabio: Die innenpolitischen Wirren in Basel um 1410. Eine Untersuchung zu den Hintergründen und den Folgen, Basel 1996.

- Billo, Sven; Graber, Simon; Lassau, Guido u.a.: Der Petersberg. Ein Viertel im Wandel der Zeit. Die Ausgrabung im kantonalen Verwaltungsgebäude Spiegelhof (UMIS), in: Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 2017, S. 79–115.
- Blickle, Peter: Gemeinnutz in Basel. Legitimatorische Funktion und ethische Norm, in: Füglistner, Hans; Furrer, Katharina; Wecker, Regina u.a. (Hg.): Querdenken, Dissens und Toleranz im Wandel der Geschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Hans R. Guggisberg, Mannheim 1996, S. 31–40.
- Bodmer, Walter: Die Entwicklung der schweizerischen Textilwirtschaft im Rahmen der übrigen Industrien und Wirtschaftszweige, Zürich 1960.
- Boner, Georg: Das Predigerkloster in Basel von der Gründung bis zur Klosterreform, 1233–1429, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 34, 1935, S. 107–259.
- Brady, Thomas A.: *Turning Swiss. Cities and Empire, 1450–1550*, Cambridge 1985.
- Brant, Sebastian: Dass Narren schyff, Basel 1494. <http://www.e-rara.ch/bau_1/22252811> (Stand: 17.05.2023).
- Braudel, Fernand: Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II., Darmstadt 1992.
- Breyvogel, Bernd: Silberbergbau und Silbermünzprägung am südlichen Oberrhein im Mittelalter, Leinfelden-Echterdingen 2003 (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 49).
- Brüstlein Komai, Manuela: Vom Gewerf zum Ungeld. Das Hoch- und Spätmittelalterliche Basel aus dem Blickwinkel der Steuern, Basel 2019.
- Buchholzer, Laurence: Les comptabilités municipales en terres d'Empire. Un bilan historiographique, in: *Comptabilités. Revue d'histoire des comptabilités* 13, 2020, S. 1–39.
- Bühler, Theodor: L'appartenance à l'empire a-t-elle influencé le droit de la principauté de Bâle (XII^e–XVI^e siècles)?, in: Morerod, Jean-Daniel (Hg.): *La Suisse occidentale et l'Empire*, Lausanne 2004, S. 359–376.
- Bühler, Theodor: Das Kohlenberggericht in Basel, in: *Signa Iuris* 11, 2013, S. 123–134.
- Burckhardt, August: Herkunft und Stellung von Adel und Patriziat zu Basel im 13. bis 15. Jahrhundert, in: *Basler Jahrbuch* 1909, S. 92–118.
- Burckhardt, August: Die Parteien innerhalb der Basler Ritterschaft, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 22, 1924, S. 288–310.
- Burckhardt, August: Die Basler Bürgermeister von 1252 bis zur Reformation, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 23, 1925, S. 1–29.
- Burckhardt, Carl; Riggenbach, Christoph: Die Klosterkirche Klingenthal in Basel, Basel 1860.
- Burckhardt-Finsler, Albert: Der Antheil Basels an dem Hussitenkrieg von 1421, in: *Basler Jahrbuch* 1884, S. 260–274.
- Burghartz, Susanna: Im Schnittpunkt – Basel zwischen Renaissance und Reformation, in: *Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 74, 2017, S. 5–24.
- Burkart, Lucas: Das Blut der Märtyrer. Genese, Bedeutung und Funktion mittelalterlicher Schätze, Köln 2009.
- Burkart, Lucas: Gelehrte Buchdrucker. Oder: Wie der italienische Humanismus in Basel ins gedruckte Buch fand, in: Burkart, Lucas; Müller, Johannes von; Müller, Camillo von (Hg.): *Sprezzatura. Geschichte und Geschichtserzählung zwischen Fakt und Fiktion*, Göttingen 2016, S. 230–237.
- Burkart, Lucas: Early Book Printing and Venture Capital in the Age of Debt. The Case of Michel Wensler's Basel Printing Shop (1472–1491), in: Graheli, Shanti (Hg.): *Buying and Selling. The Business of Books in Early Modern Europe*, Leiden; Boston 2019, S. 23–54.
- Cahn, Erich B.: Der Brakteatenfund vom «Schönen Haus» in Basel, in: *Historisches Museum Basel / Jahresbericht*, Basel 1966, S. 29–52.
- Christ, Dorothea A.: «... dannen die geschriftten kein ende würden haben». Ein Briefkrieg Graf Oswalds von Thierstein mit der Stadt Basel (1476–1480), in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 96, 1996, S. 33–56.
- Christ, Dorothea: Zwischen Kooperation und Konkurrenz. Die Grafen von Thierstein, ihre Standesgenossen und die Eidgenossenschaft im Spätmittelalter, Zürich 1998.
- Christ-von Wedel, Christine: Erasmus of Rotterdam, Advocate of a New Christianity, Toronto 2013.
- Christ-von Wedel, Christine: Erasmus und die Basler Reformation, in: *Theologische Zeitschrift* 73, 2017, S. 253–274.
- Courtenay, William J.: Education and Learning in the Upper Rhine Region in the Fourteenth Century, in: Cesalli, Laurent; Germann, Nadja; Hoenen, Maarten J. F. M. (Hg.): *University, Council, City. Intellectual Culture on the Rhine (1300–1550)*, Turnhout 2007, S. 47–62.
- Cramer, Johannes: Zur Frage der Gewerbegassen in der Stadt am Ausgang des Mittelalters, in: *Die alte Stadt* 11, 1984, S. 81–111.
- Davies, Norman: *Vanished Kingdoms. The History of Half-Forgotten Europe*, London 2011.
- Degler-Spengler, Brigitte: Das Klarissenkloster Gnadental in Basel 1289–1529, Basel 1969.
- Degler-Spengler, Brigitte: Die Beginen in Basel, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 69, 1969 und 70, 1970, S. 5–83 und 29–118.
- Degler-Spengler, Brigitte: Der gemeine Pfennig und seine Erhebung in Basel, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 74, 1974, S. 237–258.
- Degler-Spengler, Brigitte: Die religiösen Frauen in Basel. Nonnen und Beginen, in: *Basler Stadtbuch* 1990, S. 141–144.
- Dirlmeier, Ulf: Untersuchungen zu Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters. Mitte 14. bis Anfang 16. Jahrhundert, Heidelberg 1978.
- Doswald, Cornel: Historische Verkehrswege im Kanton Basel-Stadt. Eine Publikation zum Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz IVS, Bern 2004.
- Egger, Franz: Zünfte und Gesellschaften in Basel, Basel 2005.
- Egger, Franz: Schuldig. Verbrechen, Strafen, Menschen, Basel 2012.
- Egli, Christina: Bodenseeleinwand. Tuch mit jahrtausendealter Tradition, in: Volkart, Silvia (Hg.): *Vom Bodensee nach Bischofszell. Alltag und Wirtschaft im 15. Jahrhundert*, Zürich 2015, S. 103–108.
- Ehrensperger, Franz: Basels Stellung im internationalen Handelsverkehr des Spätmittelalters, Zürich 1972.
- Eugster, Erwin: Klöster und Kirchen, in: Flüeler, Niklaus; Flüeler-Grauwiler, Marianne (Hg.): *Geschichte des Kantons Zürich*, Bd. 1: Frühzeit bis Spätmittelalter, Zürich 1995, S. 209–240.
- Fahrner, Matthias: Der Landfrieden im Elsass. Recht und Realität einer interterritorialen Friedensordnung im späten Mittelalter, Marburg 2007.
- Fechter, Daniel Albert: Die politische Emancipation der Handwerker Basels und der Eintritt ihrer Zünfte in den Rath, in: *Archiv für schweizerische Geschichte* 11, 1856, S. 3–38.
- Fechter, Daniel Albert: Topographie mit Berücksichtigung der Cultur- und Sittengeschichte, in: *Historische Gesellschaft Basel: Basel im vierzehnten Jahrhundert. Geschichtliche Darstellungen zur fünften Säcularfeier des Erdbebens am S. Lucastage*, Basel 1856, S. 1–146.
- Fechter, Daniel Albert: Beiträge zur ältesten Geschichte der Buchdruckerkunst in Basel, in: *Basler Taschenbuch* 1863, S. 246–258.

- Fehlmann, Marc: Der Basler Pantalus, Basel 2019.
- Fehlmann, Marc; Hofmeier, Thomas: Die Barfüsserkirche, Basel 2018.
- Feller, Richard; Bonjour, Edgar: Geschichtsschreibung der Schweiz vom Spätmittelalter zur Neuzeit, Basel 1979.
- Fennell Mazzaoui, Maureen: The First European Cotton Industry. Italy and Germany, 1100–1800, in: Riello, Giorgio; Parthasarathi, Prasanna (Hg.): The Spinning World. A Global History of Cotton Textiles, 1200–1850, Oxford 2009, S. 63–88.
- Fouquet, Gerhard: Bauen für die Stadt. Finanzen, Organisation und Arbeit in kommunalen Baubetrieben des Spätmittelalters, Köln u.a. 1999.
- Fouquet, Gerhard: Sparsamkeit – ein Phänomen des Haushaltens in den Lebenswelten des Mittelalters, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 99, 2012, S. 1–15.
- Fouquet, Gerhard: Turniere in deutschen Städten. Nicht nur ein Thema der Literaturgeschichte, in: Opll, Ferdinand; Scheutz, Martin: Kulturelle Funktionen von städtischem Raum im Wandel der Zeit, Innsbruck; Wien; Bozen 2019, S. 59–88.
- Frenz, Barbara: Ulrich Imholz, die Leinenweber und der Rat von Konstanz. Ein Beitrag zur Neubewertung des alteuropäischen Nahrungsdenkens, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 148, 2000, S. 41–66.
- Fuchs, Yvonne; Weber, Dominic: Usser Mengerley erloest. Allerlei Einnahmen des Basler Spitals im Spätmittelalter, Seminararbeit Departement Geschichte, Universität Basel 2021.
- Füglister, Hans: Handwerksregiment. Untersuchungen und Materialien zur sozialen und politischen Struktur der Stadt Basel in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Basel 1981.
- Fuhrmann, Bernd; Weissen, Kurt: Einblicke in die Herrschaftspraxis eines Fürsten im 15. Jahrhundert. Das persönliche Notizheft des Basler Bischofs Friedrich zu Rhein 1441/42–1445, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 145, 1997, S. 159–201.
- Fürderer, Bettina: Das Rechnungsbuch Finanz E als Quelle für die Basler Diplomatie in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 107, 2007, S. 113–135.
- Fürderer, Bettina: Bündnisrelationen am Oberrhein im 14. Jahrhundert aus Strassburger Perspektive, in: Buchholzer-Rémy, Laurence; Richard, Olivier (Hg.): Lignes urbaines et espace à la fin du Moyen Âge = Städtebünde und Raum im Spätmittelalter, Strassburg 2012, S. 71–90.
- Fürderer, Bettina: Konflikt und Kooperationspartner. Die Beziehungen zwischen Basel und Herzog Friedrich IV. von Österreich bis zum Frühjahr 1415, in: Niederhäuser, Peter (Hg.): Krise, Krieg und Koexistenz. 1415 und die Folgen für Habsburg und die Eidgenossenschaft, Baden 2018, S. 163–172.
- Gajewski, Alexandra; Seeberg, Stefanie: Having her hand in it? Elite women as “makers” of textile art in the Middle Ages, in: Journal of medieval history 42 (1), 2016, S. 26–50.
- Gattaro, Andrea: Tagebuch der venetianischen Gesandten beim Concil zu Basel 1433–1435, Basel 1885.
- Geering, Traugott: Handel und Industrie der Stadt Basel. Zunftwesen und Wirtschaftsgeschichte bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts, Basel 1886.
- Gehring, Thomas: Das Schulmeisterschild für Myconius, in: Zwingliana 46, 2020, S. 23–27.
- Gehring, Andreas: Stadt ohne Juden? Präsenz in der Absenz zwischen 1397 und 1650, Dissertation Univ. Basel, 2021.
- Gerz-von Büren, Veronika: Geschichte des Clarissenklosters St. Clara in Kleinbasel. 1266–1529, Basel 1969.
- Gessler, Ed. A.: Hügin von Schöneck. Ein Basler Reiterführer des 14. Jahrhunderts in Italien. Ein Beitrag zur damaligen Bewaffnung, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 21, 1923, S. 75–126.
- Gilomen, Hans-Jörg: Die Grundherrschaft des Basler Cluniazenser-Priorates St. Alban im Mittelalter. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte am Oberrhein, Basel 1977.
- Gilomen, Hans-Jörg: Die städtische Schuld Berns und der Basler Rentenmarkt im 15. Jahrhundert, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 82, 1982, S. 5–64.
- Gilomen, Hans-Jörg: Der Rentenkauf im Mittelalter (Basel 1984), uzh.ch, 13.09.2020, <https://www.hist.uzh.ch/de/fachbereiche/mittelalter/emeriti/gilomen/publikationen.html#pub_gilomen_ungedruckt>, Stand: 20.09.2020.
- Gilomen, Hans-Jörg: Kirchliche Theorie und Wirtschaftspraxis. Der Streit um die Basler Wucherpredigt des Johannes Mulberg, in: Itinera 4, 1986, S. 34–62.
- Gilomen, Hans-Jörg: Wucher und Wirtschaft im Mittelalter, in: Historische Zeitschrift 250, 1990, S. 265–302.
- Gilomen, Hans-Jörg: Eine neue Wahrnehmung arbeitsloser Armut in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft, in: Traverse 3, 1996, S. 117–129.
- Gilomen, Hans-Jörg: Städtische Sondergruppen im Bürgerrecht, in: Schwinges, Rainer Christoph; Studer, Barbara; Gerber, Roland (Hg.): Neubürger im späten Mittelalter. Migration und Austausch in der Städtelandschaft des alten Reiches (1250–1550), Berlin 2002, S. 125–167.
- Gilomen, Hans-Jörg: Städtische Anleihen im Spätmittelalter. Leibrenten und Wiederkaufsrenten, in: Hesse, Christian; Immenhauser, Beat; Landolt, Oliver u.a. (Hg.): Personen der Geschichte – Geschichte der Personen. Studien zur Kreuzzugs-, Sozial- und Bildungsgeschichte. Festschrift für Rainer Christoph Schwinges, Basel 2003, S. 165–185.
- Gilomen, Hans-Jörg: Demographie und Mobilität. Fragen nach den Grenzen der Bindung von Familienidentität an den Wohnsitz in der spätmittelalterlichen Stadt, in: Signori, Gabriella; Czaja, Karin (Hg.): Häuser, Namen, Identitäten. Beiträge zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtgeschichte, Konstanz 2009, S. 11–28.
- Gilomen, Hans-Jörg: Kooperation und Konfrontation. Juden und Christen in spätmittelalterlichen Städten im Gebiet der heutigen Schweiz, in: Schwinges, Rainer Christoph; Konradt, Matthias (Hg.): Juden in ihrer Umwelt. Akkulturation des Judentums in Antike und Mittelalter, Basel 2009, S. 157–227.
- Gilomen, Hans-Jörg: Der Kleinkredit in spätmittelalterlichen Städten. Basel und Zürich im Vergleich, in: Holbach, Rudolf; Pauly, Michel (Hg.): Städtische Wirtschaft im Mittelalter. Festschrift für Franz Irsigler zum 70. Geburtstag, Köln; Weimar; Wien 2011, S. 109–148.
- Gilomen, Hans-Jörg: Anleihen im Finanzhaushalt schweizerischer Reichsstädte insbesondere durch den Rentenverkauf, in: Rothmann, Michael; Wittmann, Helge (Hg.): Reichsstadt und Geld, Petersberg 2018, S. 45–98.
- Gilomen, Hans-Jörg: Christlicher Glaube und Ökonomie des Kredits im Spätmittelalter, in: Fouquet, Gerhard; Rabeler, Sven (Hg.): Ökonomische Glaubensfragen. Strukturen und Praktiken jüdischen und christlichen Kleinkredits im Spätmittelalter, Stuttgart 2018, S. 121–159.
- Gilomen-Schenkel, Elsanne: Henman Offenburg (1379–1459). Ein Basler Diplomat im Dienste der Stadt und des Konzils, Basel 1975.
- Ginsburger, M.: Die Juden in Basel, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 8, 1909, S. 315–436.
- Gloor, Maximilian: Politisches Handeln im spätmittelalterlichen Augsburg, Basel und Strassburg, Heidelberg 2010.
- Graus, František: Organisationsformen der Randständigen, in: Rechtshistorisches Journal 8, 1989, S. 235–255.
- Groeber, Valentin: Oekonomie ohne Haus. Zum Wirtschaften armer Leute in Nürnberg am Ende des 15. Jahrhunderts, Göttingen 1993.
- Groeber, Valentin: «Gemein» und «Geheim». Pensionen, Geschenke und die Sichtbarmachung des Unsichtbaren in Basel am Beginn des 16. Jahrhunderts, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 49, 1999, S. 445–469.

- Groeber, Valentin: Gefährliche Geschenke. Ritual, Politik und die Sprache der Korruption in der Eidgenossenschaft im späten Mittelalter und am Beginn der Neuzeit, Konstanz 2000.
- Groeber, Valentin: Spezialist für das Geld anderer Leute. Jakob Meyer zum Hasen, die Geschenke und die Politik, in: Imdahl, Max; Brinkmann, Bodo (Hg.): Hans Holbeins Madonna im Stadel. Der Bürgermeister, sein Maler und seine Familie, Petersberg 2004, S. 45–53.
- Grolimund, Christoph: «als ir uns verscriben hand». Die Basler Ratsbriefe als Beispiel institutioneller Kommunikation im Mittelalter, in: Slanicka, Simona (Hg.): Begegnungen mit dem Mittelalter in Basel. Eine Vortragsreihe zur mediävistischen Forschung, Basel 2000, S. 143–164.
- Grütter, Daniel; Keller, Christine: Das Basler Hafnerhandwerk vom Spätmittelalter bis zur Industrialisierung, in: Kunst und Architektur in der Schweiz 50, 1999, S. 6–14.
- Günthart, Romy: Drucke(n) fürs Seelenheil. Johannes Amerbachs deutschsprachige Publikationen, in: Thali, Johanna; Palmer, Nigel F. (Hg.): Raum und Medium. Literatur und Kultur in Basel in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Berlin; Boston 2020, S. 443–458.
- Haegen, Pierre Louis van der: Der frühe Basler Buchdruck. Ökonomische, sozio-politische und informationssystematische Standortfaktoren und Rahmenbedingungen, Basel 2001.
- Haegen, Pierre Louis van der: Die Wiegendrucke der Universitätsbibliothek Basel, Bd. 7, Basel 2007.
- Hagemann, Hans-Rudolf: Rechtswissenschaft und Basler Buchdruck an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, Weimar 1960.
- Hagemann, Hans-Rudolf: Gedinge bricht Landrecht, Weimar 1970.
- Hagemann, Hans-Rudolf: Basler Rechtsleben im Mittelalter, Basel; Frankfurt a. M. 1981.
- Hagemann, Hans-Rudolf: Basler Handelsgesellschaften im Spätmittelalter, in: Böckli, Peter; Eichenberger, Kurt (Hg.): Festschrift für Frank Vischer zum 60. Geburtstag, Zürich 1983, S. 557–566.
- Hagemann, Hans-Rudolf: Die Anfänge des Rentenkaufs in Basel, in: Schott, Clausdieter (Hg.): Nit anders denn liebs und guets. PETERSHAUSER Kolloquium aus Anlass des 80. Geburtstags von Karl S. Bader, Sigmaringen 1986, S. 57–60.
- Hagemann, Hans-Rudolf: Basler Rechtsleben im Mittelalter, Bd. 2: Zivilrechtspflege, Basel; Frankfurt a. M. 1987.
- Hagemann, Hans-Rudolf: Recht und Gewohnheit im Spiegel der Basler Quellen, in: Senn, Marcel; Soliva, Claudio (Hg.): Rechtsgeschichte & Interdisziplinarität. Festschrift für Clausdieter Schott, Bern 2001, S. 225–233.
- Hallauer, Richard: Der Basler Stadtwechsel 1504–1746. Ein Beitrag zur Geschichte der Staatsbanken, Basel 1904.
- Hamm, Berndt: Der Oberrhein als geistige Region von 1450 bis 1520, in: Christ-von Wedel, Christine; Grosse, Sven; Hamm, Berndt (Hg.): Basel als Zentrum des geistigen Austauschs in der frühen Reformationszeit, Tübingen 2014, S. 3–50.
- Hamm, Berndt: Wollen und Nicht-Können als Thema der spätmittelalterlichen Busseelsorge, in: Hamm, Berndt; Friedrich, Reinhold; Simon, Wolfgang (Hg.): Religiosität im späten Mittelalter. Spannungspole, Neuaufbrüche, Normierungen, Tübingen 2010, S. 355–390.
- Hardy, Duncan: Reichsstädtische Bündnisse im Elsass als Beweise für eine «verbündende» politische Kultur am Oberrhein (ca. 1350–1500), in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 162, 2014, S. 95–128.
- Harms, Bernhard: Die Münz- und Geldpolitik der Stadt Basel im Mittelalter, Tübingen 1907.
- Harms, Bernhard: Der Stadthaushalt Basels im ausgehenden Mittelalter. Quellen und Studien zur Basler Finanzgeschichte, Tübingen 1909.
- Hartmann, Alfred; Bonjour, Edgar: Basel in einigen alten Stadtbildern und in den beiden berühmten Beschreibungen des Aeneas Sylvius Piccolomini. Hrsg. zur Erinnerung an die Beschworung des Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen, Basel 1951.
- Heiniger, Kevin: Schwarze Kunst. Bilder in Eisenguss 1500 bis 1800, Basel 2009.
- Helmig, Guido; Ritzmann Hans: Phasen der Entwicklung des Abschnittes der Äusseren Stadtbefestigung zwischen Spalenvorstadt und Rhein, Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 1989, S. 154–175.
- Helmig, Guido; Matt, Christoph Ph.: Inventar der Basler Stadtbefestigungen. Planvorlage und Katalog: 1. Die landseitige Äussere Grossbasler Stadtmauer, in: Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 1989, S. 69–153.
- Helmig, Guido; Matt, Christoph Ph.: Inventar der Basler Stadtbefestigungen. Planvorlage und Katalog: 2. Die rheinseitigen Grossbasler Stadtbefestigungen, in: Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 1990, S. 153–222.
- Henkel, Nikolaus: Wertevermittlung und Wissen in der Hand des Gelehrten. Sebastian Brant und sein Werk, in: Brüggel, Elke; Holznagel, Franz-Josef; Coxon, Sebastian u. a. (Hg.): Text und Normativität im deutschen Mittelalter, Berlin u. a. 2012, S. 13–49.
- Hess, Stefan: Zwischen Verehrung und Versenkung. Zum Nachleben Kaiser Heinrichs II. in Basel, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 102, 2002, S. 83–143.
- Hesse, Christian: «Kleiner Bischof» an der Peripherie. Der Bischof von Basel im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert, in: Bührer, Andreas; Gallion, Nina; Auge, Oliver (Hg.): «Kleine Bischöfe» im Alten Reich. Strukturelle Zwänge, Handlungsspielräume und soziale Praktiken im Wandel (1200–1600), Berlin 2021, S. 205–234.
- Heusinger, Sabine von: Beginnen am Mittel- und Oberrhein, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 148, 2000, S. 67–96.
- Heusinger, Sabine von: Johannes Mulberg OP († 1414). Ein Leben im Spannungsfeld von Dominikanerobservanz und Beginnenstreit, Berlin 2000.
- Heusler, Andreas: Verfassungsgeschichte der Stadt Basel im Mittelalter, Basel 1860.
- Hieronimus, Konrad Wilhelm: Das Hochstift Basel im ausgehenden Mittelalter. Quellen und Forschungen, Basel 1938.
- Hirsch, Volker: Der Hof des Basler Bischofs Johannes von Venningen (1458–1478). Verwaltung und Kommunikation, Wirtschaftsführung und Konsum, Ostfildern 2004.
- Hirschfelder, Gunther: Europäische Esskultur. Eine Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute, Frankfurt a. M. 2005.
- Hirschmann, Frank G.: Die Stadt im Mittelalter, München 2016.
- Hitz, Benjamin: Mit «Erkenntnissen» gegen Teuerung ankämpfen. Fürkauf und Versorgungssicherheit als praktische Probleme des Basler Rats im späten 15. Jahrhundert, in: Traverser 24, 2017, S. 17–33.
- Hitz, Benjamin: Ein Netz von Schulden. Schuldbeziehungen und Gerichtsnutzung im spätmittelalterlichen Basel, Stuttgart 2022.
- Hitz, Benjamin: Risikokapital und Schuldenberge. Drucker und Papiermacher im spätmittelalterlichen Basel als Handwerker und Unternehmer, in: Büchli, Lysander; Steiner, Alyssa; Terrahe, Tina (Hg.): Sebastian Brant, das «Narrenschrift» und der frühe Buchdruck in Basel. Zum 500. Todestag eines humanistischen Gelehrten, Basel 2022, S. 91–115.
- Holenstein, André; Kury, Patrick; Schulz, Kristina: Schweizer Migrationsgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Baden 2018.
- Holzward-Schäfer, Iris: Getreideanbau im Elsass, Versorgungslage Strassburgs und Basels und der Handel mit elsässischem Korn (14.–16. Jahrhundert), Tübingen 2000.
- Homolka, Walter: Das jüdische Eherecht, Berlin 2009.
- Honegger, Norbert: Die Turniergesellschaft vom Fisch und Falken, in: Hegau 22, 1977, S. 59–68.
- Hossfeld, Max: Johannes Heynlin aus Stein. Ein Kapitel aus der Frühzeit des deutschen Humanismus, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 7, 1908, S. 79–219, 235–431.
- Howell, Martha C.: Women, Production, and Patriarchy in Late Medieval Cities, Chicago; London 1986.

- Howell, Martha C.: *Commerce before Capitalism in Europe, 1300–1600*, Cambridge 2010.
- Huang, Angela Ling: *Hanseatic Textile Production in 15th Century Long Distance Trade*, in: Huang, Angela Ling; Jahnke, Carsten (Hg.): *Textiles and the Medieval Economy. Production, Trade, and Consumption of Textiles, 8th–16th Centuries*, Oxford 2015, S. 204–215.
- Huang, Angela Ling; Jahnke, Carsten: *Textiles and the Medieval Economy. Production, Trade, and Consumption of Textiles, 8th–16th Centuries*, Oxford 2015.
- Huber, August: Über Basels Anteil am Röteler Erbfolgestreit im Jahre 1503, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 4, 1905, S. 74–139.
- Hübner, Klara: Im Dienste ihrer Stadt. Boten- und Nachrichtenorganisationen in den schweizerisch-oberdeutschen Städten des späten Mittelalters, Ostfildern 2012.
- Hübner, Klara: Kontrollierte Verbreitung oder verbreitete Kontrolle? Nachrichtenboten als mobile Zeichenträger der spätmittelalterlichen Stadtherrschaft, in: Igel, Karsten; Lau, Thomas (Hg.): *Die Stadt im Raum. Vorstellungen, Entwürfe und Gestaltungen im vormodernen Europa*, Göttingen 2016, S. 281–291.
- Irsigler, Franz: Wirtschaft, Wirtschaftsräume, Kontaktzonen, in: Ehlers, Joachim (Hg.): *Deutschland und der Westen Europas im Mittelalter*, Stuttgart 2002, S. 379–405.
- Irsigler, Franz: Jahrmärkte und Messen im oberrheinischen Raum vom 14. bis 16. Jahrhundert, in: Krimm, Konrad; Brüning, Rainer (Hg.): *Zwischen Habsburg und Burgund. Der Oberrhein als europäische Landschaft im 15. Jahrhundert*, Ostfildern 2003, S. 229–256.
- Jezler, Peter: Jenseitsmodelle und Jenseitsvorsorge. Eine Einführung, in: Jezler, Peter (Hg.): *Himmel, Hölle, Fegefeuer. Das Jenseits im Mittelalter*, Ausstellungskatalog Schweizerisches Landesmuseum, Zürich 1994, S. 13–26.
- Jörg, Christian: Kommunikative Kontakte, Nachrichtenübermittlung, Botenstaffetten. Möglichkeiten zur Effektivierung des Botenverkehrs zwischen den Reichsstädten am Rhein an der Wende zum 15. Jahrhundert, in: Jucker, Michael; Günthart, Romy (Hg.): *Kommunikation im Spätmittelalter. Spielarten – Wahrnehmungen – Deutungen*, Zürich 2005, S. 79–89.
- Jörg, Christian: Teure, Hunger, Grosses Sterben. Hungersnöte und Versorgungskrisen in den Städten des Reiches während des 15. Jahrhunderts, Stuttgart 2008.
- Jucker, Michael: Gesandte, Schreiber, Akten. Politische Kommunikation auf eidgenössischen Tagsatzungen im Spätmittelalter, Zürich 2004.
- Jucker, Michael: «Und willst du nicht mein Bruder sein, so ...» Freundschaft als politisches Medium in der Eidgenossenschaft am Ende des Mittelalters, in: Oschema, Klaus (Hg.): *Freundschaft oder «amitié»? Ein politisch-soziales Konzept der Vormoderne im zwischensprachlichen Vergleich (15.–17. Jahrhundert)*, Berlin 2007, S. 159–190.
- Jucker, Michael: Vertrauen, Symbolik, Reziprozität. Das Korrespondenzwesen eidgenössischer Städte im Spätmittelalter als kommunikative Praxis, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 34, 2007, S. 189–213.
- Jucker, Michael: Vom Chaos zur Ordnung. Beuteökonomie und deren Repräsentation als methodische und pluridisziplinäre Herausforderung, in: Carl, Horst; Bömelburg, Hans-Jürgen (Hg.): *Lohn der Gewalt. Beutepraktiken von der Antike bis zur Neuzeit*, 2011, S. 31–54.
- Jucker, Michael: Zwischen Ökonomie und Symbolik. Beute und Plünderungen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit in kultur- und wirtschaftshistorischer Perspektive, Luzern 2013.
- Kaiser, Reinhold: Wirtschaftsdelikte als Zeichen wirtschaftlichen und sozialen Wandels im Mittelalter, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 40, 1989, S. 278–293.
- Kaiser, Wolfgang: Gesellige Rivalität. Zum Umgang mit Grenzen im Basler Raum (16.–17. Jahrhundert), in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 102, 2002, S. 23–36.
- Kälble, Mathias: Bischöflicher Hof in Basel zwischen Stadt, Adel und Reich vom 12. bis zum 14. Jahrhundert, in: Zotz, Thomas (Hg.): *Fürstenhöfe und ihre Aussenwelt. Aspekte gesellschaftlicher und kultureller Identität im deutschen Spätmittelalter*, Würzburg 2004, S. 161–200.
- Kälin, Hans B.: *Papier in Basel bis 1500*, Basel 1974.
- Kammerer, Odile: *Entre Vosges et Forêt-Noire. Pouvoirs, terroirs et villes de l'Oberrhein, 1250–1350*, Paris 2001.
- Kammerer, Odile; Richard, Olivier; Sieber-Lehmann, Claudius: *Alliance de Mulhouse avec la Confédération Suisse 1515–1798: 500 ans*, Ettenheim 2015.
- Kaplan, Debra: *Beyond Expulsion. Jews, Christians, and Reformation Strasbourg*, Stanford 2011.
- Kaufmann, Rudolf: Die bauliche Entwicklung der Stadt Basel, *Neujahrsblatt der GGG* 126 und 127, Basel 1948 und 1949.
- Kemperdick, Stephan: Ein Meisterwerk, ein Rätsel. Mutmassungen über Hans Holbeins Madonnentafel des Jakob Meyer zum Hasen, in: Kemperdick, Stephan; Roth, Michael (Hg.): *Holbein in Berlin. Die Madonna der Sammlung Würth mit Meisterwerken der Staatlichen Museen zu Berlin, Petersberg* 2016, S. 27–41.
- Kintzinger, Martin: Strategien des Scheiterns. Alternative Erfolge in der Diplomatie des europäischen Spätmittelalters, in: Schmid, Regula; Hübner, Klara; Speich, Heinrich (Hg.): *Bündnisdynamik. Träger, Ziele und Mittel politischer Bünde im Mittelalter*, Wien; Zürich 2020, S. 145–178.
- Kleinjung, Christine: Konziliare, kuriale und städtische Reformen in den Basler Frauenklöstern und die Bedeutung von sozialen Räumen, in: Thali, Johanna; Palmer, Nigel F. (Hg.): *Raum und Medium. Literatur und Kultur in Basel in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin; Boston 2020, S. 153–176.
- Koelner, Paul: *Die Kuchibücher der Safranzunft*, in: *Basler Jahrbuch* 1929, S. 202–269.
- Körner, Martin: *Solidarités financières suisses au XVI^e siècle*, Lausanne 1980.
- Körner, Martin: Zur eidgenössischen Solddienst- und Pensionen-debatte im 16. Jahrhundert, in: Tosato-Rigo, Daniele; Stubenvoll, Marianne; Hubler, Lucienne u.a. (Hg.): *Gente ferocissima. Solddienst und Gesellschaft in der Schweiz (15.–19. Jahrhundert)*, Zürich 1997, S. 193–203.
- Kuchenbuch, Ludolf: *Pragmatische Rechenschaftigkeit. Kerbhölzer in Bild, Gestalt und Schrift*, in: Kuchenbuch, Ludolf: *Reflexive Mediävistik. Textus – Opus – Feudalismus*, Frankfurt a.M. 2012, S. 64–97.
- Kümmell, Juliane: *Bäuerliche Gesellschaft und städtische Herrschaft im Spätmittelalter. Zum Verhältnis von Stadt und Land im Fall Basel/Waldenburg 1300–1535*, Konstanz; Paris 1984.
- Kundert, Werner: *Bistum Basel*, in: *Gründler, Johannes (Hg.): Die Zeit der frühen Habsburger. Dome und Klöster 1279–1379, Niederösterreichische Landesausstellung, Katalog*, Wien 1979, S. 211–214.
- Landolt, Niklaus: *Untertanenrevolten und Widerstand auf der Basler Landschaft im 16. und 17. Jahrhundert*, Liestal 1996.
- Lanfranchi, Corina: *Gut zum Druck! Streifzüge durch 525 Jahre Druck- und Verlags-geschichte in Basel*, Basel 2013.
- Liening, Simon: *Das Gesandtschaftswesen der Stadt Strassburg zu Beginn des 15. Jahrhunderts*, Ostfildern 2019.
- Lohrmann, Klaus: *Gemeinde – Haushalt – Familie. Die Bedeutung der Familie in der jüdischen Gemeinde des Mittelalters*, in: Hödl, Sabine; Keil, Martha (Hg.): *Die jüdische Familie in Geschichte und Gegenwart*, Berlin 1999, S. 9–26.
- Lucas, Jana: *Europa in Basel. Das Konzil von Basel (1431–1449) als Laboratorium der Kunst*, Basel 2017.
- Luchsinger, Friedrich: *Der Basler Buchdruck als Vermittler italienischen Geistes 1470–1529*, Basel 1953.
- Ludwig, Lilly: *Sittenzucht in Gesetzesverordnungen spätmittelalterlicher Städte. Basel und Zürich im Vergleich*, Master Thesis Univ. Basel 2009.
- Maier, Christoph: *Regiment und Rechtschaffenheit. Regelungen des öffentlichen «Benehmens» in Basel 1415–1460*, Basel 1985.

- Maier, Christoph: Politik im spätmittelalterlichen Basel. Die Sezession von 1414, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 87, 1987, S. 29–53.
- Maissen, Thomas: Zum politischen Selbstverständnis der Basler Eliten, 1501–1798, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 100, 2000, S. 19–40.
- Major, Emil: Der Basler Hausrat im Zeitalter der Spätgotik, in: *Basler Jahrbuch* 1911, S. 241–315.
- Marchal, Guy P.: Eine Quelle zum spätmittelalterlichen Klerikerproletariat, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 91, 1971, S. 65–80.
- Marchal, Guy: Die Safranzunft und die Kirche, in: *Basler Stadtbuch* 1971, S. 39–53.
- Marchal, Guy P.: Die Statuten des weltlichen Kollegiatstifts St. Peter in Basel. Beiträge zur Geschichte der Kollegiatstifte im Spätmittelalter, Basel 1972.
- Marolf, Thomas: «Er was allenthalb im spil». Hans von Rechberg, das Fehdeunternehmen und der Alte Zürichkrieg, Menziken 2006.
- Marquardt, Bernd: Staatswerdungs- und Peripherierungsprozesse im Südwesten des Römisch-Deutschen Reiches (1495–1806). Überlegungen zum langsamen Auseinanderleben von Kern-Reich und Eidgenossenschaft, in: Morerod, Jean-Daniel (Hg.): *La Suisse occidentale et l'Empire*, 2004, S. 57–103.
- Marti, Reto: Küche und Tisch, in: Marti, Reto; Meyer, Werner; Obrecht, Jakob (Hg.): *Der Altenberg bei Füllinsdorf. Eine Adelsburg des 11. Jahrhunderts*, Basel 2013, S. 173–258.
- Matt, Christoph: Zur baulichen Entwicklung einer Häuserzeile am Birsig. Untersuchungen in der Liegenschaft Falknerstrasse 29/Weisse Gasse 14, in: *Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt* 1989, S. 176–201.
- Matt, Christoph: Fundbericht 1998, in: *Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt* 1998, S. 58–60.
- Matt, Christoph: Basels Befestigungen, in: *Mittelalter. Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins* 9, 2004, S. 40.
- Matt, Christoph: Fundbericht 2008, in: *Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt* 2008, S. 37–39.
- Matt, Christoph: Fundbericht 2013, in: *Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt* 2013, S. 37–38.
- Matt, Christoph: Plätze und Märkte in Basel – und wie sie sich verändert haben, in: Jäggi, Carola; Rumo, Andrea; Sommerer, Sabine (Hg.): *Platz da! Genese und Materialität des öffentlichen Platzes in der mittelalterlichen Stadt*, Basel 2021, S. 19–32.
- Matt, Christoph; Jäggi, Bernard: Basel. Bauen bis zum Erdbeben. Die Stadt als Baustelle, in: Niffeler, Urs (Hg.): *Siedlungsbefunde und Fundkomplexe der Zeit zwischen 800 und 1350. Akten des Kolloquiums zur Mittelalterarchäologie in der Schweiz*, Basel 2011, S. 29–57.
- Mattern, Günter: Der Wappenbalken im «Schönen Haus» zu Basel, ein Beitrag zur oberrheinischen Wappengeschichte, in: *Schweizer Archiv für Heraldik, Jahrbuch* 92, 1978, S. 3–12.
- Meier, Thomas: Grab und Krone der Königin Anna († 1281) im Basler Münster, in: Meier, Hans-Rudolf; Schwarz, Peter-Andrew (Hg.): *Die Grabfunde des 12. bis 19. Jahrhunderts aus dem Basler Münster*, Basel 2013, S. 353–391.
- Mentgen, Gerd: Alltagsgeschichte und Geschichte der Juden, in: *Historische Zeitschrift* 274, 2002, S. 25–60.
- Metz, Bernhard: Die Sitze des Niederadels im Elsass, in: Pfeifer, Gustav; Andermann, Kurt (Hg.): *Ansitz – Freihaus – corte franca. Bauliche und rechtsgeschichtliche Aspekte adeligen Wohnens in der Vormoderne*, Innsbruck 2013, S. 423–448.
- Meyer, Friedrich: Die Beziehungen zwischen Basel und den Eidgenossen in der Darstellung der Historiographie des 15. und 16. Jahrhunderts, Basel 1951.
- Meyer, Werner: Der Basler Stadtadel, in: *Jurablätter* 26, 1964, S. 83–94.
- Meyer, Werner: Also griffen die Eidgenossen das Volk an. Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Hintergründe, Verlauf und Bedeutung, in: Jenny, Kurt; Meyer, Werner; Geiser, Werner (Hg.): *Ereignis – Mythos – Deutung 1444–1994. St. Jakob an der Birs*, Basel 1994, S. 9–57.
- Meyer, Werner: Tumult, Turnier und Trauerfeier. Bemerkungen zu den Beziehungen zwischen Basel und den Habsburgern im 13. und 14. Jahrhundert, in: Slanicka, Simona (Hg.): *Begegnungen mit dem Mittelalter in Basel. Eine Vortragsreihe zur mediävistischen Forschung*, Basel 2000, Basel 2000, S. 21–41.
- Meyer, Werner: Benötigt, geduldet, verachtet und verfolgt. Zur Geschichte der Juden in Basel zwischen 1200 und 1800, in: Haumann, Heiko (Hg.): *Acht Jahrhunderte Juden in Basel. 200 Jahre Israelitische Gemeinde Basel*, Basel 2005, S. 13–56.
- Meyer, Werner: Da verfiel Basel überall. Das Basler Erdbeben von 1356. Mit einem geologischen Beitrag von Hans Peter Laubscher, *Neujahrsblatt der GGG* 184, Basel 2006.
- Meyer-Hofmann, Werner: Psitticher und Sterner. Ein Beitrag zur Geschichte des staatlichen Kriegerturns, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 67, 1967, S. 5–21.
- Meyer-Hofmann, Werner: Turniere im alten Basel, in: *Basler Stadtbuch* 1970, S. 22–38.
- Meyer-Hofmann, Werner: Das «Lob der rheinischen Städte». Ein Preisgedicht auf Basel aus dem 13. Jahrhundert, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 73, 1973, S. 23–35.
- Miescher-Siber, Ernst: Ablassbrief von Anno 1517 zu Gunsten des Jakobusaltars in St. Leonhard, in: *Basler Jahrbuch* 1915, S. 245–262.
- Millet, Audrey: *Fabriquer le désir. Une histoire de la mode de l'Antiquité à nos jours*, Paris 2020.
- Mischke, Jürgen: Familiennamen im mittelalterlichen Basel. Kulturhistorische Studien zu ihrer Entstehung und zeitgenössischen Bedeutung, Basel 2015.
- Mischke, Jürgen; Siegfried, Inga: *Die Ortsnamen von Basel*, Basel 2016.
- Möhle, Martin: Rathaus – Zunfthaus – Kaufhaus in Basel, in: Klein, Ulrich (Hg.): *Rathäuser und andere kommunale Bauten*, Marburg 2010, S. 307–319.
- Möhle, Martin: Feuer in Basel, in: Schneller, Daniel; Lassau, Guido (Hg.): *Erdbeben, Feuer, Wasser und andere Katastrophen. Ihr Einfluss auf die Stadtentwicklung und Stadtgestalt im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit*, Bern 2019, S. 1–10.
- Mommson, Karl: Das Basler Kanzleiwesen des Spätmittelalters, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 74, 1974, S. 159–188.
- Möncke, Gisela: *Bischofsstadt und Reichsstadt. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Stadtverfassung von Augsburg, Konstanz und Basel*, Berlin 1971.
- Moos, Peter von: Das mittelalterliche Kleid als Identitätssymbol und Identifikationsmittel, in: Moos, Peter von (Hg.): *Unverwechselbarkeit. Persönliche Identität und Identifikation in der modernen Gesellschaft*, Köln u. a. 2004, S. 123–146.
- Moraw, Peter: Die Funktion von Einungen und Bündeln im spätmittelalterlichen Reich, in: Press, Volker (Hg.): *Alternativen zur Reichsverfassung in der Frühen Neuzeit?*, München 1995, S. 1–21.
- Moraw, Peter: Neue Ergebnisse der deutschen Verfassungsgeschichte des späten Mittelalters, in: Schwinges, Rainer Christoph (Hg.): *Über König und Reich. Aufsätze zur deutschen Verfassungsgeschichte des späten Mittelalters*, Sigmaringen 1995, S. 47–72.
- Morerod, Jean-Daniel: *Ligues militaires entre Jura et Aar vers 1300. Préparatifs de guerre ou dissuasion?*, in: Schmid, Regula; Hübner, Klara; Speich, Heinrich (Hg.): *Bündnisdynamik. Träger, Ziele und Mittel politischer Bündnisse im Mittelalter*, Wien; Zürich 2020, S. 179–194.
- Morsel, Joseph: *L'aristocratie médiévale. La domination sociale en Occident (V^e–XV^e siècles)*, Paris 2004.
- Morsel, Joseph: Ehe und Herrschaftsreproduktion zwischen Geschlecht und Adel (Franken, 14.–15. Jahrhundert). Zugleich ein Beitrag zur Frage nach der Bedeutung der Verwandtschaft in der mittelalterlichen Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde

- schaft, in: Holzner, Andreas; Weber, Ines (Hg.): Ehe – Familie – Verwandtschaft. Vergesellschaftung in Religion und sozialer Lebenswelt, Paderborn u. a. 2008, S. 191–224.
- Morsel, Joseph: Geschlecht versus Konnubium? Der Einsatz von Verwandtschaftsmustern zur Bildung gegenüberstehender Adelsgruppen (Franken, Ende des 15. Jahrhunderts), in: Historische Anthropologie 22, 2014, S. 4–44.
- Moser, Dietz-Rüdiger: Fastnacht und Fronleichnam als Gegenfeste. Festgestaltung und Festbrauch im liturgischen Kontext, in: Altenburg, Detlef; Jarnut, Jörg; Steinhoff, Hans-Hugo (Hg.): Feste und Feiern im Mittelalter, Sigmaringen 1991, S. 359–376.
- Munro, John M.: The Usury Doctrine and Urban Public Finances in Late-Medieval Flanders (1220–1550). Rentes (Annuities), Excise Taxes, and Income Transfers from the Poor to the Rich, in: Cavaciocchi, Simonetta (Hg.): La fiscalità nell'economia europea, secc. XIII–XVIII. Atti della «Trentanovesima Settimana di Studi», 22–26 aprile 2007, Florenz 2008, S. 973–1026.
- Neidiger, Bernhard: Mendikanten zwischen Ordensideal und städtischer Realität. Untersuchungen zum wirtschaftlichen Verhalten der Bettelorden in Basel, Berlin 1978.
- Neidiger, Bernhard: Stadtreform und Klosterreform im Basel, Berlin 1989.
- Nørgaard, Alexandra: Der Münsterbrunnwerksplan. Einblicke in die spätmittelalterliche Wasserversorgung Basels, Masterarbeit Universität Kiel 2019.
- Nutz, Beatrix: Dressed to the nines. Kleidung zur Identifikation des sozialen Standes, in: Hofer, Nikolaus; Kühtreiber, Thomas; Theune, Claudia (Hg.): Mittelalterarchäologie in Österreich. Eine Bilanz. Beiträge der Tagung in Innsbruck und Hall in Tirol, 2. bis 6. Oktober 2012, Wien 2013, S. 294–302.
- Ogilvie, Sheilagh: The European Guilds. An Economic Analysis, Princeton 2019.
- Pabst, H.; Wattenbach, Wilhelm: Annalen und Chronik von Kolmar. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt, Bd. 75, Leipzig 1897.
- Pahud de Mortanges, Elke: Der versperrte Himmel. Das Phänomen der sanctuaires à répit aus theologiegeschichtlicher Perspektive, in: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte 98, 2004, S. 31–48.
- Parker, Rozsika: The Subversive Stitch. Embroidery and the Making of the Feminine, London 2019.
- Pertz, Georg Heinrich: Monumenta Germaniae Historica. Scriptores (in Folio), Bd. 17, Hannover 1861.
- Peters, Ursula: Literatur in der Stadt. Studien zu den sozialen Voraussetzungen und kulturellen Organisationsformen städtischer Literatur im 13. und 14. Jahrhundert, Tübingen 1983.
- Peyer, Hans Conrad: Von Handel und Bank im alten Zürich, Zürich 1968.
- Peyer, Hans Conrad: Basel in der Zürcher Wirtschaftsgeschichte, in: Peyer, Hans Conrad: Könige, Stadt und Kapital. Aufsätze zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Mittelalters, Zürich 1982, S. 140–155.
- Pfeiffer, Franz: Deutsche Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts, Bd. 1: Hermann von Fritzlar, Nicolaus von Strassburg, David von Augsburg, Leipzig 1845.
- Pfister, Ulrich: Die wirtschaftlichen Folgen von Handwerkszünften. Ein Überblick, in: Müller, Margrit; Tissot, Laurent; Schmidt, Richard (Hg.): Regulierte Märkte. Zünfte und Kartelle, Zürich 2011, S. 25–38.
- Piccard, Gerhard: Papiererzeugung und Buchdruck in Basel bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts. Ein wirtschaftsgeschichtlicher Beitrag, Frankfurt a. M. 1966.
- Planta, Conradin von: Überregionale Netzwerke und Memoria. Die Kölner Benefactores der Kartause St. Margaretental zu Basel im 15. Jahrhundert, in: Geschichte in Köln. Zeitschrift für Stadt- und Regionalgeschichte 67, 2020, S. 85–114.
- Portmann, Rolf Ernst: Basler Einbürgerungspolitik 1358–1798. Mit einer Berufs- und Herkunftstatistik des Mittelalters, Basel 1979.
- Rapp, Anna; Stucky-Schürer, Monica: Zahn und wild. Basler und Strassburger Bildteppiche des 15. Jahrhunderts, Mainz 1990.
- Rapp Buri, Anna; Stucky-Schürer, Monica: Die Brandin. Vergabungen und religiöse Stiftungen einer frommen Witwe, in: Wunder, Heide; Burghartz, Susanna; Rippmann, Dorothee u. a. (Hg.): Eine Stadt der Frauen. Studien und Quellen zur Geschichte der Baslerinnen im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit (13.–17. Jh.), Basel 1995, S. 49–68.
- Rebetez, Jean-Claude: Fürstbistum und Diözese [Basel], in: Meles, Brigitte (Hg.): Der Basler Münsterschatz, Basel 2001, S. 200–209.
- Reicke, Daniel: Keller des 13. und 14. Jahrhunderts in Basel, in: Helmig, Guido; Scholkmann, Barbara; Untermann, Matthias (Hg.): Centre, Region, Periphery. Medieval Europe 2002 Basel Conference, Bd. 3, Hertingen 2002, S. 180–185.
- Reininghaus, Wilfried (Hg.): Quellen zur Geschichte der Handwerksgesellen im spätmittelalterlichen Basel, Basel 1982.
- Ribbert, Margret: Eines von «unsere schöne haidische füralthärthücher». Ein bislang unbekannter Basler Wirkteppich, in: Kunst und Architektur in der Schweiz 53, 2002, S. 18–25.
- Ribbert, Margret: Auf Basler Köpfen. Kulturgeschichtliche Aspekte von Hüten, Hauben, Mützen ..., Neujaarsblatt der GGG 181, Basel 2003.
- Richard, Olivier: Eidverweigerung und politische Partizipation in oberrheinischen Städten im 15. Jahrhundert, in: Richard, Olivier; Zeilinger, Gabriel (Hg.): La participation politique dans les villes du Rhin supérieur à la fin du Moyen Âge, Berlin 2017, S. 39–62.
- Rippmann, Dorothee: Bauern und Städter. Stadt-Land-Beziehungen im 15. Jahrhundert. Das Beispiel Basel, unter besonderer Berücksichtigung der Nahmarktbeziehungen und der sozialen Verhältnisse im Umland, Basel 1990.
- Rippmann, Dorothee: «Frauenwerk» und Männerarbeit. Gesinde, Tagelöhner und Tagelöhnerinnen in der spätmittelalterlichen Stadt, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 95, 1995, S. 5–42.
- Rippmann, Dorothee: Frauen und Handwerk. Gedanken zum Stadt-Land-Vergleich im Spätmittelalter, in: Simon-Muscheid, Katharina (Hg.): «Was nützt die Schusterin dem Schmied?» Frauen und Handwerk vor der Industrialisierung, Frankfurt a. M. 1998, S. 131–157.
- Rippmann, Dorothee: Wege zum städtischen Territorium, in: Ewald, Jürg; Marti, Reto (Hg.): Nah dran, weit weg. Geschichte des Kantons Basel-Landschaft, Bd. 2: Bauern und Herren, das Mittelalter, Liestal 2001, S. 101–122.
- Rippmann, Dorothee: Leben, Arbeit und materielle Kultur im Lichte pragmatischer Schriftlichkeit in der Schweiz, in: Gleba, Gudrun; Pedersen, Niels (Hg.): Wirtschafts- und Rechnungsbücher des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Göttingen 2015, S. 209–253.
- Rippmann, Dorothee; Kaufmann, Bruno; Schibler, Jörg u. a.: Basel Barfüsserkirche, Grabungen 1975–1977, Olten 1987.
- Rippmann, Dorothee; Simon, Christian; Simon-Muscheid, Katharina: Arbeit – Liebe – Streit. Texte zur Geschichte des Geschlechterverhältnisses und des Alltags. 15. bis 18. Jahrhundert, Liestal 1996.
- Rippmann, Dorothee; Simon-Muscheid, Katharina: Weibliche Lebensformen und Arbeitszusammenhänge im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Methoden, Ansätze und Postulate, in: Othenin-Girard, Mireille; Gossenreiter, Anna; Trautweiler, Sabine (Hg.): Frauen und Öffentlichkeit. Beiträge der 6. Schweizerischen Historikertagung, Baden 1991, S. 63–98.
- Ritscher, Alfred: Heinrich von Isny. Spuren des Vertrauten König Rudolfs von Habsburg, Basler Bischofs und Mainzer Erzbischofs und seiner Politik in der zeitgenössischen Publizistik, in: Buck, Thomas Martin (Hg.): Quellen, Kritik, Interpretation. Festgabe zum 60. Geburtstag von Hubert Mordek, Frankfurt a. M. 1999, S. 219–235.
- Roeck, Bernd; Stercken, Martina; Walter, François u. a.: Schweizer Städtebilder. Urbane Ikonographien (15.–20. Jahrhundert), Zürich 2013.
- Rosen, Josef: Kriegsausgaben im Spätmittelalter. Der militärische Aufwand in Basel

- 1360–1535, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 71, 1984, S. 457–484.
- Roth, Hansjörg: «Von Lyrimans wegen». Spuren einer Privatfehde gegen die Stadt Basel im frühen 15. Jahrhundert, Basel 1992.
- Roth Heege, Eva: Ofenkeramik und Kachelofen. Typologie, Terminologie und Rekonstruktion im deutschsprachigen Raum (CH, D, A, FL), Basel 2012.
- Saelens, Wout: Guild Brotherhood, Guild Capital? Social Network Strategies of Master Weavers and Drapers in Fourteenth-Century Ghent, in: The Low Countries Journal of Social and Economic History 16, 2019, S. 5–29.
- Sattler, Albert: Zur Geschichte der Reichsmünzstätte zu Basel, in: Basler Jahrbuch 1879, S. 202–210.
- Saxer, Ernst: Das Zollwesen der Stadt Basel bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, Basel 1923.
- Scarpattetti, Beat Matthias von: Die Kirche und das Augustiner-Chorherrenstift St. Leonhard in Basel (11./12. Jh.–1525). Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Basel und der späten Devotio Moderna, Basel 1974.
- Schäfer, Regina: Land-Stadt-Migration, in: Borgolte, Michael (Hg.): Migrationen im Mittelalter. Ein Handbuch, Berlin 2014, S. 311–318.
- Schärli, Beatrice; Matzke, Michael: Die Münzfunde vom Friedhof der ersten Basler Judengemeinde, in: Alder, Cornelia; Matt, Christoph Philipp: Der mittelalterliche Friedhof der ersten jüdischen Gemeinde in Basel. Ausgrabungen im Kollegiengebäude der Universität, Basel 2010, S. 99–135.
- Schernig Mráz, Monika; Allemann, Martin: Ein Affenleben in Basel, in: Geschichte vom Rande der Stadt. Die Ausgrabungen am St. Alban-Graben 2018 bis 2021, in: Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 2020, S. 102–113.
- Schib Stirnimann, Monika: Dass die Herrschaft von Österreich der Stadt Basel viel Leides tat. Der St. Jakoberkrieg – Basels Auseinandersetzung mit dem österreichischen Adel, in: Jenny, Kurt; Meyer, Werner; Geiser, Werner (Hg.): Ereignis – Mythos – Deutung 1444–1994 St. Jakob an der Birs, Basel 1994, S. 58–82.
- Schibler, Jörg; Hüster-Plogmann, Heidemarie: Tierknochenfunde aus mittelalterlichen Latrinen als Informationsquellen zur Wirtschafts-, Sozial-, Kultur- und Umweltgeschichte, in: Kamber, Pia; Keller, Christine (Hg.): Fundgruben. Stille Örtchen ausgeschöpft, Basel 1996, S. 77–86.
- Schlumbohm, Jürgen: Gesetze, die nicht durchgesetzt werden. Ein Strukturmerkmal des frühneuzeitlichen Staates?, in: Geschichte und Gesellschaft 23, 1997, S. 647–663.
- Schmid, Regula: Bündnisdynamik. Prolegomena zu einer Sozial- und Kulturgeschichte politischer Bündnisse im Mittelalter, in: Schmid, Regula; Hübner, Klara; Speich, Heinrich (Hg.): Bündnisdynamik. Träger, Ziele und Mittel politischer Bündnisse im Mittelalter, Wien; Zürich 2020, S. 3–18.
- Schmidt-Voges, Inken: Das Haus in der Vormoderne, in: Eibach, Joachim; Schmidt-Voges, Inken (Hg.): Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch, Berlin u. a. 2015, S. 1–18.
- Schmitt, Lothar: Sebastian Brant, Albrecht Dürer und das «Narrenschiff», in: Bergdolt, Klaus (Hg.): Sebastian Brant und die Kommunikationskultur um 1500, Wolfenbüttel 2010, S. 349–412.
- Schmitt, Sigrid: Städtische Gesellschaft und zwischenstädtische Kommunikation am Oberrhein. Netzwerke und Institutionen, in: Kurmann, Peter; Zotz, Thomas (Hg.): Historische Landschaft – Kunstlandschaft? Der Oberrhein im späten Mittelalter, Ostfildern 2008, S. 275–306.
- Schnell, Johannes: Rechtsquellen von Basel. Stadt und Land, 2 Bde., Basel 1856.
- Schönberg, Gustav: Finanzverhältnisse der Stadt Basel im 14. und 15. Jahrhundert, Tübingen 1879.
- Schönenberger, Karl: Das Bistum Basel während des grossen Schismas 1378–1415, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 26 und 27, 1927 und 1928, S. 73–143 und 115–189.
- Schramke, Marius: Tradition und Selbstbestimmung. Das geistliche Leben nicht-oberer Dominikanerinnenklöster in Süddeutschland im Spiegel ihrer Überlieferung, München 2020.
- Schubring, Klaus: Bemerkungen zum Flachslandteppich, in: Das Markgräflerland. Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur 57, 1995, S. 75–85.
- Schulte, Aloys: Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluss von Venedig, Leipzig 1900.
- Schulte, Aloys: Die Prozesse aus dem Handel von Hans und Heinrich Wiss, 1554–62, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 20, 1922, S. 344–359.
- Schultz, Sandra: Papierherstellung im deutschen Südwesten. Ein neues Gewerbe im späten Mittelalter, Berlin 2018.
- Schulz, Knut: Handwerksgesellen und Lohnarbeiter. Untersuchungen zur oberrheinischen und oberdeutschen Stadtgeschichte des 14. bis 17. Jahrhunderts, Sigmaringen 1985.
- Schulz, Knut: Handwerk, Zünfte und Gewerbe. Mittelalter und Renaissance, Darmstadt 2010.
- Schüpbach-Guggenbühl, Samuel: Schlüssel zur Macht. Verflechtungen und informelles Verhalten im Kleinen Rat zu Basel, 1570–1600, Basel 2002.
- Schüpbach-Guggenbühl, Samuel: Im Zeichen des Wolfs. Neue Geschichte E. E. Zunft zu Rebleuten, Basel 2015.
- Schweizer, Eduard: Die Gewerbe am Kleinbasler Teich, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 26, 1927, S. 1–71.
- Schweizer, Eduard: Die Wasserrechte am Rümelinbach, in: Basler Jahrbuch 1921, S. 253–291.
- Schwerhoff, Gerd: Blasphemie vor den Schranken der städtischen Justiz. Basel, Köln und Nürnberg im Vergleich (14.–17. Jahrhundert), in: Ius commune 25, 1998, S. 39–120.
- Schwinges, Rainer Christoph: Neubürger und Bürgerbücher im Reich des späten Mittelalters. Eine Einführung über die Quellen, in: Schwinges, Rainer Christoph; Studer, Barbara; Gerber, Roland (Hg.): Neubürger im späten Mittelalter. Migration und Austausch in der Städtelandschaft des alten Reiches (1250–1550), Berlin 2002, S. 17–52.
- Schwinges, Rainer Christoph: Basel in der europäischen Universitätslandschaft um 1500, in: Wallraff, Martin (Hg.): Gelehrte zwischen Humanismus und Reformation. Kontexte der Universitätsgründung in Basel 1460, Berlin u. a. 2011, S. 21–46.
- Scott, Tom: Regional Identity and Economic Change. The Upper Rhine, 1450–1600, Oxford; New York 1997.
- Sebastiani, Valentina: Die kulturelle, geistige und materielle Bedeutung des Bündnisses zwischen Humanismus und Druckwesen in Basel von 1477 bis 1513. Studie zur Zusammenarbeit zwischen Johannes Heynlin und Johannes Amerbach, in: Christ-von Wedel, Christine; Grosse, Sven; Hamm, Berndt (Hg.): Basel als Zentrum des geistigen Austauschs in der frühen Reformationszeit, Tübingen 2014, S. 79–95.
- Sebastiani, Valentina: Johann Froben, Printer of Basel. A Biographical Profile and Catalogue of His Editions, Leiden u. a. 2018.
- Seiler, Emil Rudolf: Die Geschichte E. E. Zunft zu Webern in Basel durch sieben Jahrhunderte, 1226–1923, Basel 1925.
- Selzer, Stephan: Deutsche Söldner im Italien des Trecento, Tübingen 2001.
- Sieber-Lehmann, Claudius: Neue Verhältnisse. Das eidgenössische Basel zu Beginn des 16. Jahrhunderts, in: Bellabarba, Marco; Stauber, Reinhard (Hg.): Territoriale Identität und politische Kultur in der Frühen Neuzeit, Bologna 1998, S. 271–299.
- Sieber-Lehmann, Claudius: Grenzen im spätmittelalterlichen Basel, in: Slanicka, Simona (Hg.): Begegnungen mit dem Mittelalter in Basel. Eine Vortragsreihe zur mediävistischen Forschung, Basel 2000, S. 185–205.
- Sieber-Lehmann, Claudius: Im Kräftefeld auswärtiger Mächte. Basel im ausgehenden 15. Jahrhundert, in: Kreis, Georg; Wartburg, Beat von (Hg.): Basel – Geschichte einer

- städtischen Gesellschaft, Basel 2000, S. 325–328.
- Sieber-Lehmann, Claudius: Schimpfen und Schirmen. Mülhausen, Basel und die Eidgenossen 1505–1515, in: Kaiser, Wolfgang; Sieber-Lehmann, Claudius (Hg.): Eidgenössische «Grenzfälle». Mülhausen und Genf, Basel 2001, S. 115–154.
- Sieber-Lehmann, Claudius: Das eidgenössische Basel. Eine Fallstudie zur Konstruktion herrschaftlich-politischer Grenzen in der Vormoderne, Basel 2002.
- Sieber-Lehmann, Claudius: Burgund und die Eidgenossenschaft. Zwei politische Aufsteiger, in: Krimm, Konrad; Brüning, Rainer (Hg.): Zwischen Habsburg und Burgund. Der Oberrhein als europäische Landschaft im 15. Jahrhundert, Ostfildern 2003, S. 95–111.
- Sieber-Lehmann, Claudius: Im Hinterland rumort es. Konflikte in eidgenössischen Stadtstaaten, in: Blicke, Peter; Adam, Thomas (Hg.): Bundschuh. Untergrombach 1502, das unruhige Reich und die Revolutionierbarkeit Europas, Stuttgart 2004, S. 216–234.
- Sieber-Lehmann, Claudius: Basel und «sein» Konzil, in: Müller, Heribert; Helmuth, Johannes (Hg.): Die Konzilien von Pisa (1409), Konstanz (1414–1418) und Basel (1431–1449). Institutionen und Personen, Ostfildern 2007, S. 173–204.
- Sieber-Lehmann, Claudius: Mit Wackernagel weiter kommen, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 112, 2012, S. 19–31.
- Sieber-Lehmann, Claudius: Ferner Kaiser gegen allzu nahen Bischof. Der Antwerpener Freiheitsbrief vom 19. August 1488 – ein zu Unrecht vergessenes Dokument, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 120, 2020, S. 5–28.
- Signori, Gabriela: Geschichte/n einer Strasse. Gedanken zur lebenszyklischen Dynamik und schichtenspezifischen Pluralität städtischer Haushalts- und Familienformen, in: Goetz, Werner (Hg.): Die Aktualität des Mittelalters, Bochum 2000, S. 191–230.
- Signori, Gabriela: Vorsorgen – Vererben – Erinnern. Kinder- und familienlose Erblasser in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters, Göttingen 2001.
- Signori, Gabriela: Altersvorsorge im Spannungsfeld von Recht und Pflicht (Basel, zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts), in: Lieberwirth, Rolf; Lück, Heiner (Hg.): Akten des 36. Deutschen Rechtshistorikertages Halle an der Saale 2006, Baden-Baden 2008, S. 327–345.
- Signori, Gabriela: Von der Paradiesehe zur Gütergemeinschaft. Die Ehe in der mittelalterlichen Lebens- und Vorstellungswelt, Frankfurt a.M. 2011.
- Signori, Gabriela: Das Schuldbuch des Basler Kaufmanns Ludwig Kilchmann (gest. 1518), Stuttgart 2014.
- Signori, Gabriela: Schuldenwirtschaft. Konsumenten- und Hypothekarkredite im spätmittelalterlichen Basel, Konstanz 2015.
- Signori, Gabriela: Kontingenzbewältigung durch Zukunftshandeln. Der spätmittelalterliche Leibrentenvertrag, in: Becker, Frank; Brakensiek, Stefan; Scheller, Benjamin (Hg.): Ermöglichen und Verhindern. Vom Umgang mit Kontingenzen, Frankfurt a.M. 2016, S. 117–142.
- Signori, Gabriela: Risikovermeidung. Der Platz der Sicherheiten im städtischen Kreditwesen des 15. Jahrhunderts, in: Scheller, Benjamin (Hg.): Kulturen des Risikos im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, Berlin 2019, S. 125–146.
- Simon-Muscheid, Katharina: Basler Handwerkszünfte im Spätmittelalter. Zunftinterne Strukturen und innerstädtische Konflikte, Bern 1988.
- Simon-Muscheid, Katharina: Gewalt und Ehre im spätmittelalterlichen Handwerk am Beispiel Basels, in: Zeitschrift für historische Forschung 18, 1991, S. 1–31.
- Simon-Muscheid, Katharina: Randgruppen, Bürgerschaft und Obrigkeit. Der Basler Kohlenberg, 14.–16. Jahrhundert, in: Burghartz, Susanna (Hg.): Spannungen und Widersprüche. Gedenkschrift für František Graus, Sigmaringen 1992, S. 203–225.
- Simon-Muscheid, Katharina: Konfliktkonstellationen im Handwerk des 14. bis 16. Jahrhunderts, in: Medium Aevum Quotidianum 27, 1993, S. 87–108.
- Simon-Muscheid, Katharina: Frauenarbeit und Delinquenz im spätmittelalterlichen Basler Textilgewerbe, in: Wunder, Heide: Eine Stadt der Frauen. Studien und Quellen zur Geschichte der Baslerinnen im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit (13.–17. Jahrhundert), 1995, S. 82–98.
- Simon-Muscheid, Katharina: «Schweizergelb» und «Judasfarbe». Nationale Ehre, Zeitschelte und Kleidermode um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, in: Zeitschrift für historische Forschung 22, 1995, S. 317–344.
- Simon-Muscheid, Katharina: Materielle Kultur des Mittelalters. Ein Spiegel der Normen handwerklicher Produktion?, in: Hundsbieler, Helmut; Jaritz, Gerhard; Kühtreiber, Thomas (Hg.): Die Vielfalt der Dinge. Neue Wege zur Analyse mittelalterlicher Sachkultur, Wien 1998, S. 375–397.
- Simon-Muscheid, Katharina: Reden und Schweigen vor Gericht. Klientelverhältnisse und Beziehungsgeflechte im Prozessverlauf, in: Häberlein, Mark (Hg.): Devianz, Widerstand und Herrschaftspraxis in der Vormoderne. Studien zu Konflikten im südwestdeutschen Raum (15.–18. Jahrhundert), Konstanz 1999, S. 35–52.
- Simon-Muscheid, Katharina: Die Stadt als temporärer Zufluchtsort. Flüchtlinge und Flüchtlingspolitik im 15. Jahrhundert, in: Gilomen, Hans-Jörg (Hg.): Migration in die Städte. Ausschluss, Assimilierung, Integration, Multikulturalität, Zürich 2000, S. 57–77.
- Simon-Muscheid, Katharina: Zunft-Trinkstuben und Bruderschaften. «Soziale Orte» und Beziehungsnetze im spätmittelalterlichen Basel, in: Fouquet, Gerhard; Steinbrink, Matthias; Zeilinger, Gabriel (Hg.): Geschlechtergesellschaften, Zunft-Trinkstuben und Bruderschaften in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten, Stuttgart 2003, S. 147–162.
- Simon-Muscheid, Katharina: Die Dinge im Schnittpunkt sozialer Beziehungsnetze. Reden und Objekte im Alltag (Oberrhein, 14.–16. Jahrhundert), Göttingen 2004.
- Simon-Muscheid, Katharina: Spätmittelalterliche Bruderschaften und Königreiche. Stadtübergreifende und überregionale Netzwerke mobiler Gruppen im eidgenössisch-elsässisch-badischen Raum, in: Escher-Apsner, Monika (Hg.): Mittelalterliche Bruderschaften in europäischen Städten, Frankfurt a.M. 2009, S. 255–291.
- Simon-Muscheid, Katharina: Standesgemässe Kleidung. Repräsentation und Abgrenzung durch Kleiderordnungen (13. bis 16. Jahrhundert), in: Holenstein, André; Meyer Schweizer, Ruth; Weddigen, Tristan u. a. (Hg.): Zweite Haut. Zur Kulturgeschichte der Kleidung. Referate einer Vorlesungsreihe des Collegium generale der Universität Bern im Herbstsemester 2007, Bern 2010, S. 91–125.
- Simon-Muscheid, Katharina: Arbeit und Armut im Spätmittelalter. Fürsorge, Selbsthilfe, Ausgrenzung, in: Mooser, Josef; Wenger, Simon (Hg.): Armut und Fürsorge in Basel. Armutspolitik vom 13. Jahrhundert bis heute, Basel 2011, S. 23–48.
- Soly, Hugo: The Political Economy of European Craft Guilds. Power Relations and Economic Strategies of Merchants and Master Artisans in the Medieval and Early Modern Textile Industries, in: International Review of Social History, Supplement 16, 2008, S. 45–71.
- Sommerer, Sabine: Wo einst die schönsten Frauen tanzten... Die Balkenmalereien im «Schönen Haus» in Basel (Nadelberg 6), Neujahrsblatt der GGG 182, Basel 2004.
- Speck, Dieter: Dominanz – Balance – Kooperation! Zur Rolle der Habsburger im oberrheinischen Machtgefüge zwischen 1379 und 1618, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 153, 2005, S. 309–356.
- Staehelin, Andreas: Die Geschichte des Staatsarchivs Basel. Von den Anfängen bis zur Ära Rudolf Wackernagel, Basel 2007.
- Staehelin, W. R.: Das Wappenbuch E. E. Zunft zum Schlüssel in Basel, 1514, in: Schweizerisches Archiv für Heraldik 62, 1948, S. 20–30.
- Stehlin, Karl: Regesten zur Geschichte des Buchdrucks bis zum Jahre 1500. Aus den

- Büchern des Basler Gerichtsarchivs, 3 Bde., Leipzig 1887.
- Stehlin, Karl: Fabrikate einer Basler Töpferwerkstätte 1397–1457, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 6, 1907, S. 160–163.
- Stehlin, Karl: Ein spanischer Bericht über ein Turnier in Schaffhausen im Jahr 1436, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 14, 1915, S. 145–176.
- Steinbrink, Matthias: Ulrich Meltinger. Ein Basler Kaufmann am Ende des 15. Jahrhunderts, Stuttgart 2007.
- Steinbrink, Matthias: Handeln am Oberrhein. Der Basler Kaufmann Ulrich Meltinger, in: Häberlein, Mark; Jeggle, Christof (Hg.): *Praktiken des Handels. Geschäfte und soziale Beziehungen europäischer Kaufleute in Mittelalter und früher Neuzeit*, Konstanz 2010, S. 191–208.
- Steinbrink, Matthias: Frauen im Geschäft. Das Beispiel der Verena Meltinger, in: Seggern, Harm von; Zeilinger, Gabriel (Hg.): *«Es geht um die Menschen»*. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Mittelalters für Gerhard Fouquet zum 60. Geburtstag, Frankfurt a. M. 2012, S. 177–188.
- Steiner, Susan: Fundbericht 2018, in: *Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt* 2018, S. 52–53.
- Steinmann, Martin: Die humanistische Schrift und die Anfänge des Humanismus in Basel, in: *Archiv für Diplomatik* 22, 1976, S. 376–437.
- Stintzi, Paul: Mülhausens Bündnis mit Basel und den 13 Orten, in: *Basler Stadtbuch* 1966, S. 13–25.
- Stromer, Wolfgang von: Innovation und Wachstum im Spätmittelalter. Die Erfindung der Drahtziehmühle als Stimulator, in: *Technikgeschichte* 44, 1977, S. 89–120.
- Stromer, Wolfgang von: Die Gründung der Baumwollindustrie in Mitteleuropa. Wirtschaftspolitik im Spätmittelalter, Stuttgart 1978.
- Studer, Monika: *Bibliotheca cartusiae Basiliensis*. Die Bibliothek der Basler Kartause mit besonderem Fokus auf die Zeit unter Prior Heinrich Arnoldi (1449–1480), in: Thali, Johanna; Palmer, Nigel F. (Hg.): *Raum und Medium. Literatur und Kultur in Basel in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin; Boston 2020, S. 287–314.
- Stürzebecher, Maria: Der Schatzfund aus der Michaelisstraße in Erfurt, in: Ostritz, Sven (Hg.): *Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt*, Bd. 1, Langenweißbach 2010, S. 60–323.
- Stürzebecher, Maria: Imitation und Nachahmung. Phänomene gotischer Goldschmiedekunst, in: Theune, Claudia; Eichert, Stefan (Hg.): *Wert(e)wandel. Objekt und kulturelle Praxis in Mittelalter und Neuzeit*, Wien 2016, S. 61–67.
- Tauber, Jürg: Herd und Ofen im Mittelalter, Olten 1980.
- Teuteberg, René: Das Kloster St. Alban und die Vorstadtgemeinschaft zum Hohen Dolder, Basel 1992.
- Thali, Johanna: *Raum und Medium. Fragestellungen und Bausteine zu einer Literaturgeschichte Basels*, in: Thali, Johanna; Palmer, Nigel F. (Hg.): *Raum und Medium. Literatur und Kultur in Basel in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin; Boston 2020, S. 13–86.
- Thommen, Heinrich: Vom Basler Buchdruck des 15. Jahrhunderts, in: *Basler Jahrbuch* 1953, S. 30–59.
- Thommen, Peter: Fundbericht, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 87, 1987, S. 221–222.
- Thommen, Peter: Fundbericht, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 88, 1988, S. 176–179.
- Thommen, Peter; Jaggi, Bernard: Ein mittelalterlicher Kernbau im Kleinbasel – Vorbericht über die Untersuchungen an der Unteren Rheingasse 8/10 (1985/2), in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 86, 1986, S. 232–240.
- Thommen, Rudolf: Basel und das Basler Konzil, in: *Basler Jahrbuch* 1895, S. 188–225.
- Tramèr, Stephan: Fundbericht, in: *Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt* 2001, S. 203–206.
- Tramèr, Stephan: Acht Jahrhunderte Bauen, Wohnen und Arbeiten im Kleinbasel. Das Haus zum Waldshut an der Unteren Rheingasse 12 Sälgergässlein 2, in: *Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege Basel-Stadt* 2016, S. 70–72.
- Tranter, Maria: Ketzerstadt Basel. Das mittelalterliche Basel als Projektionsfläche des 19. Jahrhunderts, in: Thali, Johanna; Palmer, Nigel F. (Hg.): *Raum und Medium. Literatur und Kultur in Basel in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin; Boston 2020, S. 475–492.
- Tscharner-Aue, Michaela von: Das Jahr 1402 in Basel und seine Nachwirkungen, Basel 1975.
- Tscharner-Aue, Michaela von: Die Wirtschaftsführung des Basler Spitals bis zum Jahre 1500. Ein Beitrag zur Geschichte der Löhne und Preise, Basel 1983.
- Tschudin, Peter F.: Handwerk, Handel, Humanismus. Zur Geschichte von Papier, Schrift und Druck in Basel, Basel 1984.
- Vernet, André: Les manuscrits grecs de Jean de Raguse († 1443), in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 61, 1961, S. 75–108.
- Vincent, John Martin: *Costume and Conduct in the Laws of Basel*, Bern, and Zurich. 1370–1800, Baltimore 1935.
- Virchow, Corinna: Basel, in: Schubert, Martin (Hg.): *Schreiborte des deutschen Mittelalters. Skriptorien – Werke – Mäzene*, Berlin 2013, S. 57–81.
- Vischer, Wilhelm: *Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529*, Basel 1860.
- Vischer-Merian, Karl: Henman Sevogel von Basel und sein Geschlecht, Basel 1880.
- Wackernagel, Rudolf: Bruderschaften und Zünfte zu Basel im Mittelalter, in: *Basler Jahrbuch* 1883, S. 220–249.
- Wackernagel, Rudolf: Andrea Gattaro von Padua. Tagebuch der venetianischen Gesandten beim Concil zu Basel 1433–1435, in: *Basler Jahrbuch* 1885, S. 1–58.
- Wackernagel, Rudolf: *Geschichte der Stadt Basel*, Basel 1907–1924.
- Walter, Bastian: Informationen, Wissen und Macht. Akteure und Techniken städtischer Außenpolitik. Bern, Straßburg und Basel im Kontext der Burgunderkriege (1468–1477), Stuttgart 2012.
- Walter, Bastian: Informell = inoffiziell? Die Bedeutung städteübergreifender Kontakte für die Aussenpolitik während der Burgunderkriege, in: Igel, Karsten; Lau, Thomas (Hg.): *Die Stadt im Raum. Vorstellungen, Entwürfe und Gestaltungen im vormodernen Europa*, Göttingen 2016, S. 293–308.
- Weber, Christoph Friedrich: Schriftstücke in der symbolischen Kommunikation zwischen Bischof Johann von Venningen (1458–1478) und der Stadt Basel, in: *Frühmittelalterliche Studien* 37, 2003, S. 355–383.
- Weber, Christoph Friedrich: Vom Herrschaftsverband zum Traditionsverband?, in: *Frühmittelalterliche Studien* 38, 2008, S. 449–491.
- Wehrli-Johns, Martina: Wie kommt der heilige Homobonus nach Basel? Vom Stadtpatron von Cremona zum Wappenträger der Schneider, in: Berger, Hans; Brunner, Christoph; Sigg, Otto (Hg.): *Mundo multa miracula*. Festschrift für Hans Conrad Peyer, Zürich 1992, S. 97–106, 233–236.
- Wehrli-Johns, Martina: «Tuo daz guote und lä daz übele». Das Fegefeuer als Sozialidee, in: Jezler, Peter (Hg.): *Himmel, Hölle, Fegefeuer*. Das Jenseits im Mittelalter. Ausstellungskatalog Schweizerisches Landesmuseum, Zürich 1994, S. 47–58.
- Wehrli-Johns, Martina: Voraussetzungen und Perspektiven mittelalterlicher Laienfrömmigkeit seit Innozenz III. Eine Auseinandersetzung mit Herbert Grundmanns «Religiöse Bewegungen», in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 104, 1996, S. 286–309.
- Wehrli-Johns, Martina: Die Strassburger Beginnenverfolgungen (1317–1319) und ihre Nachwirkungen im Basler Beginnenstreit (1405–1411). Neue Texte von Johannes Mulberg OP zum Basler Inquisitionsprozess, in: Quero-Sánchez, Andrés (Hg.): *Meister Eckharts Strassburger Jahrzehnt*, Stuttgart 2008, S. 141–170.
- Weis-Müller, Renée: Die Reform des Klosters Klingental und ihr Personenkreis, Basel

- 1956 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, 59).
- Weissen, Kurt: Die Medici-Bank in Basel (1433–44). Ihre Struktur und ihre Arbeitsweise im Verkehr mit Privatpersonen, Basel 1981.
- Weissen, Kurt: «An der stuer ist ganz nuett bezalt». Landesherrschaft, Verwaltung und Wirtschaft in den fürstbischöflichen Ämtern in der Umgebung Basels (1435–1525), Basel; Frankfurt a.M. 1994.
- Weissen, Kurt: Konsensfindung, Ungehorsam und Rebellion. Die Basler Bischöfe und ihre Untertanen im 15. Jahrhundert, in: Jahresbericht pro Klingentalmuseum 2015, S. 38–46.
- Weissen, Kurt: Ordnungsprinzipien und Störungen. Alltag im spätmittelalterlichen Basler Kaufhaus, in: Zeilinger, Gabriel; Ochs, Heidrun (Hg.): Kaufhäuser an Mittel- und Oberrhein im Spätmittelalter, Ostfildern 2019, S. 101–111.
- Welti, Manfred: Der Basler Buchdruck und Britannien. Die Rezeption britischen Gedankenguts in den Basler Pressen von den Anfängen bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts, Basel 1964.
- Wetter, O., Pfister, C., Weingartner, R. u.a.: The largest floods in the High Rhine basin since 1268 assessed from documentary and instrumental evidence, in: *Hydrological Sciences Journal* 56 (5), 2011, S. 733–758.
- Wild, Dölf; Böhmer, Roland: Die spätmittelalterlichen Wandmalereien im Haus «Zum Brunnenhof» in Zürich und ihre jüdischen Auftraggeber, in: *Zürcher Denkmalpflege*, Stadt Zürich, Bericht 1996, Zürich 1997, S. 15–33.
- Wild, Werner: Bischof von Basel gegen Grafen. Burgen im Machtkampf des mittleren 13. Jahrhunderts, in: Beck, Erik; Zotz, Thomas (Hg.): Burgen im Breisgau. Aspekte von Burg und Herrschaft im überregionalen Vergleich, Ostfildern 2012, S. 223–228.
- Wilhelmi, Thomas; Sieber-Lehmann, Claudius: In Helvetios – wider die Kuhschweizer. Fremd- und Feindbilder von den Schweizern in antieidgenössischen Texten aus der Zeit von 1386 bis 1532, Bern 1998 (Schweizer Texte. Neue Folge, 13).
- Winston-Allen, Anne: Women as Scribes and Illustrators in the Age of Reform. The Basel Connection, in: Thali, Johanna; Palmer, Nigel F. (Hg.): Raum und Medium. Literatur und Kultur in Basel in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Berlin; Boston 2020, S. 177–200.
- Zahnd, Ueli: Der Humanist und die Scholastiker. Alte Reaktionen auf ein Neues Testament?, in: *Theologische Zeitschrift* 73, 2017, S. 275–298.
- Zahnd, Ueli: Besitzen, Benutzen, Bewahren. Die Bibliothek des Johannes Heynlin, in: De Boer, Jan-Hendryk; Bubert, Marcel (Hg.): Absichten, Pläne, Strategien. Erkundungen eines Problems der Vormoderneforschung, Frankfurt a.M. 2018, S. 309–332.
- Zimmer, Katja: In Bökenwise und in tüfels hüten. Fasnacht im mittelalterlichen Basel, *Neujahrsblatt der GGG* 183, Basel 2005.
- Zingg, Christian: Der Weg zur Macht, in: *Jahrbuch E. E. Zunft zu Gartnern Basel* 2014, Basel 2015, S. 5–27.

ABBS	Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt
HMB	Historisches Museum Basel
KMB	Kunstmuseum Basel
StABS	Staatsarchiv Basel-Stadt
UB Basel	Universitätsbibliothek Basel

Umschlagabbildung:

Detail des Basler Kreuzsteins, 14./15. Jahrhundert. HMB, Inv. 1900.49., Foto Maurice Babey

- 1 ABBS, Foto Philippe Saurbeck
- 2 Quelle: StABS, BILD Wack. C1. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 3 ABBS, Peter von Holzen
- 4 Quelle: Jezler 1994, S. 14. Bearbeitung: Superdot Studio Basel
- 5 KMB, Inv. 1886.9a.65, Foto Martin P. Bühler
- 6 HMB, Inv. 1870.702., Foto Natascha Jansen
- 7 Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, Foto Hans Grunert
- 8 KMB, Inv. 1662.166.50, fol. P 4
- 9 HMB, Inv. 1905.1557., Foto Peter Portner
- 10 Fletcher Fund, 1919, Metropolitan Museum of Art, New York
- 11 UB Basel, UBH F II 18, fol. 13r
- 12 Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, Foto Peter Schulthess
- 13 KMB, Inv. 311
- 14 UB Basel, UBH AN V 57, fol. 2v
- 15 Quelle: StABS, BILD Wack. C1 / Matt; Jaggi 2011, S. 48. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 16 StABS, Brunn A. 5
- 17 StABS, Brunn A. 5
- 18 HMB, Inv. 1870.92., Foto Allan Eaton
- 19 UB Basel, UBH Schw MI 4
- 20 Quelle: NASA, SRTM, 2013; Rippmann 1990, S. 192–210. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 21 Stephan Jon Tramèr 2023
- 22 Stephan Jon Tramèr 2023
- 23 Quelle: Holzwart-Schäfer 2000. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 24 Quelle: Ammann 1950, S. 37
- 25 Quelle: NASA, SRTM, 2013; Meyer 2006, S. 67. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 26 StABS, BILD Wack. D 155
- 27 Quelle: UB Basel, UBH Schw MI 4. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 28 Quelle: Wetter 2011. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 29 StABS, BILD Schn.110
- 30 Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, Bauforschung
- 31 Foto Sabine Sommerer
- 32 Foto Sabine Sommerer
- 33 Foto Sabine Sommerer
- 34 HMB, Foto Peter Portner
- 35 Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, Foto Erik Schmidt
- 36 KMB, Inv. X.2186.24
- 37 Quelle: UB Basel, UBH Schw MI 4. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 38 Thüringisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, Weimar, Foto B. Stefan
- 39 Thüringisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, Weimar, Foto B. Stefan
- 40 HMB, Foto Andreas Niemz
- 41 HMB, Foto Andreas Niemz
- 42 Foto Claudia Modelmog
- 43 RMN-Grand Palais (Musée du Louvre) / Tony Querrec
- 44 KMB, Inv. 1662.166.3, fol. B 3
- 45 akq-images
- 46 Sammlung Wuerth, Inv. 14910, Wikimedia Commons
- 47 Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, Bauforschung
- 48 HMB, Inv. 1870.92., Foto Allan Eaton
- 49 Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, Bauforschung
- 50 Quelle: StABS, BILD Wack. C1. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 51 HMB, Inv. 1870.1277., Foto Peter Portner
- 52 StABS, Zunftarchiv Rebhaus 2, II, Foto icona basel, Christoph Gysin
- 53 UB Heidelberg, Cod. Pal. germ. 848, fol. 52r
- 54 HMB, Inv. 1981.88., Foto Peter Portner
- 55 HMB, Inv. 1882.87., Foto Peter Portner
- 56 KMB, Inv. 1676
- 57 Quelle: <https://opendata.swiss/de/dataset/situationsplan-1862>. Bearbeitung: Roger Harmon / Nico Görlich / Moritz Twente
- 58 Bayerische Staatsbibliothek, Rar.855#Beibd.I, B.I, fol. 56v
- 59 Stadt Zürich, Amt für Städtebau, Stadtarchäologie
- 60 HMB, Inv. 1939.374–384., Foto Natascha Jansen
- 61 HMB, Inv. 1870.595., Foto Philipp Emmel
- 62 HMB, Inv. 1904.21., Foto Natascha Jansen
- 63 Quelle: Simon-Muscheid 1988, S. 6–10
- 64 Quelle: Schulz 2010, S. 76 f.
- 65 Quelle: StABS, BILD Wack. C 1; Andreas Berger. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 66 HMB, Inv. 1981.10., Foto Maurice Babey
- 67 Quelle: <https://srtm.csi.cgiar.org>; Steinbrink 2007, S. 136. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 68 KMB, Inv. 1662.166.45, fol. P
- 69 HMB, Inv. 1880.61., Foto Maurice Babey
- 70 UB Basel, UBH Inc. 554
- 71 UB Basel, UBH FNP II 17-20, S. 5
- 72 Quelle: Kälin 1974, S. 209. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 73 UB Basel, UBH A III 19, Koran, fol. 129r
- 74 Foto icona basel, Christoph Gysin
- 75 Quelle: Terrain: Esri Inc., USA; Irsigler 2003, S. 233. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 76 Quelle: Terrain: Esri Inc., USA; Doswald 2004, S. 14. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 77 Quelle: Terrain: Esri Inc., USA; Ammann 1937, S. 29, 32 f., 42 f. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 78 Musée de l'Œuvre Notre-Dame de Strasbourg, Inv. MBA 97, Foto Musées de Strasbourg, M. Bertola
- 79 Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, Umzeichnung Stephan Jon Tramèr
- 80 Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, Foto A. Wyss
- 81 Quelle: StABS, PA 66 1
- 82 HMB, Inv. 2009.32., Foto Peter Portner
- 83 HMB, Inv. 1966.292.428.; ABBS, Foto Philippe Saurbeck
- 84 HMB, Inv. 2021.1896., Foto Alwin Seiler
- 85 HMB, Inv. 1909.462., Foto Alwin Seiler
- 86 HMB, Inv. 1937.350.38., Foto Alwin Seiler
- 87 HMB, Inv. 1966.276.5., Foto Alwin Seiler
- 88 HMB, Inv. 1966.292.2.; ABBS, Foto Philippe Saurbeck
- 89 HMB, Inv. 1946.160., Foto Alwin Seiler
- 90 ABBS, Foto HMB, Peter Portner
- 91 HMB, Inv. 1870.893., Foto Peter Portner
- 92 Quelle: NASA, SRTM, 2013; StABS, Klosterarchiv Kartaus Q II. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 93 Quelle: Signori 2014; Umrechnung nach Harms 1907. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 94 StABS, Klosterarchiv Kartaus Q 12
- 95 Quelle: Harms 1907, S. 640–672. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 96 Quelle: Harms 1907, S. 640–672
- 97 Quelle: StABS, BILD Wack. C 1; StABS, Klosterurkunden (Regesten), und StABS, HGB I. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 98 Quelle: StABS, St. Urk. 47; Fechter 1856, S. 27 f.; Kälble 2004. Bearbeitung: Superdot Studio Basel
- 99 Quelle: NASA, SRTM, 2013; Rebetez 2001, S. 200. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 100 ABBS, Umsetzung Peter von Holzen
- 101 HMB, Inv. 1900.49., Foto Maurice Babey
- 102 KMB, Inv. 32
- 103 UB Basel, UBH DA III 4a:2, S. 154
- 104 Quelle: Portmann 1979, S. 96–99; Rosen 1984, S. 477–479. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente

- 105 HMB, Inv. 1870.529., Foto Natascha Jansen
- 106 Quelle: Simon-Muscheid 1991, S. 30 f. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 107 Quelle: NASA, SRTM, 2013; Rippmann 2001, S. 199. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 108 Generallandesarchiv Karlsruhe, Hfk-Hs Nr. 133, 6, fol. 27r
- 109 Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, Foto Peter Schulthess
- 110 Luzern, Korporation Luzern, S 23 fol., p. 427 – Illustrated Chronicle by Diebold Schilling of Lucerne (Luzerner Schilling), <http://www.e-codices.ch/en/kol/S0023-2/427/0>
- 111 StABS, St. Urk. 329
- 112 Quelle: <https://srtm.csi.cgiar.org/>; BUB, Bde. 4, 6, 8; Trouillat 1852–1867. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 113 KMB, Inv. 1923.140
- 114 UB Basel, UBH DA III 4a:2, fol. 105r
- 115 KMB, Inv. Bi.259.3
- 116 HMB, Inv. 1884.46., Foto Andreas Niemz
- 117 Foto icona basel, Christoph Gysin
- 118 Quelle: NASA, SRTM, 2013; Schib Stirnimann 1994, S. 65. Bearbeitung: Nico Görlich / Moritz Twente
- 119 HMB, Inv. 1916.477., Foto Peter Portner
- 120 HMB, Inv. 1874.93., Foto Peter Portner
- 121 Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, Foto Christoph Teuwen
- 122 HMB, Inv. 1945.172., Foto Peter Portner
- 123 Foto icona basel, Christoph Gysin
- 124 HMB, Inv. 1893.101.1., Foto Andreas Niemz
- 125 KMB, Inv. U.X.91
- 126 HMB, Inv. 1881.195., Foto Peter Portner
- 127 HMB, Inv. 2007.474., Foto Peter Portner
- 128 Foto icona basel, Christoph Gysin
- 129 HMB, Inv. 1870.92., Foto Allan Eaton

A

Amerbach, Bonifacius (1495–1562) 263
 Amerbach, Johannes (ca. 1440–1513) 48, 49, 50, 51, 190
 Andlau (Familie) 101
 Andlau, Jakob von (erwähnt 1488, 1523) 100, 125
 Anna (Königin), s. Hohenberg, Anna
 Aquin, Thomas von (1225–1274) 188
 Aristoteles (384–322 v. Chr.) 46
 Assisi, Franz von (1181–1226) 24
 Augustinus (354–430) 146

B

Baden, Markgraf Karl von (erwähnt 1461) 286
 Basel, Bischof von
 – Chalou, Johann von (1300–1335) 293
 – Fleckenstein, Johann von (gest. 1467) 253
 – Isny, Heinrich von (ca. 1222–1288) 274, 277
 – Neuenburg, Heinrich von (gest. 1274) 252, 276, 277
 – Pfirt, Berthold von (gest. 1262) 130
 – Rotberg, Arnold von (ca. 1394–1458) 166
 – Senn von Münsingen, Johann (ca. 1308–1365) 252, 253
 – Utenheim, Christoph von (ca. 1450–1527) 253
 – Venningen, Johannes von (1409–1478) 121, 124
 – Vienne, Johann von (gest. 1382) 220, 253, 287
 – zu Rhein, Friedrich (gest. 1451) 276
 – zu Rhein, Kaspar (1433–1502) 252

Bär (Familie) 231

Bärenfels, Adalberg von (erwähnt 1441, 1445) 296

Barizza, Gasparino (ca. 1360–ca. 1431) 47

Basel, Elisabeth von (erwähnt 1455) 179, 180, 181

Bechberg, Henman von (erwähnt 1374) 210

Berardi, Giovanni (gest. 1449) 42

Bibliander, Theodor (1505–1564) 192

Bischof, Andreas (erwähnt 1504) 221

Bischof, Hans (erwähnt 1402) 244

Brand, Margaretha (erwähnt 1454, gest. 1474) 183

Brant, Sebastian (1458–1521) 44, 45, 47, 50, 55, 158, 159, 257, 259, 289

Brillinger, Hieronymus (1469–1537) 86, 310

Brüglinger, Hans (gest. 1456) 295

Büchel, Emanuel (1705–1775) 30

Bussnang, Karl von (erwähnt 1461) 286

C

Cicero, Marcus Tullius (106–43 v. Chr.) 47

Colmarer Dominikanerchronist (1221–ca. 1305) 22, 308

Constantinus (Grossvater Konrads zum Schönen Haus, vor 1237) 96

Cremona, Homobonus von (Heiliger) (ca. 1150–1197) 135

D

Dachs, Adelheid (erwähnt 1455) 179, 180
 David, Heinrich (erwähnt 1504) 221
 Dentatus, Manius Curius (gest. 240 v. Chr.) 292
 Dominikus (Heiliger) (ca. 1170–1221) 24
 Dürer, Albrecht (1471–1528) 45

E

Eptingen (Familie) 41, 267
 Eptingen, Gredanna (auch Margaretha Anna) von (erwähnt 1436, gest. 1447) 144
 Eptingen, Bernhard von (erwähnt 1465) 286
 Eptingen, Konrad von (erwähnt 1420) 302
 Eugen IV. (Papst, 1383–1447) 42

F

Felix (Papst, 1383–1451) 42
 Folz, Hans (erwähnt 1473) 213
 Friedrich II. (Kaiser, 1194–1250) 24, 245
 Friedrich III. (Kaiser, 1415–1493) 216, 275, 287, 295
 Froben, Johannes (ca. 1460–1527) 39, 51
 Fugger, Jakob (der Reiche) (1459–1525) 298
 Fürstenberg, Graf Heinrich von (erwähnt 1333) 286
 Furter, Michael (gest. 1517) 52, 53

G

Galliziani (Familie) 70, 186, 189
 Galliziani, Anton (ca. 1429–1497) 191
 Ganser (Schuhmacher, erwähnt 1456) 116
 Gattaro, Andrea (ca. 1370–ca. 1454) 176
 Geroldseck, Friedrich von (erwähnt 1366) 286
 Glaser, Anton (ca. 1482–1551) 305
 Gotman s. Cremona, Homobonus von
 Graf, Urs (ca. 1485–ca. 1527) 155, 303
 Gurlin, Hans (erwähnt ca. 1450) 213
 Gutenberg, Johannes von (ca. 1400–1468) 186

H

Habsburg, von (s. auch Ortsregister, Österreich, Vorlande) 17, 79, 141, 145, 250, 252, 261, 266, 267, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 281, 285, 286, 287, 295–297
 Habsburg, Albrecht von (1298–1358) 293, 296
 Habsburg, Leopold von (1351–1386) 143, 278
 Habsburg, Rudolf von (s. auch Rudolf I., 1218–1291) 276, 296
 Habsburg, Sigismund von (1427–1496) 280
 Halbysen, Heinrich (d. Ä.) (ca. 1390–1451) 186, 213
 Hauingen, Heinz Peter von (erwähnt 1456) 116
 Heinrich II. (Kaiser, Heiliger) (973–1024) 33, 254
 Helmut, Andreas (erwähnt 1487) 191
 Hertenberg, Konrad von (erwähnt 1268, 1300) 96
 Hess, Hieronymus (1799–1850) 292
 Heynlin, Johannes (ca. 1430–1496) 37, 47, 48, 50
 Hiltbrand, Hans (erwähnt 1495) 181

Hohenberg, Anna (zuvor Gertrud) von (Königin, erwähnt 1453, gest. 1481) 277
 Holbein, Ambrosius (1494–1519) 50, 102
 Holbein, Hans (d. J.) (1497–1543) 39, 102, 118, 123, 125, 180, 292

I

Irmy (Familie) 231
 Irmy, Balthasar (erwähnt 1492) 184

J

Jacklin, Lorenz (erwähnt 1495) 181
 Jesus (von Nazaret, erwähnt ca. 7 v. Chr.–33) 31, 33, 34, 43, 54, 123, 154
 Julius II. (Papst, 1443–1513) 305

K

Karl der Grosse (Kaiser) (ca. 747–814) 217
 Karl der Kühne (1433–1477) 274, 280, 297, 298, 299
 Karl IV. (Kaiser, 1316–1378) 207, 249, 279
 Kessler, Niklaus (ca. 1445–ca. 1519) 215
 Kilchen, Werner von (erwähnt 1430, gest. vor 1450) 213
 Kilchmann (Familie) 232
 Kilchmann, Ludwig (1450–1518) 224, 225
 Klingen, Walther von (1240–ca. 1286) 53
 Kolmbus, Christoph (1451–1506) 52, 53
 Kunigunde (Kaiserin, Heilige) (ca. 980–ca. 1033) 33, 254
 Kyburg, Grafen von (erwähnt 1327, 1333, 1374) 286

L

Langenstein, Barbara (erwähnt 1454) 183
 Laufen, Agnes von (erwähnt 1453) 103, 105, 106, 107, 108
 Lichtenberg, Herren von (erwähnt 1366, 1461) 286
 Ludwig, Konrad s. Hertenberg, Konrad von
 Ludwig der Krämer (erwähnt 1237, 1268) 96
 Ludwig IV. (Kaiser) (1282–1347) 34
 Lupfen, Graf Johann von (erwähnt 1461) 286
 Luther, Martin (1483–1546) 34, 51, 54
 Lyrmann (Kaufmann, erwähnt ca. 1425) 293

M

Mansfeld, Burkhard von (erwähnt 1427) 300
 Martin (Heiliger) (ca. 316–397) 258
 Massmünster, Henslin von (erwähnt 1450) 239
 Maximilian I. (Kaiser) (1459–1519) 220, 278, 292
 Medici (Familie) 192, 215
 Meltinger, Heinrich (1471, gest. 1531) 142, 213, 231, 245
 Meltinger, Ulrich (gest. ca. 1504) 72, 73, 142, 176, 177, 210, 213, 214, 215, 216, 231, 245
 Merlo, Juan de (1375–1443) 302
 Metzger, Katharina (erwähnt 1392) 179
 Meyer zum Hasen, Jakob (1482–1531) 123, 142, 232, 247, 304

- Morand, Conrad (um 1510–vor 1573) 69, 131, 143, 312
- Mörsberg, Peter von (erwähnt 1462) 286
- Mulberg, Johannes (ca. 1350–1414) 37, 38, 39, 40
- Münch von Münchenstein (Familie) 267
- Münchenstein, Ursula (erwähnt 1455) 179
- Myconius, Oswald (1488–1552) 39, 50
- N**
- Nidau, Graf von (erwähnt 1333) S. 286
- Nördlingen, Heinrich von (ca. 1332–ca. 1351) 35
- O**
- Ochsenstein, Otto von (erwähnt 1366) 286
- Oekolampad, Johannes (1482–1531) 54
- Offenburg (Familie) 232
- Offenburg, Agnes (Ehefrau des Offenburg, Stephan, erwähnt um 1400) s. Laufen, Agnes von
- Offenburg, Henman (1379–1459) 104, 105, 106, 142, 169, 247, 267, 291
- Offenburg, Peter (1458–1514) 104, 106, 247, 275
- Offenburg, Stephan (gest. 1430) 214, 215
- Oporin, Johannes (1507–1568) 192
- P**
- Pantaleon (Heiliger) (gest. ca. 305) 138
- Peiger, Ludwig (erwähnt 1481) 116
- Piccolomini, Enea Silvio (1405–1464) 11, 44, 64, 122, 150, 151, 192, 216, 138, 279, 293, 309
- Pius II. (Papst) s. Piccolomini, Enea Silvio
- R**
- Ragusa, Johannes von (1395–1443) 192
- Ramstein, Heinrich von (gest. 1318) 302
- Rappoltstein, Herren von (erwähnt 1366, 1461) 286
- Ravensburg, Heinrich von (erwähnt 1262, 1273) 132
- Reich von Reichenstein (Familie) 101, 267
- Reuchlin, Johannes (1455–1522) 49
- Rhein, Pfalzgrafen bei (erwähnt 1423, 1461) 286
- Richel, Bernhard (gest. 1482) 186, 194
- Rieher, Heinrich (gest. nach 1501) 231, 244, 245
- Robin (erwähnt 1394) 158
- Roseck, Hans (erwähnt 1455) 179
- Rotterdam, Erasmus von (1466–1536) 36, 39, 44, 45, 48, 180
- Rudolf I. (König, 1218–1291) 261, 274
- Ruppel, Berthold (gest. 1494) 186, 194
- Rüsch, Nikolaus (gest. 1506) 289
- Ryff, Andreas (1550–1603) 238
- S**
- Schaler, Peter (gest. 1308) 239
- Scherer, Hartman (erwähnt 1386) 210
- Schill, Emil (1870–1958) 210
- Schilling, Diebold (ca. 1460–1523) 86, 281
- Schinken, Henslin (erwähnt 1481) 116
- Schöneegg, Hüglin von (erwähnt 1354, 1376) 301, 302, 303
- Sevogel, Henman (ca. 1410–1444) 144
- Sierentz, Meister von (erwähnt ca. 1450) 258
- Sigismund (Kaiser, 1368–1437) 154
- Sinze, Konrad (erwähnt 1355) 209
- Steinacher, Jakob (erwähnt 1490) 185
- Strassburg, Nikolaus von (erwähnt 1315, 1331) 28, 54
- Stützensberg, Klaus (erwähnt 1441, 1448) 214
- T**
- Theobald (Heiliger) (ca. 1033–ca. 1066) 301
- Thierstein (Grafen) 244, 287
- Thierstein, Oswald von (ca. 1435–1488) 288
- Thierstein, Otto von (erwähnt 1383, gest. 1418) 265
- Thierstein, Sigmund von (erwähnt 1374) 286
- U**
- Ursi, Johannes (erwähnt 1454, gest. ca. 1498) 79
- W**
- Wackernagel, Rudolf (1855–1925) 65, 238, 252, 282, 305
- Walch, Johann (erwähnt 1335) 76
- Waldmann, Hans (ca. 1435–1489) 304
- Waltenhein, Anton (erwähnt 1497) 242
- Walther, Martin (erwähnt 1455) 179
- Wenssler, Michael (erwähnt 1462, gest. 1512) 185, 186, 188, 190, 191, 227
- Wimpfeling, Jakob (1450–1528) 49
- Wiss, Agnes s. Laufen, Agnes von
- Wiss, Hans (gest. ca. 1450) 103, 105, 106, 107, 108, 124
- Witz, Konrad (ca. 1405–ca. 1446) 208, 258
- Wolfeisen, Fridlin (erwähnt 1481) 116
- Wolfer, Peter (erwähnt 1444, 1454) 212, 213
- Wurstisen, Christian (1544–1588) 84
- Y**
- Ychel (gest. 1435) 154, 155
- Z**
- zem Haupt, Konrad (1425) 232
- zem Rüst, Konrad (erwähnt 1455) 179
- Zschan, Hans (erwähnt 1491, 1501) 63
- Zschanhie, Jan (erwähnt 1473) 213
- Zscheckenbürlin (Familie) 231, 242
- Zscheckenbürlin, Hieronymus (1461–1536) 226, 227
- Zscheckenbürlin, Maria (erwähnt 1511, 1513) 223, 224
- zu Rhein, Burkhard (erwähnt 1420) 301
- zu Rhein, Clara (gest. 1455) 101 f.
- Zum Schönen Haus, Konrad s. Hertenberg, Konrad von
- Zwingli, Huldreich (1484–1531) 51, 54

A

Aachen 206
 Aarau 205
 Aare 87
 Aargau 275, 286, 294
 Aarschot 206
 Afrika 11, 13, 217
 Allenwindenmühle 186
 Allschwil 62, 69, 70, 72, 73
 Allschwiler Weiher 62
 Almschwiler (F) 223
 Alpen 86, 176, 204
 Altkirch 82
 Amerika 52
 Antwerpen 203, 275
 Anwil 205, 266
 Augsburg 184, 203, 213, 298
 Augst 205, 266
 Avignon 21, 34, 250, 254, 277, 302

B

Baden 207, 252, 286
 Balsthal 210, 251
 Barcelona 103, 203, 213
 Basel (bis zum äusseren Mauerring)
 Andreaskapelle 135
 Äschentor 80
 Augustiner-Eremiten 119, 238
 Ballhof 135, 204, 209
 Bischofshof (s. auch Schürhof) 165, 249
 Barfüsser(kirche) 22, 23, 26, 37, 40, 77, 85, 112, 130
 Barfüsserplatz 26, 202, 208, 209
 Bruderholz 68
 Falknerstrasse 26, 74, 75
 Fischmarkt 208, 209
 Freie Strasse 240
 Friedhof, jüdischer 152
 Fronwaage 210
 Gerbergasse 26, 60, 135, 153, 202, 204, 208
 Gnadental (Kloster) 23, 40, 130, 152
 Haus Lörrach 75, 76
 Haus am Totentanz 8 131
 Haus zum Brauer 112
 Haus zum Seufzen 141
 Haus zum Grossen Keller 209
 Haus zum hohen Dolder 140
 Haus zur Mücke 141
 Hohenfirstenhof 300
 Kartause 23, 32, 47, 48, 226, 233
 Kaufhaus 84, 202, 204, 210, 211, 212, 216, 221, 228, 231, 233
 Klingental 23, 30, 32, 41, 55, 69, 76, 91, 96, 100, 101, 102, 125, 132, 133, 145, 159, 169, 183, 293
 Kohlenberg 26, 34, 90, 158, 159, 255
 Kornhaus 152
 Kornmarkt (heute Marktplatz) 79, 83, 89, 112, 134, 153, 208, 209, 254

Marktplatz 79, 134, 173, 208, 209, 240, 249, 253, 254
 Münster 23, 32, 33, 36, 38, 47, 48, 61, 62, 63, 64, 76, 80, 100, 101, 105, 146, 148, 149, 154, 165, 166, 192, 241, 250, 257, 277, 308, 310, 312
 Münsterplatz 62, 100, 101, 119, 134, 141, 143, 144, 146, 149, 208, 238
 Münsterhügel 23, 64, 165, 240, 249
 Nadelberg 96, 97, 101, 104, 218
 Petersberg 104, 134, 141, 164
 Petersgasse 209
 Prediger(kirche, -konvent) 23, 27, 38, 40, 44, 46, 62, 84
 Petersplatz 82, 146, 150, 151, 152, 159, 255
 Rathaus 33, 82, 84, 136, 216, 222, 243, 248, 249, 253, 254, 264, 292
 Rheinbrücke 15, 87, 132, 206, 207, 312
 Rheingasse 109
 Rheintor 80, 89
 Rindermarkt 208
 Rümelinbach 67, 90, 172
 Salzhaus, Salzturm 210
 Schönes Haus 96, 97, 98, 218, 219
 Schürhof 100, 101
 Schützenmattstrasse 11 131
 Spalenberg 103, 104, 106, 125, 153, 240
 Spalenvorstadt 62, 130, 131, 152
 Spital 77, 113, 123, 124, 169, 240, 257
 St. Alban 11, 23, 24, 60, 61, 62, 67, 71, 76, 80, 130, 132, 140, 141, 159, 186, 194
 St. Alban-Graben 11
 St. Alban-Vorstadt 24, 159
 St. Clara 23, 41, 61, 133
 St. Johann (Johanniter) 23
 St. Johannis-Vorstadt 130, 296, 312
 St. Leonhard 23, 26, 40, 47, 62, 64, 70, 71, 73, 77, 80, 100, 113, 175, 240, 305
 St. Maria Magdalena s. Steinenkloster
 St. Martin 23, 62, 80, 112, 312
 St. Peter 23, 32, 62, 64, 80, 96, 100, 104, 105, 122, 150, 152, 240, 241
 St. Theodor 23, 50, 138, 140
 St. Ulrich 23, 257
 Stadtbach 67
 Stadtmauer 26, 61, 70, 79, 81, 82, 83, 88, 89, 97, 104, 129, 132, 133, 152, 158, 171, 207, 249, 255, 259, 293, 294, 296
 Steinenkloster 22, 23, 40, 62, 67, 85, 240St.
 Steinenvorstadt 60, 159, 172, 173, 219, 296
 Talstadt 74, 104, 109, 165, 209
 Totengässlein 153
 Turm beim Lindenbrunnen 140
 Vorstädte 15, 23, 82, 129, 130, 132, 133, 134, 136, 139, 164, 241, 255, 257, 263, 296
 Weisse Gasse 74, 75
 Werkhof 82, 152, 171

Beinheim 211, 214
 Benken 73
 Bern 86, 210, 230, 280, 286, 287, 294, 297, 304
 Bettingen 266
 Biberach 178, 205
 Biel-Benken 266
 Bielersee 87
 Binningen 266
 Binzen 73
 Birs 15, 60, 66, 280, 295, 299, 302
 Birsig 15, 26, 60, 61, 62, 64, 67, 70, 74, 75, 81, 85, 88, 90, 150, 165, 172, 240, 254
 Blansingen 73
 Böckten 266
 Bodensee 203, 204, 278
 Boppard 206
 Bottmingen 266
 Breisach 286
 Breisgau 204, 217, 227, 282, 286, 296
 Brüssel 206
 Bubendorf 266
 Burgund 17, 79, 203, 204, 227, 229, 244, 274, 275, 277, 279, 280, 289, 290, 293, 295, 296, 298, 299, 306
 Butzbach 206

C

Cádiz 52
 Champagne 204, 215, 233
 Colmar 22, 37, 71, 177, 179, 181, 251, 280, 286, 308

D

Delémont/Delsberg 82, 120, 205, 250, 251, 252, 274
 Dendermonde 206
 Dieburg 206
 Diegten 266
 Diest 206
 Dietwyler (F) 223
 Dominikaner s. Basel, Prediger
 Dominikanerinnen s. Basel, Klingental und Basel, Steinenkloster
 Düren 206

E

Efringen (-Kirchen) 122
 Egringen 73
 Ehnheim 286
 Eimeldingen 73
 Elsass 22, 25, 65, 69, 78, 104, 111, 130, 159, 173, 177, 211, 212, 220, 223, 229, 241, 250, 259, 266, 275, 276, 279, 282, 287, 294, 307
 Eltville 206
 Endingen 286
 England 39, 71, 176, 177, 183, 190, 202, 204, 298
 Eptingen 266
 Erfurt 47, 106, 107, 203

F

Farnsburg (Burg und Amt) 266, 288, 297
Ferrara 41, 42
Ferrette s. Pfirt
Flandern 177, 202, 204, 206
Florenz 203, 217
Florimont 82
Franche-Comté 205
Frankfurt a. M. 81, 177, 189, 190, 203, 205, 206, 211, 212, 214, 215, 216, 222, 288, 299
Frankreich 34, 175, 189, 219, 254, 258, 277, 282, 294, 295, 297, 304
Franziskaner s. Basel, Barfüsser
Franziskanerinnen s. Basel, St. Clara und Basel, Gnaden-tal
Fraumünster (Zürich) 218
Freiburg i. Br. 49, 146, 177, 205, 276, 284, 286, 287
Freiburg i. Ue. 177, 214, 280
Frenkendorf 266
Friedberg 206
Füllinsdorf 266

G

Genf 189, 203, 212
Gengenbach 286
Gent 206
Genua 80, 81, 203, 206
Glarus 177
Gonzen 231
Gotthard 202, 203, 205, 206
Grandson 274, 297, 298
Grenzach 73
Gundeldingen 62, 68, 247

H

Hachenburg 206
Hagenau 286
Hauenstein 71, 205, 284
Hégenheim 73, 223
Helfrantzkirch 73
Herborn 206
Héricourt 300
Hertenberg (Burg bei Lörrach) 96, 98
Hésingue 96
Holee 62, 73
Hölstein 266
Homburg (Amt) 265, 266
Huningue 73

I

Inzlingen 73
Italien 71, 135, 151, 176, 186, 189, 190, 192, 194, 202, 204, 212, 213, 222, 242, 301, 302, 305, 309
Ittingen 266

J

Jura 66, 87, 203, 204, 205

K

Kander 87
Kappelen (F) 223
Kaysersberg 286
Kembs 207, 251
Kenzingen 286
Klarissen s. Basel, St. Clara und Basel, Gnaden-tal
Kleinbasel (einzelne Orte siehe auch Basel) 23, 60, 61, 62, 64, 65, 67, 70, 76, 81, 82, 83, 130, 132, 133, 134, 136, 138, 143, 177, 186, 248, 249, 250, 257, 278, 312
Kleinhüningen 73, 266
Köln 27, 28, 79, 148, 189, 203, 206, 215, 308
Königstein 206
Konstantinopel 44
Konstanz 40, 42, 169, 184, 250, 286, 291, 308
Kreuznach 206
Kuba 52

L

Landser 82
Laufen 82
Lausanne 41, 283
Leipzig 47, 189
Leymen 223
Lier 206
Liestal 82, 144, 205, 251, 265, 266, 297
Limburg 206
Lindau 286
Lombardei 96, 204, 232
Löwen 206
Lüneburg 219
Luzern 205, 215, 232, 281, 304

M

Maastricht 206
Magstatt 72, 223
Mailand 203, 209, 214, 297, 304
Mainz 156, 186, 206, 252, 286
Marburg 206
Margarethenhügel 62
Marignano 17, 303
Markgräfler Land 69
Markgrafschaft 177
Märkt 73
Masevaux/Masmünster (F) 177, 226
Mayen 206
Mechelen 206
Michelbach (F) 223
Moldawien 71
Montabaur 206
Montbéliard 71
Mulhouse/Mülhausen 69, 83, 118, 205, 251, 279, 286
Münchenstein 73, 179, 266, 267, 269
Munster (F) 286
Murten 297
MuttENZ 73, 266

N

Nancy 274, 297
Neuenburg am Rhein 116, 286
Neuwiler 73
Nidau 280, 286
Niederlande 202, 275
Norditalien 176, 202
Nürnberg 37, 79, 176, 184, 186, 189, 203, 204, 206, 212, 213

O

Oberelsass 250, 279
Oberrhein 16, 48, 49, 167, 175, 176, 177, 220, 273, 278, 279, 280, 307
Oberwil 73
Offenburg 286
Öflingen 73
Olten 82, 205, 266
Österreich 194, 207, 220, 275, 276, 288, 294, 295, 297
Ötlingen 73
Oxford 27

P

Paris 27, 28, 47, 48, 49, 189, 203
Pavia 305
Pfeffingen 299
Pfirt (Grafschaft) 276
Pforzheim 177
Plancher-les-Mines 226
Pommern 71
Porrentruy/Pruntrut 82, 120, 205, 250, 251, 252, 274, 284
Pratteln 266

R

Ramstein 266
Ranspach/Ransbach 223
Ravensburg 286
Reichenstein 101, 267, 269
Reichweiler 286
Rhein 15, 41, 62, 65, 69, 85, 86, 90, 130, 132, 133, 138, 140, 141, 159, 173, 203, 204, 206, 207, 255, 278, 279, 296, 298, 311, 312
Rheinfelden 73, 82, 205, 211, 251, 266, 286, 297
Rhône 81
Riehen 65, 96, 266
Rom 11, 34, 37, 40, 52, 232, 302
Rosheim 286
Rothenfluh 266
Rötteln (Herrschaft) 225

S

Säckingen 82
Saint-Amarin (Johanniterhaus) 76
Savoyen 42, 192, 212, 283
Schaffhausen 144, 242, 282
Schallbach 73
Schauenburg 104, 105

Schlettstadt 49, 169, 280, 286
 Schopfheim 82
 Schwaben 194, 204, 278, 282
 Schwarzes Meer 81
 Schwarzwald 66, 69, 276
 Schwyz 286
 Sélestat, s. Schlettstadt
 Seligenstadt 206
 Seltz 286
 Sempach 278
 Siechenhaus St. Jakob (s. auch St. Jakob an der Birs) 231, 245
 Sint-Truiden 206
 Sissach 266
 Solothurn 177, 205, 251, 252, 266, 267, 280, 286, 288, 294, 297, 303
 Spanien 52, 144, 192, 204, 302
 St. Blasien 132
 St. Gallen 215, 286
 St. Jakob an der Birs 280, 295, 299, 302
 St. Ursanne 82
 Stetten (F) 223
 Strasbourg/Strassburg 22, 28, 44, 49, 54, 79, 82, 152, 155, 169, 175, 177, 185, 203, 205, 207, 216, 229, 239, 252, 274, 278, 279, 280, 282, 284, 286, 287, 300, 301
 Süddeutschland 111, 176, 193, 203, 229, 259
 Sundgau 282, 286
 Synagoge 152, 153
 Syrien 176

T

Therwil 73
 Thienen 206
 Thunersee 87
 Todtnau 226
 Treysa 206

U

Überlingen 286
 Ungarn 71
 Unterwalden 286
 Uri 286

V

Venedig 135, 176, 189, 203, 204, 208, 215
 Veneto 204
 Vilvoorde 206
 Vogesen 69
 Vorlande, habsburgische 276, 277, 279

W

Waldenburg (Amt und Ort) 82, 142, 144, 265, 266
 Wartenberg 266
 Weilburg 206
 Weissenburg 286
 Wettingen (Kloster) 132

Wetzlar 206
 Wien 38, 189, 275, 277
 Wiese (Fluss) 15, 60, 61, 65, 66, 207, 256
 Winterthur 232
 Wissembourg 206
 Wittlingen 73
 Worms 206, 286
 Würzburg 37

Z

Zichem 206
 Zofingen 218
 Zunzgen 266
 Zürich 51, 66, 79, 145, 150, 156, 157, 175, 177, 189, 192, 204, 205, 218, 225, 280, 286, 304
 Zurzach 203, 205, 216
 Zwingen 205

Autorinnen und Autoren

Andreas Berger studierte Geschichte und Englisch und promovierte an der Universität Basel zu einer Arbeit über die Präsenz des Jüdischen in seiner physischen Absenz im frühneuzeitlichen Basel. Als SNF-Stipendiat war er von 2022 bis 2023 als Visiting Fellow an der Yale University tätig. Seit 2024 forscht er an der Universität Bern zur indirekten Selbsttötung in der Frühen Neuzeit sowie zum humanistischen Interesse an jüdischen und hebräischen Inschriften. Jüngste Publikationen: «Stadt ohne Juden? Präsenz und Absenz in der Frühen Neuzeit» (Basel 2023) sowie «Bodies in Pain. Early Modern Suicide by Proxy» (Oxford 2024).

Lucas Burkart ist seit 2012 Professor für Geschichte an der Universität Basel. Forschungsinteressen umfassen die Kultur- und Verflechtungsgeschichte in Mittelalter und Renaissance, die Geschichte materieller Kulturen sowie der Renaissancehistoriografie. Derzeit betreut er die kritische Ausgabe der Werke von Jacob Burckhardt. Jüngste Publikationen: «Materialized Identities. Objects, Affects and Effects in Early Modern Culture, 1450–1750» (Amsterdam 2021) sowie «Burckhardt. Renaissance. Erkundungen und Relektüren eines Klassikers» (Göttingen 2021). Laufende Forschungsprojekte: «Ökonomien des Raums. Praktiken, Diskurse und Akteure auf dem Basler Immobilienmarkt (1400–1700)» sowie «Digitales Schaudapot. #Digitale Kuration #Technologien #Storytelling».

Benjamin Hitz studierte Geschichte in Lausanne und promovierte in Luzern mit einer Arbeit zum eidgenössischen Solddienst im 16. Jahrhundert. In seiner in Basel eingereichten Habilitationsschrift beschäftigte er sich mit Schuldennetzwerken und städtischer Ökonomie im Basel des 15. Jahrhunderts. Seit 2021 ist er Privatdozent und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Basel. Jüngste Publikationen: «Ein Netz von Schulden. Schuldbeziehungen und Gerichtsnutzung im spätmittelalterlichen Basel» (Stuttgart 2022) sowie «Risikokapital und Schuldenberge. Drucker und Papiermacher im spätmittelalterlichen Basel als Handwerker und Unternehmer», in: «Sebastian Brant, das «Narrenschiff» und der frühe Buchdruck in Basel» (Basel 2023).

Pia Kamber arbeitet als Kuratorin der Archäologischen Abteilung im Historischen Museum Basel. Neben der wissenschaftlichen Betreuung einer umfangreichen Sammlung konzipiert sie Ausstellungen und Ausstellungskataloge zur Stadtgeschichte Basels. Sie hat Ur- und Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie an der Universität Basel studiert und dort auch das Nachdiplomstudium Kulturmanagement abgeschlossen.

Christoph Philipp Matt, geboren 1953, ist aufgewachsen und lebt in Basel/Birsfelden. Studium der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie, Schweizer Geschichte (mit Mittelalterarchäologie) und Volkskunde in Basel. Ein Jahr Assistenz am Römermuseum Augst, langjährige Tätigkeit bei der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt insbesondere in den Bereichen Stadt und Mittelalter/Neuzeit.

Claudia Modellmog hat Mittelalterliche Geschichte und Philosophie in Berlin studiert und mit einer Arbeit über «Königliche Stiftungen des Mittelalters und ihre Wirklichkeiten» promoviert. Nach Forschungen zur Weitergabe von Erb- und Ehegütern in der adlig-eidgenössischen Aristokratie im 14. Jahrhundert ist sie zu Stadt.Geschichte.Basel gestossen und arbeitet inzwischen als freie Historikerin. Ausgewählte Publikationen: «Zürich 1218 – Ferner Anfang der Gegenwart» (2018, <https://www.stadt-zuerich.ch/zuerich1218>) und «Königsfelden. Königsmord, Kloster, Klinik» (Zürich 2012).

Oliver Wetter, assoziierter Forscher an der Abteilung Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte der Universität Bern. Arbeitsschwerpunkte sind historische Klimatologie und Risikoanalyse im Zusammenhang mit dem aktuellen Klimawandel.

Bei der Arbeit an diesem Band haben wir von sehr vielen Menschen Unterstützung erhalten.

Über ein Jahr lang hat Michael Jucker als Mitarbeiter des Teams von Band 3 massgeblich an der Konzeption des Bandes mitgearbeitet, viele Vorarbeiten geleistet und auch noch Rückmeldung zu Entwürfen gegeben, nachdem er das Team verlassen hatte. Sehr wichtig für uns war auch Christoph Matt, der sich immer wieder mit uns zusammengesetzt und seine archäologische Expertise eingebracht hat.

Für Gespräche über die Anlage des Bandes, für die kritische Lektüre einzelner Passagen oder Kapitel, für Hinweise auf Literatur, uns überlassene Daten und technische Unterstützung danken wir: Nathalie Büsser, Lina Gafner, Hans-Jörg Gilomen, Elsanne Gilomen-Schenkel, Roger Harmon, Iris Holzward-Schäfer, Ludolf Kuchenbuch, Frank Löbbecke, Jeremias Modellmog, Martin Möhle, Marcel Müllerburg, Alexandra Nørgaard, Conradin von Planta, Thomas Raoseta, Marcus Sandl, Daniel Sidler, Claudius Sieber-Lehmann, Beat von Scarpatetti, Martin Steinmann und Stefan Jon Tramèr.

Für viele kollegiale Gespräche danken wir dem gesamten Team von Stadt.Geschichte.Basel. Die Mitglieder der Projektleitung, Lina Gafner, Patrick Kury, Moritz Mähr und Cristina Münch, haben uns beständig im Hintergrund unterstützt und den Austausch im Gesamtprojekt mit guten Gesprächsformaten am Laufen gehalten. Die Herausgeber:innen haben uns über den Tellerrand unseres Bandes sowie des darin untersuchten Zeitraums blicken lassen, uns inspiriert und auf Kurs gehalten.

Unverzichtbar waren uns Rat und Hilfe, die uns die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Archiven, Bibliotheken, Museen und anderen Institutionen gewährt haben – mit Gesprächen, Recherchen und der Bereitstellung von Materialien. Wir danken: Esther Baur und dem Team des Staatsarchivs Basel, Ueli Dill für die Universitätsbibliothek Basel, Andrea Casoli, Pia Kamber, Gudrun Piller, Margret Ribbert, Sabine Söll und Daniel Suter (Historisches Museum Basel), Marco Bernasconi, Guido Lassau, Norbert Spichtig (Archäologische Bodenforschung), Frank Löbbecke und Martin Möhle (Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt).

Wir danken Rosmarie Anzenberger für ihr treffsicheres Lektorat, Iris Becher und dem Christoph Merian Verlag für die umsichtige Unterstützung bei

der Gestaltung und Drucklegung des Bandes. Seitens der Projektleitung hat Cristina Münch die Produktion des Bandes mit grosser Sorgfalt begleitet. Nico Görlich und Moritz Twente haben uns bei der Erstellung der Karten und Infografiken unterstützt.

Ihnen allen möchten wir herzlich danken.

Stadt.Geschichte.Basel

- Band 1 Auf dem langen Weg zur Stadt.
50 000 v. Chr. – 800 n. Chr.
- Band 2 Eine Bischofsstadt zwischen
Oberrhein und Jura. 800–1273
- Band 3 Stadt in Verhandlung. 1250–1530
- Band 4 Aufbrüche, Krisen, Transformationen.
1510–1790
- Band 5 Hinter der Mauer, vor der Moderne.
1760–1859
- Band 6 Die beschleunigte Stadt. 1856–1914
- Band 7 Stadt an der Grenze in einer Zeit
der Gefährdung. 1912–1966
- Band 8 Auf dem Weg ins Jetzt. Seit 1960
- Band 9 Stadträume. Offen und begrenzt,
gestaltet und umkämpft
- Band 10 Überblicksband

Stiftungsrat

Regina Wecker, Stiftungsratspräsidentin
Andreas Burckhardt
Robert Labhardt (bis Oktober 2021)
Christoph Lanz
Antonia Schmidlin (seit Oktober 2021)
Barbara Schneider
Marie-Louise Stamm
Benedikt Wyss

Herausgeber:innengremium

Caroline Arni
Esther Baur
Susanna Burghartz
Lucas Burkart
Marc Fehlmann (bis April 2023)
Martin Lengwiler
Peter-Andrew Schwarz

Projektleitung

Patrick Kury
Cristina Münch
Lina Gafner (bis Juli 2022)

Projektleitung digital

Moritz Mähr

Vermittlung

Sabina Lutz

Data Stewards

Nico Görlich
Moritz Twente
Cristina Münch

Dank

Folgende Institutionen, Stiftungen und Personen haben dank ihrer grosszügigen finanziellen Unterstützung das Projekt ermöglicht:

Kanton Basel-Stadt
Swisslos-Fonds Basel-Stadt
Swisslos-Fonds Basel-Landschaft

Christoph Merian Stiftung
Dr. H. A. Vögelin-Bienz-Stiftung
E. E. Zunft zu Hausgenossen
Ernst Göhner Stiftung
Historisch-Antiquarische Gesellschaft
zu Basel
Max Geldner-Stiftung
Moritz Straus-Stiftung
Sulger-Stiftung
UBS Kulturstiftung
Verein Basler Geschichte



Kanton Basel-Stadt



SWISSLOS-Fonds
Basel-Stadt

BASEL
LANDSCHAFT
SWISSLOS

cms
Christoph Merian Stiftung

ERNST GÖHNER STIFTUNG



m MAX GELDNER
STIFTUNG

SULGER-STIFTUNG

Ing. A. Aegerter + Dr. O. Bosshardt AG
Bank J. Safra Sarasin AG
Basel Tourismus
Bell AG
Felix Labhardt
Iseli Optik AG
K. Schweizer AG
Manor AG
Novartis
PAX, Schweizerische Lebensversicherungs-
Gesellschaft AG
Raiffeisen Schweiz AG
Rapp Management AG
Schachenmann + Co. AG
Vischer Architekten AG
Völlmy AG

Und weitere Spenderinnen und Spender,
die nicht namentlich genannt sein wollen.

Band 3

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2024 Christoph Merian Verlag

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial 4.0 Lizenz (BY-NC). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für nicht-kommerzielle Zwecke. Eine kommerzielle Nutzung ist nur mit gesonderter Genehmigung des Urhebers gestattet. <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/> Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Herausgeber: Lucas Burkart

Text und Redaktion: Lucas Burkart,
Benjamin Hitz, Claudia Modellmog
Beiträge: Andreas Berger, Pia Kamber,
Christoph Matt, Oliver Wetter
Bild- und Infografikredaktion: Nico Görlich,
Moritz Twente, Cristina Münch
Korrektur: Rosmarie Anzenberger, Basel
Gestaltung und Satz: icona basel
Lithos: Gremp AG, Basel/Pratteln
Umsetzung Open Access: Moritz Mähr,
Open Science Universität Basel

ISBN 978-3-03969-003-9 (Printausgabe)
DOI <https://doi.org/10.21255/sgb-03-345800>
merianverlag.ch
stadtgeschichtebasel.ch